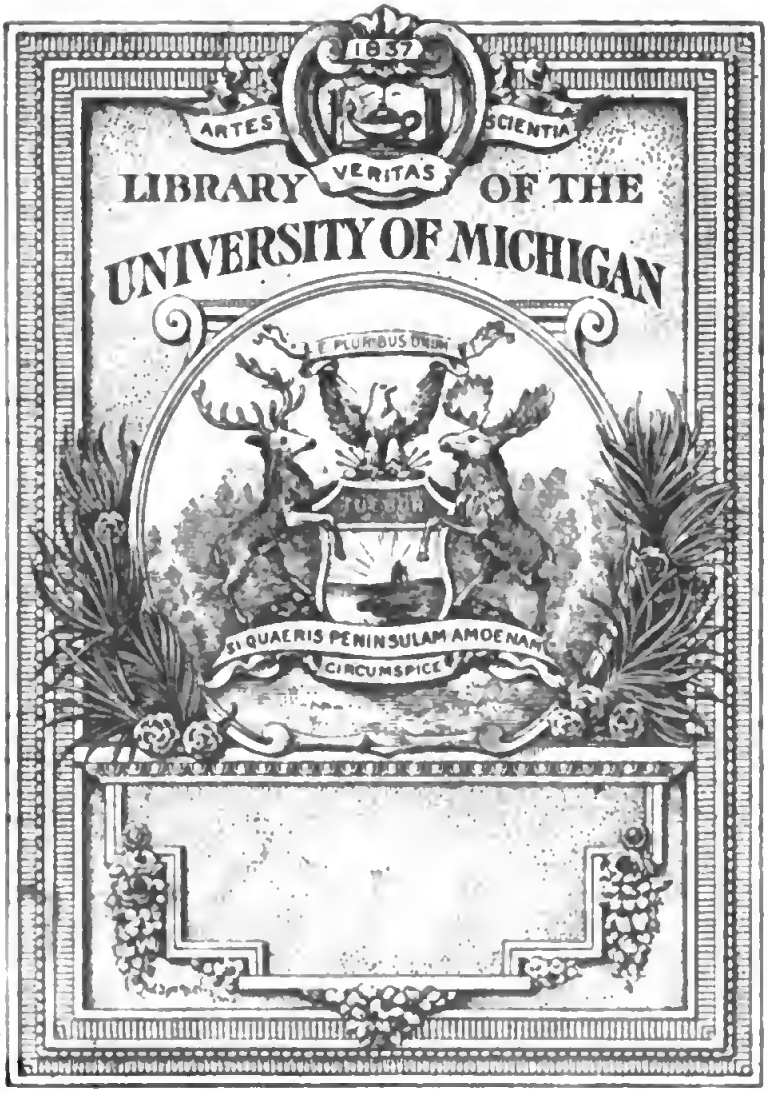
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz.

P30.6
B58

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Stolze Naturen. Roman von L. Haidheim. (Fortsetzung)	5
Die Hexen von Lineck. Novelle von Schmidt-Weißenfels	85
Der Gouverneur von Bengalen. Biographische Skizze von Florian Greif	187
Die „Malerei der Nadel". Beitrag zur Geschichte des Kunstgewerbes. Von Gottfried Pfeuffer . .	199
Die Stadt der Bettler. Reiseskizze von S. Augustin	214
Leuchtende Thiere. Naturwissenschaftliche Skizze von Professor Dr. W. Heß	227
Ein Ritter der Heerstraße. Altenglisches Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Klara Reichner	240
Mannigfaltiges:	
Eine Tauchergesellschaft	251
Sonderbare Bräuche	253
Eine Prophezeiung aus Dankbarkeit	254
Die Negerrepublik Liberia	255
Auch ein Sport	256
Feines Kunstverständniß	256

Stolze Naturen.

Roman

von

L. Haidheim.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gleich nach dem Tode von Rosanna's Mutter war es im Hause des Ministers eine Weile besser geworden. Des Vaters Schulden wurden plötzlich bezahlt, und Rosanna hatte mit heißem Schmerz oft daran gedacht, wie glücklich die Mutter gewesen sein würde über das nun wieder ruhigere und friedlichere Leben im Hause.

Aber erst langsam und bald immer mehr und schneller war es dann wieder den alten Weg gegangen, und wenn Rosanna an so manchen tieferen Blick dachte, den sie in ihres Vaters Geldverhältnisse gethan, und so manche demüthigende Erinnerung betreffs der Leute, welche des Vaters Geldlieferanten schienen, und für die der stolze Minister doch nie zu stolz gewesen, so beneidete sie Ilona, dies fröhliche, unbefangene Kind an ihrer Seite, das da so harmlos plauderte und ohne jede falsche Scham die engen, aber geordneten häuslichen Verhältnisse verrieth, in welchen es lebte.

Digitized by Google

Und hätte Rosanna gewußt, daß ihr Vater dem kleinen arglosen Onkel Walter die Dokumente und Papiere abgeliehen, die dessen mäßiges Vermögen repräsentirten! Hätte sie geahnt, daß ihr Vater diese Papiere schon nicht mehr besaß! Aber von solchen Dingen träumte selbst Onkel Walter nicht einmal; er hatte kein Verständniß für das, was der Minister ihm da vorredete von einem großen Börsencoup und von Hausse und Baisse, und all' diesen Dingen; ja, er hörte nicht einmal zu. Die Dokumente gab er ohne Zaudern hin, und als der Minister ihm einen Schuldschein ausstellen wollte, da fand er das überflüssig, und es erschien ihm viel wichtiger, eine neue Sorte edelsten Burgunders der Begutachtung seines Bruders zu unterstellen. — Nun, Rosanna wußte nichts von dieser Angelegenheit. Sie schritt mit Ilona v. Reydewik durch die belebtesten Theile des Parks, überall Grüße empfangend und erwiedernd und sich an den funkelnden Blicken des jungen Mädchens ergötzend. Dazwischen verstand sie es, die Kleine von dem großen Manöver des letzten Sommers plaudern zu machen, und — o, diese schlaue Rosanna! — sich von dem Grafen Igor erzählen zu lassen! Die Kleine plauderte gern; das Manöver war das große Ereigniß ihres sechzehnjährigen Lebens, sie schwärmte für den Grafen und erzählte der mit heimlicher Wonne Lauschenden, das sei so recht ein Herr gewesen, von dem man als Bestes nur sage: ein ganzer Mann!

Zur Abwechselung erzählte dann Rosanna ihrerseits, wer jener alte Herr mit den vielen Ordenssternen, oder jene Dame in der schönen Equipage sei, und Ilona war

ganz geblendet von all' den vornehmen Namen, deren Träger so freundlich grüßend sich nach Baroneſſe Roſanna umſchauten.

Da ſahen ſie plötzlich eine anſtändig gekleidete Frau von mittleren Jahren haſtig an ihnen vorbei auf einen Poliziſten zuſtürzen und hörten ſie in höchſter Aufregung rufen: „Großer Gott, Herr Inſpektor, helfen Sie! Sie iſt noch nicht wieder da! Kein Menſch hat ſie geſehen — ſie — ſie—!" Und dann brach die Frau zuſammen und ſank bewußtlos vor dem Polizeibeamten nieder, unmittelbar neben Roſanna und Ilona.

„Na, das fehlt auch noch," murmelte Jener ärgerlich.

„Wer iſt die Unglückliche? Stirbt ſie?" hatte Roſanna v. Tiefenried gerufen, und ſtatt, wie es Hunderte gethan haben würden, eilig fortzugehen, war ſie ſchon bei der in tiefer Ohnmacht Daliegenden und bemühte ſich um ſie.

Der Poliziſt erkannte die Baroneſſe — wer hätte die ſchöne junge Dame, die man oft neben dem Vater im Wagen oder zu Pferde ſah, nicht gekannt?

„Sie iſt eine Kaufmannswittwe, ihre Tochter, meint ſie, habe ſich in's Waſſer geſtürzt oder dergleichen; aber wollen gnädige Baroneſſe nicht lieber —?"

Der Poliziſt wagte ſeine Aufforderung nicht weiter auszuſprechen; Roſanna fühlte auch ſelbſt, ſie durfte nicht hier bleiben, wenn ſie nicht die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wollte. Es hatte ſich im Nu auf der belebten Promenade ein Haufen Neugieriger um ſie und die bewußtloſe Frau geſchaart, Ilona ſtand ganz beängſtigt und dunkel-

Digitized by Google

roth vor Verlegenheit über all' die erstaunten Blicke, die nun natürlich auch sie trafen, da, und eben traten zwei andere Polizisten herzu. Man hob die Frau auf, Rosanna hörte, daß Jemand sie erkannte und einen Namen nannte; jetzt zum Glück sah sie den Studenten, Onkel Walter's zweiten jungen Schützling, wie er eilig und blaß herzutrat.

„Sollte es wahr sein, daß die junge Dame den Tod gesucht?" fragte er mit einem Blick auf die Frau, die man wegtrug und mit höflichem Gruß, aber in sichtlicher großer Erregung den Polizei-Inspektor, und während dieser achselzuckend erwiederte: „Fräulein Maienbach ist nach der Aussage ihrer Mutter seit gestern Abend verschwunden," hatte er Rosanna und Ilona und diese ihn erkannt.

„Herr Feldner!"

„Baronesse! Gnädiges Fräulein!"

Sie hatten sich schon aus dem Gewühl zurückgezogen, das immer mehr anwuchs, und in dem Jemand nun die Geschichte erzählte, die jetzt als neueste Neuigkeit durch die Stadt lief.

Nun wußte Rosanna auch, warum ihr der Name bekannt klang; sie hatte das schöne Mädchen, das räthselhafterweise jetzt verschwunden war, bei dem öffentlichen Konzert eines Gesangvereins gesehen, diese strahlend schöne Blondine, die in der That mit Recht für das schönste Mädchen der Stadt galt.

Herr Feldner war ganz aufgeregt, er leugnete auch keinen Augenblick seine tiefe Theilnahme für Dora Maienbach.

„Wir" — er meinte sein Corps — „schwärmten eigentlich Alle für sie, aber Keiner hat jemals ihre Bekanntschaft

gemacht; die Mutter, sagte man, hielte sie sehr zurück, die beiden Damen lebten völlig eingezogen, und man weiß nur, daß die Mutter früher bessere Tage gesehen hat."

Dabei begleitete er Rosanna und Ilona; in allen Gruppen sprach man lebhaft, mehrfach hörten sie, daß von Selbstmord die Rede war, oder daß man fragte: „Was kann sie aber dazu bewogen haben?"

Die unglückliche Mutter! Rosanna hatte immer diese zusammenbrechende Frau vor Augen, hörte immer diese versagende Stimme, mit der sie — ach, wohl wie oft heute schon — flehte: „Helfen Sie!"

Und das schöne, lebensfrische Mädchen sollte sich in den Fluß gestürzt haben?

Ganz erschüttert besprachen die Drei noch den Vorfall, als Graf Igor dazu kam.

Er sah sehr verstimmt aus, aber als er Rosanna erkannte, flog ein so warmer Sonnenschein über sein Gesicht, daß sie in hellem Glück nicht minder freudvoll ihn anlächelte.

Sie gaben sich die Hand wie alte gute Freunde, es war, als wenn sie Beide empfanden: „Wir halten zu einander!" so energisch war der flüchtige Händedruck, dann erkannte er erst Ilona, die mit freudig glänzenden klugen Augen daneben stand und Alles gar wohl beobachtete.

Graf Igor begrüßte sie auf das Verbindlichste, indem er seinem Erstaunen Worte gab, seine junge Gastfreundin vom Manöver mit Baronesse Rosanna bekannt zu sehen.

Diese erklärte, Ilona sei Onkel Walter's Gast, man ging zusammen weiter, Herr Feldner mit der Schwester seines Freundes hinter den beiden Anderen. Der junge

Digitized by Google

Herr war auf das Angenehmste überrascht, Ilona heute bei Tage viel hübscher zu finden, als gestern Abend, wo sie erschreckt, unangenehm berührt darüber, daß sie den Bruder nicht antraf und sich dem Professor als Gast aufoktroyiren mußte, ziemlich einsilbig und verstimmt in dessen Stube saß. Und sie war heute auch so viel mittheilsamer! Es imponirte Herrn Feldner nebenbei, Ilona in so vornehmer Gesellschaft so wohl bekannt und gut gelitten zu sehen, und sie empfand das, und es hob sie in ihrem eigenen Bewußtsein, so daß sie sich plötzlich freier fühlte und gab.

„Sie sahen so finster aus, Graf," sagte Rosanna, nachdem sie Igor flüchtig erzählt, es werde ein junges Mädchen, eine der Schönheiten der Stadt, seit gestern Abend vermißt, und man fürchte, sie habe sich ein Leid angethan.

Er nahm die Mittheilung ziemlich gleichgiltig hin, ihn schien Wichtigeres — für ihn Wichtigeres zu beschäftigen.

„Dienstliches, Baronesse! Sie wissen, man macht mir das Leben sauer, wo und wie man kann!" sagte er ausweichend, als sie ihn darum fragte.

Sie blickte ihn ernst und mitleidig an.

„Nicht wahr, Baronesse, Sie pflichten mir darin bei, ich muß, soweit ich kann, dem Rechte zum Sieg verhelfen, wie und gegen wen es auch sei?" sagte er und sah ihr in die Augen.

„Ja, Graf! Sie können nicht anders, es wäre gegen Ihre Natur!" sagte sie leise, und unter seinem Blick zog es wie Wonneschauer durch ihr Herz.

„Und wenn ich thue, was meine Pflicht ist, Rosanna, werden Sie nie an mir irre werden?" fragte er wiederum.

Digitized by Google

„Niemals!“ hauchte sie.

Eine tiefe Gluth flog über sein Gesicht, und eine Bewegung malte sich in seinen Augen und Zügen, die auch ein arglos er Beobachter so verstanden haben würde, als dränge sich dem Grafen das Geständniß seiner Liebe auf die Lippen.

Die sekundenlange Pause wurde von Rosanna unterbrochen. Diese hatte sich gefaßt.

„Ich habe viel an das gedacht, Graf Igor, was Papa Ihnen gestern sagte und was man auch sonst oft als eine Erfahrung hinstellt: die Könige fordern wohl immer Wahrheit, aber sie mögen sie dennoch oft genug nicht hören! Und da dachte ich weiter, wie Ihr Herz leiden würde, wenn Sie eines Tages Undank, Verkennung, Gleichgiltigkeit fänden.“

„Nicht für mich, Baronesse! Ich habe mich erst in der letzten Nacht noch einmal ernstlich geprüft. Ihres Vaters und Bruders gleichlautende Anklage, ich sei sehr ehrgeizig, hat mich dazu bewogen. Ich müßte lügen, Rosanna, wenn ich jeden Ehrgeiz leugnen wollte, ich habe ein gutes Theil davon, aber ich suche in dem Kampfe, dem ich entgegengehe, nicht meinen Ruhm und meine Ehre, sondern —“

„Kampf? O Graf, ich sehe Ihnen an, es ist etwas geschehen?“ rief Rosanna mit gedämpfter Stimme, aber voll Angst.

Er lächelte sie seltsam an, es lag fieberhafte Kampfeslust in seinen Augen, zugleich aber die Gewißheit des Triumphes. Sie sah, wie schon öfter, es war etwas in

dieſen Blicken, was unbezwinglich ſchien, und doch waren ſie daneben ſo warm und — o, ſo liebevoll! Er wußte ſelbſt nicht, wie ſeine Augen ſein Herz bei jedem Blick verriethen.

„Mir ſind heute früh Dinge zur Kenntniß gekommen, Dinge, Roſanna, zu denen kein ehrlicher Mann ſchweigen ſoll. Und dennoch ſchweigen die, welche außer mir darum wiſſen, ſchweigen aus Muthloſigkeit, aus Rückſichten aller Art — der Egoismus hat immer Gründe. Ich aber will und werde nicht ſchweigen, ich werde zum König gehen, werde ihm Alles entdecken und es wird einen fürchterlichen Eclat geben.“

„Und mein Vater, Igor? Warum reden Sie nicht lieber mit ihm? Sie wiſſen, der König iſt krank,“ rief ſie, immer in der Furcht, einen offenen Streit zwiſchen dem Vater und dem geliebten Manne ausbrechen zu ſehen.

Er konnte ihr nicht ſagen: „Weil Dein Vater gerade das höchſte Intereſſe hat, die Sache unbeſprochen zu laſſen.“ So erwiederte er nur: „Sie ſahen ſelbſt, wie wenig Gewicht Ihr Vater auf meine Worte legt, Roſanna. Er wird ſehr erzürnt auf mich werden, ich fürchte ſogar, daß ich hart mit ihm aneinander gerathe, und, Roſanna, der Kampf wird ernſt werden.“

„O Gott, Graf!“

Sie kannte ihn, ſie wußte, wie hartnäckig, wie unermüdlich er in dieſem Streite ſein würde. Und ihr Vater?

Der Miniſter, der ſo leicht Igor's Verfahren perſönlich nahm, der ſich in ſeiner Dienſtehre, wie es ſchien, angegriffen ſehen würde! Eine troſtloſe Perſpektive!

Digitized by Google

„Rosanna!“ Es war nur ein Wort, nur ihr Name, den er sprach, und eine ganze Welt lag in dem einen Namen. Wieder wurde er roth und blaß, und dann furchte sich seine Stirne und seine Lippen schlossen sich so fest, als wolle er sie hindern, für nun und alle Zeit je wieder ein Wort zu verrathen von dem, was da in ihm stürmte.

Aber dann, als er ihre Bewegung und ihren angstvollen scheuen Blick sah, sprach er doch: „Baronesse, wenn es einen Krieg gäbe bis auf das Messer, wenn man Ihnen von mir viel Schlimmes sagte, und ich wäre nicht da, mich zu vertheidigen, so würde ich in allem Streit und Geschrei es als einen süßen Trost ansehen, wenn ich denken dürfte, Sie und die gnädige Frau“ — er meinte die alte Frau v. Hillberg — „blieben allezeit überzeugt, daß ich nur aus Pflichtgefühl kämpfe, daß ich nicht meinen Nutzen will, sondern die Ehre des Königs und den Vortheil des Landes!“

„Sie sprechen, als sollten wir Sie nicht wiedersehen, Graf?“ hauchte sie.

„O doch, Rosanna, aber es ist mir heute wie ein Scheiden, ein Abschiednehmen von dem stillen, bescheidenen Glück dieses letzten Jahres.“

Er sprach sehr ernst. Ihr Herz zog sich in Schrecken und Angst zusammen. Was hatte er denn? Was war denn nur?

Und da stand er still; er war so erschüttert, daß er nicht ein Wort mehr sagen konnte.

Sie auch! Sie wußten Beide längst, daß sie sich liebten, wenn auch nie ein Wort es ausgesprochen; jetzt

wußten ebenso Beide — und wieder ohne Worte! — daß sie einander doch nie angehören könnten.

Er zog ihre Hand an die Lippen. Noch ein schneller, tiefer Blick, dann eine stumme Verbeugung vor der eben herantretenden Ilona, einen flüchtigen Gruß für Feldner, und dann schritt Graf Igor in eine Seitenstraße hinein.

Was hieß das? Was war hier vorgegangen?

Der Student und seine Begleiterin sahen sofort, was zu verhehlen unmöglich gewesen wäre, diesen Ausdruck von tiefster Erregung in Beider Mienen.

Aber mit seltenem Zartsinn fühlten sie auch sogleich, sie durften nichts sehen, nichts gesehen haben. Der Student setzte, mit rascher Geistesgegenwart auf Ilona einredend, die Unterhaltung von vorhin fort, sie überließen die Baronesse sich selber; diese blieb ein paar Schritte zurück, Beide thaten gar nicht, als bemerkten sie es, und dann nach mehreren Minuten trat Rosanna wieder zu ihnen; sie hatte sich gefaßt.

„Lassen Sie Fräulein v. Reydewik bei mir, Herr Feldner," sagte sie, als dieser fragte, ob er Ilona nach Hause geleiten dürfe. „Bestellen Sie dem Herrn Professor, ich bäte ihn, mir seinen jungen Gast heute zu gönnen. Es ist so still bei mir, und ich freue mich so an Fräulein Ilona's frischem Geplauder. Heute Abend fahren Sie mit mir in's Theater, Fräulein v. Reydewik, hernach bringe ich Sie mit dem Wagen zum Onkel Walter hinaus. Dann ist vielleicht Ihr Bruder auch schon zurück."

Wie dankbar die Kleine diese Güte annahm, die doch

zumeiſt dem Onkel Walter galt und dann auch ein wenig Egoismus war! Roſanna geſtand das lächelnd ein. Sie fürchte ſich vor dem Alleinſein. Die Geſchichte mit der armen Mutter von vorhin habe ſie ſehr ergriffen.

Fräulein Ilona und Herr Studioſus Feldner wußten es beſſer; aber der Blick des Einverſtändniſſes, den ſie unwillkürlich wechſelten, war ſo raſch, daß Roſanna ihn nicht bemerkte.

Herr Feldner empfahl ſich; er hatte das ſchöne Fräulein v. Tiefenried öfter ſchon angeſtaunt, wenn es kam, den Onkel Walter zu beſuchen; er hatte der jungen Dame ſeine tiefe Verehrung aus der Ferne reichlich gezollt, jetzt aber, wo ſie ſo freundlich ihn gleich erkannt und ſo liebenswürdig ſeine Begleitung erbeten hatte, jetzt fühlte er, daß ſie die Krone der Frauen und er ein beneidenswerther Sterblicher ſei.

Selbſt dies kleine hübſche Fräulein Ilona, die zu jeder anderen Zeit ſich des lebhaften Intereſſes des Herrn Studioſus Feldner hätte verſichert halten dürfen, ſelbſt ſie erſchien ihm neben ſeiner prangenden Göttin wie ein armes Wieſenblümchen.

Es gereichte ihm zu hoher Genugthuung, daß mehrere ſeiner Kommilitonen juſt vorüber gingen, als Roſanna ihm freundlich dankend die Hand gab. Ihre erſtaunten Blicke entzückten ihn heimlich, und als ſie ſpäter am Ende der Allee auf ihn warteten, um zu erfahren, was für vornehme Damenbekanntſchaften er habe und namentlich wer die reizende Jüngere ſei, da war er eigentlich erſtaunt, daß Fräulein Ilona v. Reydewik, die Schweſter ſeines

Digitized by Google

Freundes, ſo viel Gnade vor den Augen ſeiner Studiengenoſſen gefunden.

Ilona verlebte einen Tag, wie ſie ihn in ihrer kühnſten Phantaſie nie geträumt. Ihre neue Gönnerin und Freundin führte ſie in ein Palais, deſſen Pracht ihr märchenhaft erſchien.

In dieſem Hauſe nun durfte Ilona einen ganzen Tag bleiben, nach Belieben ſich umſehen, und Baroneſſe Roſanna wie die feine, alte weißhaarige Frau v. Hillberg ergötzten ſich an dem naiven Enthuſiasmus des kleinen Landmädchens, dem ſogar die Bedienten in ihrer reichen Livree wie eine Sehenswürdigkeit vorkamen.

Hernach erſchien Roſanna's Vater, und obwohl die Stimmung bei der Tafel keineswegs eine angenehme war, denn Seine Excellenz ſprach ſehr bitter über „dieſen Igor" und war überhaupt ſchlechter Laune, ohne indeß der freundlichen Rückſicht für den Gaſt ſeines Hauſes zu ermangeln — denn dazu war er trotz ſeiner Verſtimmung zu ſehr Herr der guten Formen — ſo war es doch immerhin ein Ereigniß für Ilona, von dem ſie noch nach Jahren würde erzählen können, daß ſie mit dem Miniſter an deſſen eigener Tafel geſpeist hatte.

Auf Ulrich ſchalt Seine Excellenz auch. Ilona merkte, er meinte ſeinen Sohn, und es that ihr wohl, zu denken, daß wenn der geſtrenge Herr Miniſter ſein eigen Fleiſch und Blut ſo ſcharf tadelte, wie er that, Graf Igor doch immerhin nicht ganz ſo ſchlimm ſein könne, wie es vorhin nach den Reden Seiner Excellenz den Anſchein hatte.

Roſanna hatte ihr ſo leid dabei gethan, gottlob! ſo

war also der Zorn Seiner Excellenz nicht so ernst zu nehmen.

„Ulrich macht es neuerdings so arg mit der Unpünktlichkeit, daß ich ihn nächstens einfach versetzen lassen werde," sagte der Minister.

„Hast Du wohl davon gehört, daß eine junge Dame seit gestern vermißt wird, ein Fräulein Maienbach?" fragte Rosanna, um abzulenken.

„Ja, ja, ich hörte davon," sagte Seine Excellenz zerstreut, „aber ich hörte kaum hin, hatte Anderes zu denken. Dieser Mensch, dieser Igor, ist rein des Teufels! Nun, Du bist vielleicht nicht ohne Einfluß auf ihn, ich meine, Du solltest ihn ein wenig zügeln!"

Er sah dabei die Tochter fest und mit einem bedeutungsvollen Lächeln an.

Noch nie hatte der Vater nur angedeutet, daß er eine Ahnung dieser Art hatte. Rosanna wurde gluthroth.

„Der Graf sollte heirathen, er ist von altem Hause und wäre wohl in den besten Familien nicht unwillkommen als Bewerber," sagte Seine Excellenz weiter, und als selbst Frau v. Hillberg in sprachlosem Erstaunen ihn anstarrte, setzte er hinzu: „Ich bin nämlich überzeugt, Igor wird ein ganz vernünftiger, ruhiger Mensch, wenn er einmal eine vernünftige, liebe kleine Frau hat. All' sein ungestümer Thatendrang wird sich legen, sobald sein Herz Ruhe findet. Der arme Kerl ist jetzt verbittert, weil er nichts zu bieten vermag, wo doch Alles in ihm auf die Konsolidirung durch eine Heirath drängt. Daß er kein Vermögen hat, ist indeß nicht so sehr von Belang, der

Digitized by Google

König würde ihn gewiß so situiren, daß er eine Familie erhalten könnte."

Rosanna sagte nichts, sie blieb mit hochgerötheten Wangen die ganze Zeit über, aber Ilona meinte, es sei doch jener Ernst, der ihr feines, edles Gesicht gewöhnlich beschattete, von ihr genommen wie durch Zauber, als sähe sie freudiger und hoffnungsreicher aus.

Man erhob sich von der Tafel, es war Zeit zum Theater.

Rosanna putzte ihre kleine Freundin selbst heraus. Sie war in der That wie neu belebt.

Sie steckte Ilona lachend und scherzend selbst schöne Blumen in das Haar, legte ihr ein reizendes Spitzentuch und eine Korallenkette um, und Ilona kannte sich gar nicht wieder, als sie dann in den Spiegel sah. Und im Theater! Ganz erdrückend wirkte all' die Pracht rings umher; und in den Logen neben ihnen und gegenüber dies Grüßen und Nicken und Plaudern, und Rosanna wurde überall so geehrt! Als aber nun gar die Ouvertüre begann und Ilona in eine andere Welt sich entrückt fühlte, worin sie den ganzen Abend verblieb, trunken, beseligt, ganz hingerissen, da wurde es in der That fast zu viel für die Nerven der kleinen Landstädterin. Sie hörte wohl, was man in den Zwischenakten sprach, aber es drang nur obenhin zu ihrem Bewußtsein.

Auch hier war von dem schönen vermißten Mädchen die Rede. Man erzählte, ihr blaues Capuchon sei auf der großen Brücke, die über den Fluß führt, gefunden worden, das sei der einzige Anhalt, den man über ihr Verschwinden habe.

Digitized by Google

Es spiele ein Familiendrama hinein, hieß es, welcher Art, das blieb ungewiß, Einige sagten, eine erzwungene Heirath, Andere hatten gehört, ihre Mutter wolle sich wieder verheirathen, oder habe ein Verhältniß, und was dergleichen Gerüchte mehr waren.

Des Mädchens Verschwinden fand in der That eine außergewöhnliche Theilnahme, man erzählte überall von der großen Schönheit Dora Maienbach's, und wie sie dabei doch so harmlos und bescheiden gewesen und so sehr beliebt im Seminar bei den Lehrern wie bei den Mitschülerinnen. Von den Nachbarn, hieß es, sei ein alter Herr, der sich auf keine Weise habe trösten lassen wollen, fast wahnsinnig vor Kummer in der Stadt umhergelaufen.

Tage lang bildete dies Thema in den Zeitungen, in den öffentlichen Lokalen, in den Familien einen Gegenstand der Unterhaltung, dann erstarb das Interesse daran, und andere Neuigkeiten verdrängten es.

Man hatte die Leiche des Mädchens bis jetzt nicht gefunden, und es klang schauerlich, wenn die Leute sagten, das werde auch erst in der zweiten oder dritten Woche geschehen, so lange halte der Fluß seine Opfer fest, und dann triebe er sie meist bei der Todtenmühle, die davon ihren schauerlichen Namen hatte, vor die Schleusen. Möglich sei's ja freilich auch, daß man die Leiche eher fände.

Diese Möglichkeit mußte wohl der unglücklichen Frau vorschweben, die mehrere Tage weit unterhalb der Stadt am Flußufer auf und ab irrte und trotz vergeblichen Suchens immer wieder kam. Meist begleitete ein Mann diese in tiefe Trauer gekleidete Frau, ein Mann, der sich

um die Trauernde bemühte, und deſſen Gegenwart dieſe doch offenbar peinigte. Zweimal kamen ſie auch in einem Wagen zu Vier nach der Todtenmühle und redeten dort lange mit dem freundlichen Müller und ſeiner Frau.

Die beiden Anderen waren der Juſtizrath und Fräulein Juliane, die von dem Schickſal der unglücklichen Frau Maienbach betroffen wurden, als ſei es ihr eigenes.

Der November war rauh. Ein früher Winter legte ſchon längſt ſeine Schneedecke auf die Berggipfel rings umher, er ſandte Schneegeſtöber und Nebel auch in das Thal, hing ſeine Reifkryſtalle an die Bäume und verſagte dabei das, was ihn ſchön hätte machen können, den blauen Himmel und den Sonnenſchein.

Es lag über dem Häuschen der Frau Maienbach wie ein undurchdringlicher Trauerſchleier. Die unglückliche Mutter konnte ſich gar nicht faſſen; eine an Wahnſinn grenzende Verzweiflung packte ſie jedesmal von Neuem, wenn ſie ſich Dora's verzweiflungsvollen Schmerz vergegenwärtigte bei der Entdeckung, daß ihr Vater ein entlaſſener Zuchthausſträfling ſei.

Der Vorwurf ihres Mannes an jenem erſten Abend und dem nächſten Tage, daß ihre Unwahrheit für ihr Kind ſchlimmer geworden ſei, als die ſchrecklichſte Wahrheit ſelbſt je hätte werden können, dieſer Vorwurf und Dora's Blicke hatten die Frau bis in's Herz getroffen. Als aber dann das junge Mädchen ſpurlos verſchwunden war, als außer dem Mantel und dem Capuchon auch nicht ein Stück ihrer Garderobe fehlte, nicht die leiſeſte Spur zu der Hoffnung berechtigte, Dora ſei entflohen, um ihr Brod in der Fremde

zu ſuchen — an etwas Anderes dachte nicht Einer der dem jungen Mädchen naheſtehenden Freunde — da gewann erſt dieſer Vorwurf ſeine fürchterlichſte, vernichtendſte Schärfe.

Die unglückliche Frau konnte, durfte nicht allein bleiben, und ſo widerwärtig ſich Fräulein Juliane auch durch des Mannes erſtes Auftreten berührt gefühlt hatte, ſo ſah ſie doch in ihm jetzt wieder einmal einen Beweis für ihre Behauptung, daß auch der ſchlechteſte Menſch im innerſten Kern ſeines Weſens noch etwas Gutes habe, daß dieſer unſterbliche Kern noch immer lebendige, treibende Kraft entfalten könne.

Der entlaſſene Sträfling Maienbach hatte nicht ſo bald begriffen, daß es mit dem Verſchwinden ſeiner ſchönen, ihm ſo fremden Tochter ein furchtbarer Ernſt ſei, als er, erſchüttert bis in die Seele, ſich als ein Anderer zeigte und auch in gewiſſer Weiſe wurde. Er ſagte nicht, was in ihm vorging, ſagte nicht, wie die Ueberzeugung, daß ſeine Rückkehr es ſei, die das Mädchen in den Tod getrieben, ihn vernichtete; aber ſowohl Fräulein Juliane wie der Juſtizrath ſahen genugſam, wie ſehr der Mann litt, wie auf einmal jetzt die Reue in ihrer fürchterlichſten Gewalt über ihn kam.

Er lief nicht fort in die weite Welt hinein, er nahm weder Rückſicht noch Troſt für ſich in Anſpruch, aber es hatte etwas Rührendes, wie er plötzlich ſich alle Mühe gab, ſeine unglückliche Frau, die ihn fremd und kalt zurückwies, nicht zu tröſten, aber doch ihr Erleichterung zu gewähren.

Er nahm ihr ſtillſchweigend jede Sorge für die Mie-

ther ab, er bewachte ihren Schlaf, wenn sie einmal vor Erschöpfung Ruhe fand, mit der Sorgfalt einer Mutter für ihr Kind; er ließ sie Stunden lang reden von ihrer Dora, er ließ die Paroxysmen von Schmerz sich austoben, und immer war er da, die Zusammenbrechende zu pflegen und jeden Schimmer von Hoffnung — ach, es war immer nur ein eitler, trügerischer Schein! — für sie zu nutzen.

Im Hause des Justizraths war dieser Schmerz weniger verzweifelnd und laut, aber heiße Thränen weinte sogar der alte Herr um „das Kind", und Fräulein Juliane schluchzte oft ganz fassungslos, wenn sie den Bekannten erzählte, wie „das Kind" so ein gar herzig liebes Mädchen gewesen, und wie sie und ihr Bruder ihre einsamen Herzen dem Kinde zugewendet. —

In der Stadt sprach man inzwischen schon wieder von anderen Dingen. Man wollte wissen, daß es „da oben" — im Residenzschlosse — ganz unerhörte Auftritte gegeben habe; der König sei in der leidenschaftlichsten Aufregung gewesen; es seien ganz skandalöse Veruntreuungen entdeckt worden; man habe versucht, Seine Majestät zu beruhigen, den Thatbestand zu verdunkeln, da sei aber der Graf Igor mit so unwiderleglichen Beweisen aufgetreten, daß ein allgemeines Entsetzen in den hohen und höchsten Kreisen herrsche.

Man redete von Entlassungen und Abschiedsgesuchen höchststehender Staatsbeamten und Diener Seiner Majestät, die Verhaftung des Raths Meilhuber erregte das peinlichste Aufsehen, und die übertriebensten Gerüchte liefen um über dessen gewissenlose Amtsführung. Der

Miniſter Tiefenried ſelbſt, erzählte man, ſei ganz vernichtet von dem ſchmählichen Mißbrauch ſeines Vertrauens und habe perſönlich verſucht, umfaſſende Geſtändniſſe von dem Gefangenen zu erlangen, aber vergebens, denn Meilhuber geberde ſich wie ein Tobſüchtiger, beſchwöre ſeine Unſchuld weinend oder in voller Raſerei, und es ſei möglich, daß man wirklich einen Irren in ihm vor ſich habe; der Meinung ſei auch Seine Excellenz. Plötzlich ſchien indeß die ganze Unterſuchung in's Stocken zu gerathen, Seine Majeſtät war, möglicherweiſe infolge der gehabten Gemüthsbewegungen, erkrankt, der Kronprinz weilte auf einer Studienreiſe im Orient, Prinz Ernſt, der im Allgemeinen auf Seiten des Grafen Igor ſtand, hieß es, habe nicht die Energie, die Sache an Stelle Seiner Majeſtät in die Hand zu nehmen.

So genau man dies Alles auch wiſſen wollte, und ſo begründet dieſe Gerüchte auch ſein mochten, ſo war von den Vorgängen bei Hofe doch nur in der erſten Ueberraſchung Einiges in das Publikum gedrungen. Kaum hatte man ſich gefaßt, ſeine Parthie ergriffen und die Aufregung überwunden, ſo war es, als ob dieſe ganzen Ereigniſſe eine Fabel ſeien. Keiner der Betheiligten wollte darum wiſſen, Keiner der dieſen Kreiſen und Perſönlichkeiten Naheſtehenden hatte davon gehört, oder, wer zu wahrheitsliebend war, das zu leugnen, der zuckte die Achſeln; das Geheimniß war aufgefangen, in eine hermetiſch geſchloſſene Büchſe verpackt und ſchien zu anderen ſeinesgleichen ad acta gelegt werden zu ſollen.

Es gingen Tage, es gingen Wochen hin, Seine Ma-

jestät fuhr wieder spazieren, aber es blieb Alles still, als hätte nie ein Gewitter „da oben" sich entladen.

5.

In seinem Arbeitszimmer ging Seine Excellenz der Staatsminister v. Tiefenried finster auf und ab. Er sah so gallig und gelb aus, und das erregte Antlitz war so gefurcht und faltig heute, daß es schien, als wäre er um Jahre gealtert.

Es mußte wohl eine tiefe Erregung sein, welche die sonst so vornehme Ruhe und Ueberlegenheit des hochgestellten Herrn heute bis auf die letzte Spur vernichtete. Wie in zorniger Ungeduld ballte er die auf den Rücken gelegten Hände, schritt zum Fenster, trommelte heftig daran, um sich eine halbe Minute später am Feuer zu thun zu machen und wieder in finsterster Laune an's Fenster zu treten.

Endlich nahten sich draußen eilige, sporenklirrende Schritte.

Seine Excellenz blieb am Fenster stehen, wandte sich aber um, in das Zimmer hinein, und blickte so mit funkelnden Augen dem eintretenden Sohne entgegen.

Baron Ulrich wechselte leicht die Farbe.

Dann stand er schon kerzengerade in militärischer Haltung da und sagte im dienstlichen Tone: „Excellenz haben befohlen?"

„Laß das, ich habe Dich nicht dienstlich, sondern privatim befohlen; Du machst Dich ja seit einiger Zeit sehr rar!" sagte finster der Minister.

Digitized by Google

„Verzeih' das, Papa, Du weißt, junge Leute —"

„Jawohl! Ich höre, Du bist seit Kurzem mehr als je okkupirt — bist ein gar leidenschaftlicher Jäger geworden."

Baron Ulrich biß sich auf die Lippen.

„Doch nicht erst seit Kurzem, Papa, Du weißt, die Jagd ist immer meine Leidenschaft gewesen," erwiederte, sich unbefangen stellend, der Sohn.

„Auf allerlei Wild! Ja! Und ist die Jagd von Lorrich gut?"

Jetzt flog es doch wie Schrecken und Verwirrung über Baron Ulrich's schönes, männliches Gesicht.

„Es geht, Papa!" stammelte er.

„Du jagst nicht ohne Erfolg, sagt man," höhnte der Vater.

Dann aber kam der tiefe Zorn in ihm zum Ausbruch.

„Sage mir, Bursche, ist es wahr, was morgen die ganze Stadt wissen wird, ist es wahr, daß Du dort jenes Mädchen versteckt hast, jene Person, deren Leiche die Polizei Tage lang im Flusse suchte, und über deren Verschwinden die ganze Stadt in Aufregung war?"

Seine Excellenz dämpften die Stimme, und dennoch lag eine orkanartige Wildheit darin.

„Wer hat Dir das gesagt?" war es, noch während er sprach, Baron Ulrich's Lippen entflohen.

„Wer es mir gesagt hat? Der Polizeipräsident! Ganz außer sich ist er vor einer Stunde bei mir gewesen. Es ist konstatirt, daß Du zwei seiner Leute, die dem Mädchen auf der Spur waren, geflissentlich irre geführt, oder wahr-

ſcheinlicher wohl mit einem guten Douceur abgelenkt haſt. Er iſt wüthend, und ſein Zorn iſt vollkommen gerechtfertigt; ſeine Polizei iſt blamirt, heillos blamirt! Und was er thun kann, um ſich und ſeine Leute weiß zu brennen, das wird er natürlich thun. Aber davon rede ich nicht, ſondern von Deiner heilloſen Schandthat!"

„Aber, Papa, ich bitte Dich — das Mädchen — es liebt mich, es iſt mir freiwillig gefolgt!"

„Zum Teufel mit dem Mädchen! Sie kümmert mich nicht! Aber was mich kümmert, iſt der Skandal, der fürchterliche Skandal! Die Geſchichte fehlt auch gerade noch! Weißt Du Unmenſch denn nicht, daß die Mutter des Mädchens ihr Kind todt glaubt?"

„Für die Mutter mußte Dora todt ſein!" ſagte düſter und trotzig der Sohn.

„Ein ſchönes Raiſonnement! Na, das mache mit Dir und Deiner Schönen ab!"

Der Baron zuckte zuſammen; es war, als wolle er heftig auffahren, aber dann ſenkte er den Kopf und ſchwieg, ſeine Unterlippe nagend.

„Was mich angeht," fuhr der Miniſter fort, „iſt die Blamage, die Du an unſeren Namen heftеſt! Und gerade jetzt, wo dieſe Affaire Meilhuber in der niederträchtigſten Weiſe zu Verleumdungen gegen mich benutzt wird. Iſt es nicht genug, daß dieſer Igor mich noch verrückt macht mit ſeinen Enthüllungen, daß Seine Majeſtät mich mit einer Kälte behandelt, die ich mir nicht gefallen laſſen dürfte, wenn ich nur ein und aus wüßte? Iſt es nicht genug, daß mein Plan, Igor mit Roſanna's Hand zu ködern,

beim Könige, den ich durch Prinzeß Adelheid von der Liebe der Beiden in Kenntniß setzte, wie wir damals schon besprochen, anscheinend in's Wasser fällt, weil Seine Majestät bis heute die Sache offenbar mit keiner Silbe gegen Igor erwähnt hat? Oder, wenn der König dem Grafen Rosanna's Hand, respektive die Möglichkeit, Rosanna heirathen zu können, bot, so hat Igor abgelehnt. Höll' und Teufel, das denken zu müssen!"

„Ich schieße ihn nieder, wenn das sich bestätigt," knirschte Baron Ulrich, froh, den Vater von seiner Sache abzulenken. Aber Seine Excellenz war anderer Meinung.

„Niederschießen! O ja, das wäre mir schon recht, ich thät's am liebsten selbst! Aber kann man von dem Grafen, diesem Tugendmuster, erwarten, daß er ein Mädchen heirathet, dessen Bruder eben durch die empörendste Entführungsgeschichte —"

„Vater!" fuhr jetzt der Sohn auf.

„Willst Du mich reden lassen, Bursche!" rief Seine Excellenz dagegen und fuhr fort, seinen Sohn mit Vorwürfen zu überhäufen.

Dieser dagegen hatte alle Rücksicht bei Seite gesetzt; nicht mehr wie Vater und Sohn, wie wild entbrannte Feinde standen sie sich gegenüber, und Keiner blieb dem Anderen ein schlimmes Wort schuldig. Vielleicht mochten aber doch Beide fühlen, daß dieser Streit weder zum Guten führte, noch irgendwie den Schaden besserte, denn als einlenkend Baron Ulrich sagte: „Du zweifelst selbst nicht, daß ich in diesem Kampfe gegen Igor zu Dir gestanden hätte bis zum letzten Athemzug, und Du stellst Dich

Digitized by Google

zu meinen Feinden? Was geht es Euch an, wenn ich das Mädchen liebe und es sich mir zu eigen gibt? Wir thäten wohl, unsere internen Angelegenheiten ganz unberührt zu lassen!" da sagte auch Seine Excellenz gemäßigter: „Was es uns, das heißt mich angeht? Glaubst Du, daß es mir ein Vergnügen ist, Comtesse Sidonie seit Wochen und Monaten zu beruhigen, sie glauben zu machen, Du seiest nur zu stolz, um sie, die Erbin, zu werben? Es war nicht leicht, sie in dem Wahn zu bestärken, Du liebtest sie, bis nun diese Skandalgeschichte die Heirath, die allein noch Deine — unsere Rettung war — wohl völlig unmöglich machen wird."

„Wir werden den alten Fürstenbrücker beerben, ewig leben kann er doch nicht!" sagte Baron Ulrich.

„Du bist darüber völlig klar, so klar wie ich selbst, daß die Erbschaft mehr als zweifelhaft ist. Du warst ganz entschlossen, Sidonie v. Trachsburg zu heirathen. Ich verlange, daß Du ein Ende machst mit diesem Zustande, daß Du Deinen Antrag stellst."

„Du sagst selbst, Sidonie werde mich abweisen —!"

„Wenn sie die Geschichte erfährt, natürlich! Aber sie darf sie nicht erfahren. Das gute Kind ist leichtgläubig und harmlos —"

„Sage doch einfach: dumm zum Entzücken!" fuhr höhnisch Baron Ulrich dazwischen.

„Dafür solltest Du am ersten den Göttern danken! Und jetzt höre mein Ultimatum: Du machst noch heute der Comtesse Deinen Antrag; jenes Mädchen schaffst Du fort, trennst Dich von ihr, am besten schickst Du sie wieder zur Mutter, wenn das angeht. Und morgen schlagen

Deine Verlobungskarten jedes unliebsame Gerücht nieder. Die Heirath wird so bald als möglich stattfinden, ich werde es einzurichten wissen, daß die Comtesse bis dahin die Stadt verläßt und auf ihre Güter geht. Wenn Ihr dann ein Jahr, oder meinetwegen noch länger auf Reisen gewesen seid, so ist die Geschichte vergessen."

„Ich werde nichts von dem Allen thun, Vater, es ist mir leid, Dir das erklären zu müssen!" sagte nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst jetzt der Baron, und er sagte es mit einer Energie, die dem Vater völlig unerwartet kam und ihn ganz starr machte.

Bis jetzt war Charakterfestigkeit nicht gerade die Eigenschaft gewesen, die der Minister an seinem Sohne bewundern konnte.

„Du wirst das nicht thun?" wiederholte er völlig bestürzt, aber des Sohnes flammende Augen hielten — das war auch das erste Mal — seinen Blick fest aus.

„Ich werde Comtesse Sidonie nicht heirathen!" sagte Baron Ulrich.

„Aber — warum?" fragte fassungslos der Vater. Wäre die Sache nicht so tiefernst gewesen, Baron Ulrich hätte über seines Vaters Frage, über sein ganzes Benehmen lachen können.

„Warum? Weil ich die Comtesse nicht liebe, weil ich frei bleiben will!"

„Mein Gott, Ulrich, bist Du toll? Weißt Du nicht, Unglücklicher, daß wir vor dem Bankerott stehen, daß nur diese Heirath uns rettet? Denn daß der König wiederum helfen würde, glaubst Du nach Igor's Vorgehen

wohl selbst nicht! Gott verdamme diesen Weltverbesserer!" schrie der Minister auf und fuhr sich verzweifelnd mit beiden Händen in die Haare.

Baron Ulrich sah düster vor sich hin. Der Vater hatte nur zu sehr Recht.

„Am Ende hättest Du Deine Pensionen!" sagte er nachdenklich.

Ein Zornesblick Seiner Excellenz antwortete dieser Rede; Baron Ulrich sah ihn nicht, denn er starrte finster und niedergeschlagen vor sich hin.

„Und was hättest Du?" fragte der Alte höhnisch.

„Ich würde Onkel Walter bitten, mich Lorrich bewirthschaften zu lassen."

„Und würdest wohl die Person heirathen wollen?" fragte wieder der Vater anscheinend ganz ruhig.

Baron Ulrich war viel zu bekannt mit seines Vaters Charakter, um diese Ruhe zu verkennen. Dennoch sagte er bestimmt: „Ja, das würde ich!"

„Ha, ha, ha! Ha, ha, ha!" lachte Seine Excellenz in höhnischer Wuth auf.

Dann, ohne mit einer Silbe diese letzte Aeußerung seines Sohnes zu kritisiren, sagte er, auch jetzt wieder erzwungen ruhig: „Es ist nothwendig, daß Du ganz klar siehst, mein Junge! Auf Lorrich darfst Du nicht mehr rechnen! Es ist in denselben Brunnen gefallen, in dem alles Andere liegt!"

Baron Ulrich fuhr zusammen und sah seinen Vater namenlos erschrocken an.

„Verspielt —? Aber es ist ja Onkel Walters —"

Digitized by Google

„Schlimm genug! Der arme Kerl! Wovon er leben soll, weiß Gott!“

Seine Excellenz sagte das ordentlich mitleidig, als hätte nicht er, sondern ein Anderer den kleinen Professor um das Gut gebracht.

Baron Ulrich antwortete nichts. Er wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne und war todtenblaß geworden.

„Die Sache ist die, daß Ephraim für mich an der Börse spielt; wie hätt' ich uns sonst auch so lange über Wasser gehalten. Da kommt diese verwünschte Unglücksnachricht von Brüssel — und ruinirt mich! Ich hatte viel — Alles auf diese Spekulation gesetzt!“

„Weiß er es?“ stöhnte Baron Ulrich.

„Das erfährt er immer noch zu früh!“ sagte Seine Excellenz, und fuhr dann sehr düster aussehend fort, denn offenbar überkamen ihn mehr noch als vorhin unerquickliche Gedanken: „Du darfst mir keinen Vorwurf machen! Das Spiel ist mir einmal Lebensbedürfniß. Mich hat die launische Göttin Jahre lang begünstigt, wenigstens mir nie ganz den Rücken gekehrt. Wenn sie genug geschmollt hatte, kam sie wieder und lächelte mir; ich habe, Du weißt es, Berge hoch das Geld gewonnen und wurde so immer wieder flott. Und enfin! Du kennst es ja, welcher höllische Zauber in den Karten liegt; aber wer Glück in der Liebe hat, wie Du, dem lacht es nicht im Spiel! Du hast unsere guten Chancen verdorben! Item! Du weißt jetzt, wie die Sachen stehen. Dazu kommt nun die andere Geschichte. Der Meilhuber ist verrückt, aber der liebe

Igor beſtreitet das höflicher Weiſe, obwohl der Kerl auf mich die tollſten Anklagen häuft. Es iſt mir gelungen, Seine Majeſtät ſo weit zu beſänftigen, daß die ganze Unterſchlagungsgeſchichte einſtweilen ruhen bleibt, bis Seine Majeſtät wohl genug iſt, ſelbſt die Sache in die Hand zu nehmen, und das muß ich wünſchen, muß es verlangen!"

Ein malitiöſes, cyniſches Lachen fuhr über das gefurchte, von Aufregung entſtellte Geſicht.

„Und wie verhält es ſich mit der Sache? Haſt Du Unannehmlichkeiten zu befürchten?" forſchte Ulrich.

„Zum Teufel! Unannehmlichkeiten? Es darf nicht zur Unterſuchung kommen! Um keinen Preis! Glücklicherweiſe bin ich es nicht allein, der ein Intereſſe daran hat, dieſen vorlauten Schwätzer, dieſen Igor, zum Schweigen zu bringen."

„Ich höre, er hat den General Friedſtein im Angeſicht des Königs —"

„Man thut am beſten, gar nichts zu hören und noch weniger zu ſagen!" brach Seine Excellenz ab, fuhr dann aber fort: „Wie dem Allen auch ſei, ich hoffe, Du biſt jetzt in geeigneterer Stimmung als vorhin, über Deine nächſten Schritte Entſchlüſſe zu faſſen! Du kennſt unſere — meine Lage! Hätte ich nicht geſtern Abend zweitauſend Louisd'or von Zichy und Adolay gewonnen, ſo wäre ich heute — Doch laſſen wir das! Ich muß arbeiten. Apropos! Roſanna ahnt natürlich keinen Hauch von Allem! Und nun beſinne Dich und thue, was gethan werden muß."

* * *

Rosanna v. Tiefenried war einmal wieder bei dem Onkel Professor gewesen, hatte in seiner von Tabaksrauch geschwärzten Stube zwischen Bergen von unordentlich hingeworfenen Büchern gesessen und mit ihm geplaudert von seinen kleinen und großen Interessen und von ihren eigenen, so weit sie darüber reden konnte.

Sie fühlte sich in einer heimlichen Erregung, die sie freilich sorgsam versteckte!

In einer kleinen Abendgesellschaft hatte Prinzeß Adelheid Rosanna v. Tiefenried, welche längst zu ihren besonderen Lieblingen gehörte, mehr noch als sie sonst zu thun pflegte, in ihre Nähe gezogen, sich plaudernd auf ihren Arm gestützt und sich von ihr durch die Reihe der zum kleinen Empfang geöffneten Zimmer führen lassen.

In einem derselben hing ein Bild, ein schönes, Architektur und Landschaft vereinigendes Bild von einem der berühmtesten jetzt lebenden Meister, und vor dieses tretend, hatte die Prinzessin Rosanna darauf aufmerksam gemacht, daß dasselbe eines der Schlösser des Königs darstellte.

„Kennen Sie Schloß Neuburg, Rosanna?" hatte sie gefragt. Und als diese verneinte, hatte die Prinzeß anscheinend harmlos hinzugesetzt: „Graf Igor soll die Stelle des Schloßhauptmanns dort bekommen. Der König wünscht, ihm Muße und eine gesicherte Existenz zu verschaffen, damit der Graf sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten hingeben kann. Ich bin sehr froh darüber, die Stelle ist eine der besten dieser Art und gibt dem Grafen eine seiner würdige Situation, ohne ihn von uns zu trennen."

Die liebenswürdige hohe Dame ſchien es nicht zu ſehen, wie tief der Eindruck war, den ihre Bemerkung machte.

Seit dieſer Stunde konnte Roſanna Tiefenried nicht umhin, eine heimliche Freudigkeit in ihrem Herzen zu fühlen, der ſie doch einen beſtimmten Ausdruck nicht zu geben wagte.

Ruhelos wanderte ſie den Tag über umher, um Abends auf jeden Schritt zu lauſchen und mit Herzklopfen auf die Meldeklingel zu horchen. Aber der, den ſie erwartete, war nicht gekommen. Der kleine Salon der Frau v. Hillberg ſah Beſucher aller Art, und Einer oder der Andere brachte dies oder jenes Neue, aber das, was Roſanna immer zu hören hoffte, Igor ſei zum Schloßhauptmann von Neuburg definitiv ernannt, das hatte Keiner zu berichten, und auch keine Zeitung meldete die Ernennung; von anderen Dingen, die Roſanna wohl ebenſo tief angingen, zum Beiſpiel von dem Gerücht, der Miniſter habe wieder eimal einen großen Gewinn im Spiel gemacht, oder von anderen geheimnißvollen Geſchichten, die man ſich über Baron Ulrich zuflüſterte, davon redete man freilich überall, nur nicht bei Frau v. Hillberg und Roſanna. Noch weniger ſprach man hier von den Vorgängen im Kabinet des Königs und davon, daß der Miniſter Tiefenried und mehrere hochgeſtellte Militärs ihren Abſchied würden nehmen müſſen.

Igor kam nicht! Sie hörte nichts von ihm, außer wenn ihr Vater eine ſeiner biſſigen Bemerkungen über den „Streber" machte.

Und doch! Hatte der Vater nicht neulich erſt ſich ſo

freundlich und zustimmend über Igor geäußert? Und wenn nun doch das ungeahnte Glück, das nie gehoffte, kommen würde? Sollte es wahr sein, daß Igor nur verbittert wäre, nur schwarz sähe?

So hatte Rosanna ihre Unruhe hinausgetragen zum Onkel Walter und hatte bei ihm eine Stunde verplaudert.

Ach, wie war er so glücklich, der kleine alte Herr in seiner Welt für sich, in die ihm kein Geräusch des Alltagslebens so leicht hineindrang. Was hatte er für kindlich harmlose Ansichten über Welt und Menschen, und wie wenig verlangte er davon für sich, wenn man ihn nur in seiner Weise gewähren ließ.

Ihm zu sagen, was das Herz bedrückte, war immer ein Trost, denn er hatte eine so liebenswürdige Art, Theil zu nehmen und in Citaten aus seinen geliebten Dichtern darzuthun, daß es doch eigentlich gar nicht so grau und dunkel in dieser Welt sei, wie es dem Klagenden schien, sondern daß hinter den Wolken die Sonne doch gar so herrlich leuchte und hervorbrechen werde, ehe das weinende Herz es denke, und daß dann auch dieses ganz voll Sonnenschein sein werde. Und wenn man dabei in dies durchgeistigte, von edelstem Enthusiasmus glühende Gesicht sah, und in diese leuchtenden Augen, die selber wie Sonnen Wärme und Licht ausstrahlten, dann glaubte man diesem kleinen alten Herrn Alles, was er so überzeugt sagte, sah man doch, daß er nur sprach, wie er es wußte und in sich erlebte.

Ganz freudig und erleichtert schied Rosanna endlich von dem guten Onkel Walter, nachdem dieser ihr noch erzählt,

Digitized by Google

Ilona v. Reydewik sei sehr getröstet abgereist, die Schulden des Bruders seien bezahlt, — natürlich, indem Onkel Walter eine Anleihe auf seinen Namen machte. Onkel Walter vergaß ganz, Rosanna zu berichten, daß es mit dieser Anleihe gar nicht so glatt abging, weil er die Papiere betreffs Lorrich dem Bruder gegeben und wie endlich ein Abkommen dahin getroffen wurde, daß der Professor seine prachtvolle Becherſammlung verpfändete. Der Lieutenant war sehr zerknirscht gewesen und hatte sowohl Ilona wie Onkel Walter versichert, dies Ereigniß werde ihm eine heilsame Lehre für die Zukunft sein. Ilona hatte bei einer Dankvisite Rosanna nicht getroffen, aber dem Professor aufgetragen, ihr zu sagen, daß sie nie, niemals den glücklichen Tag bei Baroneſſe Rosanna vergessen werde. Wie der kleine Professor dann schelmisch lachte, als er noch von dem Enthusiasmus seines jungen Freundes Feldner berichtete, der auf den Namen Rosanna alle Tage Gedichte von leider sehr zweifelhaftem Werthe mache.

Lachend und erfrischt ging Rosanna Tiefenried wieder heim und als sie sich im Parke dann allein sah, denn das Wetter war nicht eben zu einem Spaziergange lockend, da waren Hoffnung und Freudigkeit in ihrem Herzen so lebendig, wie lange nicht, und leise vor sich hinsingend schritt sie ihres Weges.

Helle Bilder: ein sonnenbeglänztes Schloß im Hochgebirge, ein weiter Blick über das schöne Land, ein stiller schattiger Schloßhof dann, umgeben von den epheugeschmückten Wänden der vier Schloßflügel mit Söllern,

mittelalterlichen Erkern, breiten hohen Steintreppen, das hohe Schloßthor im Thurm mit den Thüren von eisenbeschlagenen Eichenbohlen, und mitten im Schloßhof der ruhelos plätschernde, kunstvolle Brunnen mit der alten Linde! Und wieder ein anderes Bild: ein weites, trauliches Gemach, an den Wänden kostbare Gobelins, in der Ecke der riesige Kachelofen, alt, vielfarbig und prächtig, von der Zeit dunkelgefärbte Eichenmöbel, und vor den bleigefaßten Fenstern schwere rothe Vorhänge! Und dies trauliche Heim —! Ach, der Gedanke war wohl zu schön, um wahr werden zu können!

Da weckten sie rasche Schritte aus ihren Träumereien; sie brauchte sich nicht umzusehen, ihr Herz sagte ihr, wem sie gehörten, und dies Herz stand still vor freudigem, wonnevollem Schrecken.

„Baronesse Rosanna! Welches Glück! Und Sie sehen aus, als hätten Sie aus dem Wunderbrünnlein geschöpft, woraus ein Trunk den Menschen gefeit macht gegen allen Kummer und alle Traurigkeit!“ begrüßte Graf Igor sie.

Er war offenbar sehr rasch gegangen, um sie einzuholen, seine Mienen verriethen seine Freude, sie zu sehen, und doch klang es wie eine gewisse schmerzliche Befremdung aus seiner Stimme, daß er sie so heiter sah.

„In der That, Graf, ich trank aus diesem Brünnlein. Nur daß sein köstlich Wasser wohl für Stunden seine Zauberkraft übt, aber leider nicht für immer!“ sagte sie, heimlich verwundert über seinen Ton, dennoch in voller Heiterkeit. Sie wollte so eine Befangenheit wegscherzen, die ihr wider ihren Willen den Athem benahm.

Digitized by Google

„Sie waren beim Herrn Professor?“ fragte er verstehend. Sie nickte, und er fuhr fort: „Ich habe hier gestern und vorgestern schon auf Sie gewartet, Baronesse.“

Sie sah ihn sehr erstaunt und in ihrer Ueberraschung tief erglühend an.

„Aber warum kamen Sie nicht, wie sonst, Herr Graf, den Thee mit uns zu trinken? Wir haben Sie erwartet.“

Er schwieg. Jener trotzige Zug um seinen Mund wurde einen Moment wieder sichtbar, da sie aber verlegen vor sich hinblickte, so bemerkte sie es nicht.

„Es drängte mich, Sie in einer ernsten, sehr ernsten und für mich hochwichtigen Sache um Rath zu fragen, Baronesse; nun, da Sie nicht zu Ihrem Onkel kamen, habe ich mich entscheiden müssen, wie mein Herz mir vorschrieb.“

„Und das wird das Rechte gewesen sein!“ sagte sie leise, sie konnte kaum athmen.

„Man wollte mich bestechen, Rosanna!“ fuhr er erregt fort. „Man führte mich auf die Tempelzinne! Was meine Seele Glück nennt und vom Glück fordern möchte, das bot man mir, Rosanna, man bot es mir, um mich — mundtodt zu machen, um mich schweigen zu lassen, wo ich reden muß, um mir die Hände zu binden, die handeln sollen!“

Rosanna Tiefenried's rosige Wangen verloren mehr und mehr ihre Farbe und wurden lilienbleich.

Sie verstand.

Aber was mehr als dies sie erschreckte, sie ängstigte,

Digitized by Google

das war dieser Ausdruck von fanatischer Gluth, der in Igor's Mienen und Worten lag.

Ganz kalt wurde ihr in dem eben noch so freudewarmen Herzen. Und wie dunkle Schleier senkte es sich herab auf sie.

Er sah ihr Erbleichen, das Erlöschen ihrer Freude. Eine tiefe Bläſſe zog jetzt auch über sein Gesicht, ein Ausdruck, als wolle er aufschreien, wolle widerrufen — aber schon war's vorüber.

Ihre Blicke hefteten sich wie gebannt auf seine wechselnden Mienen, seine Augen. Jetzt sah sie, wie die seinigen kalt und stahlhart aufglänzten, wie er plötzlich so steinern, so unbeugsam hart aussah, als ob der Gedanke, er könne überhaupt ein Herz haben, eine Thorheit sei.

Er schritt eine ganze Weile schweigend neben ihr her. Sie ging wie nachtwandelnd; in ihr war nur ein einziges großes, trostloses Gefühl unendlicher Oede. Das war also seine Liebe?

Und nun richtete sie sich aus ihrem inneren Elend plötzlich straff auf und zwang sich, gleichgiltig zu thun.

„Rosanna! Sie haben mir gesagt, daß Sie nicht irre werden wollten an mir!" begann Igor nach einer Weile. Aber ihr fiel auf, wie seine Stimme damals, als er sie mit Ilona traf, so warm, so liebevoll gewesen, und heute hatte sie keinen Hauch mehr davon, sie war sonderbar klangvoll und kalt, wie „tönendes Erz", sagte sich Rosanna.

Sie hatte keine Antwort. Endlich fand sie eine — und die Stimme hebend, daß sie auch nur ja nicht min-

der kühl und ruhig klinge wie die Igor's, sagte sie: „Ich bin überzeugt, Graf, Sie können nicht anders!“ Sie wußte ganz gut, daß sie einen Doppelsinn in die Worte legte.

Er faßte dieselben auch so auf.

„Ihre Worte und Ihre Stimme sind nicht im Einklang, Rosanna!“ sagte er fast zornig.

Sie ahnte ja nicht, wie sehr er litt, und daß der Schmerz ihn ungeduldig machte.

„Das hätte ich Ihnen zurückgeben können, Graf!“ erwiederte sie und lachte. O, sie war so gereizt, so voll tiefen Zornes auf ihn.

Er sah sie ganz bestürzt an. So, wie sie sich ihm jetzt zeigte, verstand er sie gar nicht, sie war ihm so völlig fremd und räthselhaft. Es beleidigte ihn, daß sie ihn nicht besser begriff, sie, von der er sich so gut gekannt glaubte.

Wieder gingen sie schweigend eine ganze Weile neben einander her, und mit jedem Schritte war es Rosanna, als ob sie sich weiter von einander entfernten.

Sie war ja eben nur ein Weib; ihr war die Liebe das Höchste. Jahre lang hatte sie demüthig, ohne Hoffnung, ihn kommen und gehen sehen, froh genug seiner Nähe, der beglückenden Ahnung, daß sie ihm werth sei.

Das war anders geworden an jenem Tage, da er in Ilona's Beisein zu ihr sprach, da ward die süße Ahnung zur Gewißheit, und als ihr Vater plötzlich sie fühlen ließ, Igor werde ihm nicht unwillkommen sein als Bewerber, und als dann die Prinzeß ihr mittheilte, der König wolle Igor jene Stelle geben, da war die Hoffnung plötzlich wie

durch Zauber emporgewachsen. Nun aber lag sie zertreten am Boden! Und warum? Weil er den Kampf und den Streit dem Glück der Liebe vorzog! Das konnte das dreiundzwanzigjährige Mädchen freilich nicht begreifen.

Und er ging neben ihr her, einen Sturm in der Seele, der ihm fast die Ueberlegung raubte.

Sie verstand ihn nicht? Sie tadelte ihn? Sie war nicht einverstanden mit ihm? Und er, der so fest auf sie gerechnet hatte! Sie zweifelte wohl gar an seiner Liebe? Und das, während er matt und müde war von dem furchtbaren Konflikt zwischen seiner Pflicht, dem, was er unerbittlich dafür erkannte und dem heißen Verlangen seines Herzens.

Aber konnte sie ihn denn verstehen? Wußte sie denn, daß er ihrem Vater den Kampf geschworen bis auf's Messer, daß er dem Unehrlichen die Larve abreißen, dies Gewirr von Schein und Lüge und Betrug, womit man den König mehr und mehr einspann, vernichten wollte?

Konnte er ihr sagen: „Ich durchschaue den teuflischen Plan! Dich und ein häusliches, friedvolles Glück bietet man mir, damit ich schweige und sie weiter wirthschaften lasse, die Gewissenlosen!" Konnte er ihr sagen: „Rosanna, Du kannst nicht die Meine werden, weil ich dann die Waffen nicht mehr aufheben dürfte gegen Deinen Vater?"

Und da ging sie neben ihm her und ihr liebes Gesicht war so kalt und fremd plötzlich, als sei er für sie der gleichgiltigste Mensch am Wege.

O Gott! fühlte sie denn gar nicht, wie er litt?

Es mochte doch wohl der scheue flüchtige Blick, womit

Rosanna ihres Begleiters Gesicht streifte, jetzt einen Schimmer der Bewegung erhaschen, die in seinem Herzen war und in seinen Mienen sich spiegelte.

Eine Wandlung ging in ihr vor. Sie sah, er war unglücklich, und augenblicks war ihr ganzes Herz wieder ihm zugewandt.

Er bemerkte diese Umstimmung. Ein heller Freudenschimmer flog über sein Gesicht, ein unbeschreiblich dankbares Lächeln.

„Rosanna! Vertrauen Sie mir! Lassen Sie mich heute noch einmal von ganzem Herzen darum bitten!“ sagte er und zog ihre Hand an die Lippen.

Sie fühlte sich wie erlöst — die Stimme, der Blick konnten nicht lügen.

„Ich will, Graf Igor, ich verspreche es!“ sagte sie sehr erschüttert, und doch mußte sie im selben Augenblick denken, er brauche ja diesen Streit nicht zu suchen — den Streit mit ihrem Vater!

Er sah sie so sonderbar an! Er wurde gluthroth. Und wieder bekämpfte er sich. Ja, er war viel mehr der Mann der Prinzipien, als des Herzens, durchfuhr es wieder Rosanna.

Dann kamen Laubsammlerinnen des Weges und schritten vor und neben ihnen her, und dann waren sie in dem Stadtgewühl, wo man vor Lärm das eigene Wort kaum hörte.

Vor ihres Vaters Hause empfahl sich der Graf, er wollte nicht mit hinein gehen.

6.

Fräulein Juliane Schleuderer saß in ihrem behaglich durchwärmten Wohnzimmer und häkelte ihrer Gewohnheit nach an einer der unzähligen Bettdecken, welche sie im Laufe der Zeit für sich und ihre bevorzugten Freundinnen gearbeitet hatte.

Es war so still im Hause und so still draußen. Der Schnee fiel in dichten Flocken langsam, aber beharrlich, und die Leute gaben es vorderhand auf, vor ihren Thüren Bahn zu schaufeln, machte ja doch die nächste Stunde ihre Mühe wieder vergebens.

Eben trat Fräulein Juliane's Mädchen ein und berichtete als Ergebniß des ihr gewordenen Auftrages, es gehe Frau Maienbach besser, das Fieber habe sie verlassen, sie sei jetzt sehr matt freilich, aber doch außer Gefahr und habe schon von Fräulein Dora gesprochen und gefragt, ob ihre Leiche noch nicht gefunden sei.

Das Mädchen war dann wieder hinausgegangen, Fräulein Juliane blieb abermals allein und dachte an Dies und Jenes, was sie der Genesenden würde schicken können und wie sich das fernere Leben derselben nun wohl gestalten werde.

Unter solchem Sinnen konnte es geschehen, daß der Justizrath — Fräulein Juliane nannte ihren Bruder nie anders, auch in ihren vertraulichsten Unterhaltungen mit ihm selber nicht — durch den tiefen Schnee watend nach Hause kam, ohne daß sie es merkte. Erst als die Hausthüre aufging und wieder zufiel, fuhr sie auf aus ihrem

Digitized by Google

Brüten, und ſchon wollte ſie, erſchrocken über das unerhörte Beginnen ihres Bruders, mit feuchten Stiefeln in ihr ſpiegelblank gebohntes Zimmer zu kommen, ihm einen Proteſt entgegenrufen, als ihr das Wort auf den bereits geöffneten Lippen ſchweben blieb. Der Juſtizrath, ihr lieber einziger Bruder, ſah graubleich aus, und es bedurfte nur eines Blickes, um zu wiſſen, es war ein Unglück, ein großes Unglück geſchehen. Fräulein Juliane kannte ihn, er war im Ganzen ein ruhiger, pedantiſcher Herr, ſo leicht lief ihm das Herz nicht davon mit der kühlen Ueberlegung.

Sie fühlte ſich wie gelähmt. Was war ihm nur? Ohne alle Rückſicht auf den Parquetboden, und ganz unbehindert durch Fräulein Juliane, obwohl der Schnee von den Stiefeln fiel, und gleich überall Waſſerflecken entſtanden, trat der alte Herr ein und kam direkt zu Fräulein Juliane's Lehnſtuhl am Fenſter geſchritten. Immer erſchrockener blickte ſie ihn an; ſie ſah, ſein Geſicht war förmlich gealtert, eine tiefe Erſchütterung hatte ihre Spuren darauf zurückgelaſſen.

Er zog ſich einen Stuhl neben den ihrigen und ſank ſchwer darauf nieder. Nicht einmal ſeinen Ueberzieher hatte er abgelegt, aber daran dachten ſie Beide jetzt nicht, ſondern während Fräulein Juliane mit heftigem Herzklopfen ſich fragte, was für ein Unglück es ſein könne, das er ihr mittheilen wolle, ſaß er, die Hände auf ſeinen Stock geſtützt und das ſauber raſirte breite Kinn auf ſeine Hand gelegt, da und ſtarrte vor ſich hin mit dem troſtloſeſten Geſicht, das ſie je von ihm geſehen.

„Juſtizrath, heraus damit, ich ſterbe vor Angſt!“ ſagte zuletzt Fräulein Juliane faſt heftig.

„Sie lebt!“ ſprach er düſter vor ſich hin.

Fräulein Juliane ſah ihn an — er konnte Dora nicht meinen! Wen aber, wen meinte er?

Und dann fragte er auf einmal — war er denn auch recht bei Sinnen? — er fragte, ob nicht die Köchin vor einiger Zeit behauptet habe, es ſei ein Offizier im Garten von ihr geſehen worden, ein Offizier, der ihr nachſtelle? Es dauerte eine ganze Weile, bis der Juſtizrath es erzählt hatte und bis ſie es begriff, das Fürchterliche, das Unerhörte: daß Dora Maienbach nicht todt, aber ſchlimmer, o, viel ſchlimmer als todt ſei.

Wer hatte es ihm geſagt? Es mußte ja ein Irrthum ſein! Es war ja unmöglich — ganz undenkbar!

Wer es geſagt hatte? Jemand, der es ganz genau, der es beſſer als irgend Einer ſonſt wiſſen konnte, der Verwalter von Lorrich, ein alter, ehrenhafter, graubärtiger Mann, ſein Klient aus früheren Tagen, der zu ihm auf ſein Bureau gekommen war, um ihn um Rath zu fragen in dieſer, ſein Rechtsgefühl und ſeine ſtrenge Ehrenhaftigkeit empörenden Angelegenheit.

Der alte Milder hatte ſich in ſeiner täglich wachſenden Unruhe keinen beſſeren Rath gewußt; konnte er doch der ſtrengen Verſchwiegenheit ſeines juriſtiſchen Berathers ſicher ſein.

Und ſo hatte der Mann erzählt: Eines Tages, es war am Sonnabend vor vier Wochen geweſen, kam ein berittener Diener in Livree zu ihm und brachte ihm einen

Digitized by Google

Brief, hielt sich aber nicht auf, sondern wandte sein Pferd und ritt stracks wieder vom Hofe und durch das Thor der Stadt zu.

Das nahm den alten Milder schon Wunder. Er ging in die Stube, setzte seine Brille auf und las das Schreiben. Na, das war dann weiter nicht so verwunderlich; in dem Briefe stand nur, er solle die Herrschaftsstuben heizen und lüften lassen, auf den Abend würden Reisende ankommen, die auf dem Schlosse einige Zeit leben wollten. Er möge für die Herrschaften thun, was er könne. Und unterzeichnet war der Brief mit dem Namen seines Herrn, des Professor Walter, dessen Handschrift er oft genug gesehen, um sie genau zu kennen.

Es unterlag keiner Frage, daß der Befehl des Herrn befolgt werden würde, wenn es dem Verwalter auch so unbequem, wie ungewohnt erschien, daß er sich auf seine alten Tage solche Einquartierung gefallen lassen mußte; hatte er doch weder Frau noch Tochter und half sich, seit er Wittwer war, mit einer einfachen Bauernmagd. Dazu waren die Herrschaftsstuben seit Jahren nicht benutzt; die Betten standen in Kisten verpackt, die Möbel, die Bilder und Spiegel verhüllt und die Teppiche aufgerollt. Hätte des verstorbenen Herrn Pfarrers Haushälterin, Mamsell-Lotte, die im nächsten Dorfe wohnte, nicht noch freundnachbarlich geholfen, er wäre nimmer zurechtgekommen bis zum Abend. Doch warteten sie bis zur Nacht vergebens. Am anderen Tage in der Dämmerstunde, da kam dann endlich in der That ein Wagen durch das Thor auf den Schloßhof gerollt, nicht aber eine Herrschaftsequipage mit dem Diener

Digitized by Google

auf dem Bock, wie sie erwartet, sondern ein einfaches Bauernwägelein, und als Kutscher saß darauf der dem Verwalter Milder ganz wohlbekannte Wirthssohn aus einem etwa drei Stunden weit im Gebirg liegenden Dorfe.

Ganz verwundert erwiesen sich auch die Magd und die in großer Neugier schnell wieder herbeigeeilte Mamsell Lotte über allerlei Auffälliges, z. B. daß der Mantel und der Anzug der jungen schönen Frau nicht von Sammt und Seide war, und daß die Herrschaften weder Koffer noch sonstiges Gepäck mit sich führten, ja, daß ein buntfarbiges Wolltuch, wie es die Bauern tragen, das auffallend schöne Blondhaar der Dame bedeckte.

Neben dem schlichten Wesen und Anzug der jungen Frau erwies sich der Herr Gemahl so recht als ein stolzer, hochmüthiger Herr, der nur befehlen, nicht danken mag, und dem es gar nicht einfiel, zu erklären, warum er nicht gestern gekommen, wie die Anmeldung gelautet hatte.

Daß man ihm für seine junge, vor Kälte oder Aufregung zitternde Frau nur Kaffee, nicht Thee bringen konnte, verdroß ihn sichtlich, er fragte nach einem Abendbrod, und Mamsell Lotte stellte seine gute Laune ein wenig wieder her, indem sie versprach, ein solches in kürzester Frist herzustellen.

Dann kümmerte er sich nur noch und immer in zärtlichster Weise um seine junge Frau, und als das Abendbrod ihnen auf ihr Zimmer gebracht war, verlangten sie auch weiter nicht viel mehr, der Herr sagte nur, daß er morgen mit dem Frühesten zur Stadt müsse, und daß er dazu ein Reitpferd wünsche.

Digitized by Google

Das war aber leichter gesagt als gethan, es blieb nach längerem Verhandeln nichts übrig, als den Fuhrmann die Nacht auf Lorrich zu behalten, der ihn dann morgen bis zur nächsten Poststation fahren sollte.

Während es dann wieder ruhig im Schlosse wurde, die Nacht sich mehr und mehr auf dasselbe herabsenkte und Mamsell Lotte Zeit fand, dem eigenen Herzensgelüste Genüge zu leisten, indem sie ihrer äußersten Neugier Befriedigung zu geben suchte, während die Magd des Verwalters noch murrend in der Küche die benutzten Töpfe und Tiegel auswusch, erzählte der Wirthssohn, der sein Trinkgeld noch nicht empfangen hatte und dem bange wurde um die ausbedungene reichliche Bezahlung für die Fuhre, daß ihm auch gar mancherlei aufgefallen sei an den Reisenden.

In einem Stadtwagen seien sie hinaufgefahren gekommen nach St. Annen, hoch oben im Gebirg, das habe er von dem Führer erfahren, der sie dann zu Fuß wieder heruntergeleitet nach seinem Heimathdorfe in seines Vaters Haus. Der Führer habe nichts weiter gewußt, er habe aber gemeint, die Herrschaften müßten wohl ein Gelübde gethan haben bei der heiligen Anna, dafür spreche auch, daß die junge Frau barhäuptig gewesen, als sie gekommen, und daß ihr die Magd des Herrn Kaplans, bei dem sie wohl zur Beichte und Kommunion gegangen, ihr Kopftuch gegen ein gutes Geld verkauft habe, als sie dann anderen Tages um die Mittagsstunde abgereist seien. Das klang ja Alles ganz verwunderlich und doch nicht so unmöglich.

Mamsell Lotte indeß wollte durchaus behaupten, die

Sache gehe nicht mit rechten Dingen zu, bis der alte Verwalter zornig wurde und erklärte, er habe sich über die Herrschaften, die ihm sein Herr Professor rekommandirt habe, nicht weiter zu kümmern, der sei ein Herr, welcher Unrecht und Sündhaftigkeit verabscheue, und so wolle er für sein Theil nichts mehr von dem Gerede hören.

Anderen Tags war der Herr Baron, so hatte man ihn ohne Weiteres genannt, auf des Wirthes Wagen bis zur letzten Poststation vor der Stadt gefahren, hatte, wie der Verwalter später erfuhr, reichlich gezahlt und dann die Post genommen.

Abends schon war er wieder da, jetzt in einem Stadtwagen und mit Koffern und Schachteln in Menge, welche außer Kleidung der feinsten Art auch Wein und allerlei Eßbares enthielten. Die junge Frau, die anfangs viel geweint, war von Tag zu Tag froher geworden, und so hatte das junge Paar ganz ruhig dahingelebt, und keinerlei Auffälliges war zu bemerken an ihnen. Wenn nicht Mamsell Lotte und die Magd immer spionirt hätten, so wäre dem Milder gar kein arger Gedanke gekommen. Die Mamsell hatte aber immer bestimmt behauptet, das sei gar kein Ehepaar, und wenn der Herr auch hochgeboren sei, so glaube sie das nimmer von der Dame, die sich alle Dienste selbst thue, und bei Allem, was sie verlange, ein Gesicht mache, als sei's eine Gnade, wenn man ihr es gebe.

Da hatte sich das Blättchen aber plötzlich gewendet und zwar in auffallender Weise. Der Herr war eines

Tages in die Küche gekommen und hatte sehr höflich die Mamsell gebeten, ihm für einige Augenblicke zu folgen. Das hatte diese sehr bereitwillig gethan und war wohl eine Viertelstunde oben im Vorzimmer der Herrschaften geblieben, wo sie freilich die junge Dame gar nicht zu Gesicht bekommen zu haben behauptete. Seit dieser Unterredung mit dem Herrn hatte die Mamsell Lotte gar nichts mehr über die Herrschaften zu sagen gehabt, und wenn die Magd des Verwalters einmal wieder auf das Geheimniß anspielte, was dieselben umgab, so war es Mamsell Lotte, die auf das Energischste diesen „Unsinn" bestritt.

Da führte den alten Milder vor einiger Zeit sein Weg in die Stadt, und in seinem Vorstadt-Wirthshaus sitzend, sah er seinen Gast, den gnädigen Herrn, dessen Namen er nicht einmal wußte, in voller Uniform mit anderen Herren Offizieren lachend am Fenster vorüberreiten. Bei ihm auf Lorrich trug der Herr nur Civil. Er erfuhr nun auf Befragen, der schöne schwarzbärtige Offizier sei der Lieutenant Baron v. Tiefenried, des Ministers einziger Sohn und ein rechter Schuldenmacher und Spieler, just wie sein Herr Vater, von dem das Gerede gehe, daß er kürzlich an einem Abend ein ganzes Gut verspielt habe. Verheirathet sei der junge Herr Baron nicht, o nein, habe aber schon Mancher den Kopf verdreht. Die Leute sagten, er werde eine reiche junge Gräfin bekommen, die mit ihrem Gelde die Schulden von Vater und Sohn bezahlen könne, aber — so Eine werde sich doch wohl auch bedenken, ehe sie einen solchen Wildfang nehme.

Dem alten Milder wurde heiß und kalt! Was? Er

barg Unehrenhaftigkeit unter seinem Dache, und sein Herr, der Professor, steckte mit dem sauberen Paare unter einer Decke? Wie war das möglich!

Er ging, den Herrn Professor aufzusuchen und mit diesem zu reden. Aber der war nicht zu Hause, sondern verreist, zu einer Dame auf dem Lande, deren Sohn der Herr Professor hier unter Aufsicht halte, und der nicht gutthun wollte, so hatte die geschwätzige Gärtnerfrau ihm berichtet. Vor Ablauf von drei Tagen käme der Herr wohl auch nicht heim, meinte sie.

Das Nächste war nun gewesen, daß der Verwalter sich ein Herz faßte und mit seinen Gästen selber redete und zwar mit Beiden zugleich.

Er ging also auf das junge Paar zu, als es von einem Spaziergang kam, und redete, die Mütze ehrerbietig in der Hand, von dem, was die Leute im Dorfe jetzt schon laut sagten, und wie er sein weißes Haar in Ehren trage und nicht die Hand bieten wolle zu unehrsamem Gebahren.

Er redete nicht fein, der Alte, er brauchte nicht die zarten Umschreibungen, die häßliche Dinge schön machen sollen; schlicht und plump hatte er seine Meinung gesagt, ehe die vor Erstaunen und Schrecken starren jungen Leute es hindern konnten.

Aber der Blick aus den Augen des schönen jungen Weibes! Dem alten Milder war er durch Mark und Bein gegangen.

Ehe er nun seinerseits sich besinnen konnte, hatte der junge Herr ihn in zorniger Hast auf sein Zimmer geführt und da hatte er losgetobt. Der alte Milder aber war

nun auch zornig geworden und ihm nichts schuldig geblieben, da zog dann der junge Herr andere Saiten auf und bat zuletzt ganz beweglich, Milder solle dem Herrn Professor nichts sagen, der wisse nicht anders, als daß Freunde von ihm — dem jungen Baron — auf Lorrich wohnten. Und dann hatte er, als der Alte sich noch nicht zufrieden geben wollte, diesem mit des Herrn Ministers grimmigem Zorn gedroht, der es ihm nicht danken werde, wenn er die Geschichte an's Licht bringe.

Das Alles hatte der alte Milder dem Justizrath erzählt. Dieser war gewiß nicht der Mann der Sentimentalitäten, er kannte das Leben und hatte so oft Blicke in dessen tiefste Abgründe thun müssen, daß er längst verlernt hatte, an diese Dinge mit dem Gefühl heranzutreten. Hier aber handelte es sich um „das Kind", dies kleine, holde Mädchen, das so süß plaudernd auf seinen Knieen gesessen und so lustig neben ihm gespielt hatte!

Darum konnte er auch jetzt zu seiner Schwester nicht weiter reden vor tiefer Erschütterung.

„Es kann nicht sein! Es ist ja ganz unmöglich! Unser Kind? Unsere gute, sittige, bescheidene Dora?" schrie Fräulein Juliane.

„Der Schuft! Der Ehrlose!" knirschte der Justizrath.

Aber das Jammern half nicht, und auch nicht der bittere Groll. Schließlich meinte Fräulein Juliane immer wieder, es könne, nein, es werde sicher ein Irrthum sein.

„Ich will es wissen!" sagte zuletzt der alte Herr energisch und sandte sofort die Magd, einen Miethwagen herzubestellen. Es war voraussichtlich eine schlimme Fahrt,

aber Fräulein Juliane ließ es sich nicht ausreden, sie wollte mit.

Das verweigerte jedoch der Bruder.

Was wollte sie da? War's Dora, so gab es keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen, sollte aber jenes Weib eine Fremde sein, nun, so war es genug, daß er selbst sich überzeugte.

So blieb Fräulein Juliane allein mit ihrer großen Aufregung und ihrem Schmerz. Doch über diesen hin wuchs die Entrüstung, die sich mehr und mehr entwickelte bei dem Gedanken an die furchtbare Herzlosigkeit des Mädchens, das, sich ohne Besinnen in die Arme eines Liebhabers stürzend, die Mutter kaltblütig an seinen Tod glauben ließ.

Nein! Wenn man an die Qualen der verzweifelnden Mutter dachte — dann gab es keine Entschuldigung mehr für Dora Maienbach. — —

Es hatte aufgehört zu schneien. Der Abend kam, und mit ihm ein mattes, verschleiertes Vollmondlicht. Stunde auf Stunde verging, endlich kehrte der Wagen zurück, man hörte kein Räderknarren, keinen Hufschlag, nur des Kutschers Peitsche.

Und dann ging die Hausthüre, und der alte Herr kam herein, ganz erfroren und tief verstimmt.

Als er auf Schloß Lorrich anlangte — er traf den alten Milder noch auf dem Heimwege und nahm ihn mit in seinen Wagen — da waren die Gäste geheimnißvoll, wie sie erschienen, wieder davongefahren. Die Magd erzählte, es sei ein Wagen aus der Stadt gekommen, und die

Mamſell Lotte habe darin geſeſſen, habe ſich geberdet, als gehöre ſie ganz zu der jungen Herrſchaft, und nach kurzem Einpacken der ſehr wenigen Habſeligkeiten derſelben ſeien alle Drei abgereist.

Der Juſtizrath war nicht der Mann, eine Sache halb zu thun. Er fuhr nach der Wohnung der Mamſell Lotte. In der That, ſie hatte ihren Wirthsleuten angekündigt, ſie werde für eine Weile verreiſen, alle ihre Sachen eilig unter Verſchluß gebracht, Alles ſorglich verſiegelt und dann war ſie fortgegangen.

7.

„Jetzt predige nicht, ſondern ſei mit mir vergnügt, Feldner! Ich habe nun 'mal das Glück gehabt, was willſt Du's mir noch lange bekritteln?“ ſagte der Lieutenant v. Reydewik mit freudeglänzenden Augen und abgeſpanntem, ermüdetem Ausdruck in den offenen hübſchen Zügen.

Er war geſtern zu einem Diner in's Kaſino gegangen und erſt lange nach Mitternacht heimgekehrt. Heute, noch ziemlich zeitig am Morgen, war er nach kurzer Ruhe ſchon wieder aus den Federn, hatte ſeinen Freund herübergerufen und breitete vor dem Erſtaunten und keineswegs angenehm Ueberraſchten ein ganzes Häufchen Goldſtücke aus.

„Schilt nicht, predige nicht, Du haſt gut reden! Wenn man einmal dazwiſchen iſt, hat ſeinen Wein getrunken und iſt luſtig und guter Dinge, ſo thut man, was die Anderen thun, und — ſchließlich iſt es doch kein Verbrechen!“ eiferte der junge Offizier.

„In Deinem Falle doch, Oskar! Du weißt, daß Du nicht verlieren *darfſt*!“ ſagte ſein Freund ärgerlich.

Digitized by Google

„Bah! Alle die Herren versichern mich, im Allgemeinen gleiche es sich für einen besonnenen Spieler mit Gewinn und Verlust so ziemlich aus!“ erwiederte in leichtfertigem Tone der junge Offizier.

„Nennst Du es besonnen, um solche Summen, wie diese hier, zu spielen, Oskar? Du konntest dieselbe verlieren, statt gewinnen, was dann?“

„Ich habe aber nun doch gewonnen?“ rief Reydewik, und fuhr dann fort: „Du bist ein langweiliger Mensch! Zunächst lasse uns nun einmal berathen, was thun mit dem Mammon? Sieh, ich dachte, zuerst bezahlen wir dem kleinen Professor das Geld zurück, das er mir borgte — so zähle es ab!

Hast Du's? Nun — und was mit dem beau reste? Halt! Ich will Dir etwas sagen, ein Viertheil lege ich mir bei Seite, das soll die Spielkasse sein, damit will ich das Glück noch einmal versuchen!“

„Also Du willst wieder hingehen? Ich bitte Dich, Oskar, thue es nicht, es ist Dein Verderben!“

„Höre einmal, bist Du zur Gouvernante für mich bestellt? Dein Ton läßt mich fast darauf schließen,“ unterbrach nun ernstlich ärgerlich der Offizier seinen Freund.

„Gut! Ich schweige! Du wirst selbst zur Vernunft kommen und an Deine Mutter, an Deine Schwester denken!“

„Gewiß, ich bin schon dabei! Ich gehe sofort in die Stadt und kaufe der Mama einen Pelzmantel und Ilona ein schönes Kleid. Dafür rechne ich dies zweite Viertel; jetzt bleiben uns noch die zwei letzten — eines bekommst

Du und das andere ich, davon wollen wir unsere Schneiderrechnung bezahlen und den Rest zu einem lustigen Abend anwenden."

„Gegen das Geschenk für die Mama und Deine Schwester habe ich nichts einzuwenden, gegen die Bezahlung der Rechnungen auch nicht, aber den Rest lege nur bei Seite, statt ihn gleich zu verjubeln. Du bist oft genug in der Lage, extraordinäre Ausgaben zu machen," sagte Feldner entschieden.

„Wie kommst Du mir vor? Ist der Mensch plötzlich Prediger geworden? Na, beruhige Dich, ich will zu gelegener Zeit dem Professor Deine Tugend rühmen, der verkündet sie Deiner Göttin, und wer weiß, wenn sie anders ist als andere Mädchen, so nimmt sie Dich!"

„Wie sind denn andere Mädchen, mein schöner Junge?"

„Die verabscheuen die tugendhaften Musterknaben und verlieben sich in die Don Juans, die problematischen Naturen, die ‚dämonischen' Elegants. Letztere Sorte ist die beliebteste!" erklärte der zwanzigjährige Sohn des Mars und strich sich mit rollenden Augen und unternehmenden Mienen das keimende Bärtchen. Man sah wohl, er wollte seinen Freund Feldner necken, aber nichtsdestoweniger lag auch der Glaube an seine Lehre neben der Neckerei.

„Guck Einer, wie ‚das' zunimmt an Weisheit!" hatte Feldner spöttisch, aber sichtlich geärgert gerufen.

Der Lieutenant lachte ihn siegesfroh an und klimperte herausfordernd mit den Goldstücken.

„Es ärgert Dich, mein Junge, daß ich mich von Dir nicht mehr gängeln lasse und unserem guten kleinen Pro-

Digitized by Google

feſſor hinter die Schule laufe! Bah! Ich verſichere Dich, bei den Kameraden und den anderen Herren, da lernt man in einem Abend mehr vom Leben, wie ſonſt in einem Jahr! Es iſt koloſſal intereſſant, ſage ich Dir! Beſonders ſeit der ſchöne Tiefenried wieder unter uns erſcheint. Iſt das ein Menſch! Als ich beim Jeu gewann, da machte er mit mir gemeinſchaftliche Sache, und wir gingen in's Geſchirr, zum Erſtaunen. Ich verlor ſpäter noch wieder die Hälfte, aber das war meine Dummheit, ich werde das nächſte Mal klüger ſein."

So und ähnlich erging ſich Reydewik, und Feldner hörte mit Erſtaunen, wie derſelbe ſo ſicher über die Chancen des Spiels, die dabei nothwendige Ruhe und Vorſicht und dergleichen ſprach, und wie entzückt er von dem Verkehr mit den Herren redete, die ſämmtlich viel reicher als er waren und ſich jeden Luxus geſtatten durften, wo Oskar v. Reydewik ſich auf die genaueſte Sparſamkeit angewieſen ſah.

„Wir werden noch erben, der Alte auf Fürſtenbrück haßt die Tiefenrieds und die Trachenfels nicht minder, wem ſoll er ſchließlich ſein Geld geben als uns? Er iſt ein rechter Vetter meiner Mutter."

Das war der Troſt, den Oskar v. Reydewik allemal bereit hatte, wenn man ihm Vorwürfe über ſeinen Leichtſinn machte.

„Thue, was Du verantworten kannſt!" Damit hatte Feldner nach einer erneuten Debatte das Geſpräch abgebrochen.

Der junge Juriſt war keineswegs der Mann, asketiſch

den Freuden des Lebens zu entſagen, aber eine gewiſſe Nüchternheit und Ruhe des Temperaments hielt ihn von manchen Thorheiten zurück, denen Oskar v. Reydewik ohne großen Widerſtand verfiel, wenn ſie verſuchend ihm nahe traten.

Die beiden jungen Leute hatten ihre Unterhaltung noch kaum auf ein anderes Gebiet gelenkt, als — ein höchſt auffallender Beſuch! — der Burſche Reydewik's den Herrn Grafen Igor meldete.

„Ich kenne ihn gar nicht! Was kann er wollen?“ flüſterte halb erſtaunt, halb in einer gewiſſen Unruhe der junge Offizier.

„Laſſe ihn nicht warten,“ mahnte Feldner ſehr überraſcht.

„Aber er iſt — er iſt gar nicht vom Regiment,“ flüſterte Reydewik in wachſender Verwirrung zurück. „Sehr angenehm,“ rief er dabei dem Burſchen zu, der an der Thür auf Antwort wartete.

Feldner verſchwand in dem anſtoßenden, von ihm bewohnten Zimmer.

Haſtig ordnete der junge Offizier die wirr auf ſeinem Tiſche und dem Sopha umherliegenden Garderobegegenſtände. Er ſchämte ſich der Unordnung, denn wenn auch von Natur eben zur Ordnung nicht angelegt, war er doch durch die militäriſche Erziehung der letzten Jahre daran gewöhnt, und nur die nervöſe Erregung der dem Spiel gewidmeten Nacht hatte ihn rückſichtslos das eine Stück ſeines Anzuges hier- das andere dorthin werfen laſſen.

Digitized by Google

Wäre der Bursche nur dagewesen! Aber der hatte seine Pflicht nicht thun können, denn Reydewik hatte seine Thüre Nachts geschlossen, der Gewinn, der noch immer auf dem Tische lag, hatte ihn dazu veranlaßt. Er selbst wollte die Goldstücke eilig zusammenraffen, sie beiseite legen, aber in der Hast glitten einige davon auf den Fußboden, rollten auf demselben weiter und just dem eintretenden Grafen Igor entgegen.

In einer Verwirrung, die ihn auf sich selber wüthend machte, und die ihn doch unwiderstehlich überkam, hatte Oskar v. Reydewik seinen Gast empfangen.

Dieser sah nach den rollenden Goldstücken, und ein Ausdruck, den Reydewik sich nicht erklären konnte, trat in sein Gesicht.

„Such' das Geld auf," befahl der junge Mann dem Burschen. Dann erst bat er den Grafen, Platz zu nehmen, verlegen etwas von Ehre und Vergnügen murmelnd, er, der sonst so keck und selbstbewußt seine Wege ging.

„Ich komme zu Ihnen, Herr v. Reydewik, getrieben von dem Wunsche, den Sohn einer Dame kennen zu lernen, die mich, als ich im Herbst längere Zeit auf Lehnorp in Quartier lag, wie einen werthen Gast ihres Hauses gehalten hat," sagte Graf Igor freundlich, und jener Strahl von Herzenswärme, der sein Gesicht manchmal so wunderbar verschönte, brach auch jetzt aus seinen Augen.

„Das ist in der That eine Güte, Herr Graf, die mich beschämt! Ich wußte von Ilona, meiner Schwester, daß Sie auf Lehnorp waren. Mama hat mir damals auch davon geschrieben — sie ist so gut! — und ich freue

mich, daß Sie, Herr Graf, das auch fanden und daß es Ihnen ein wenig auf unserem kleinen Lehnorp gefiel!“ rief der junge Offizier, auf das Angenehmste überrascht von diesem Beweggrund des Grafen Igor, ihn zu besuchen.

Es schmeichelte seinem nicht geringen Selbstgefühl, daß der vielgenannte, hochangesehene Graf ihm, dem jungen Offizier, so entgegenkam.

Sie sprachen von dem kleinen Besitz der Frau v. Reydewik. Das Gut war ihr persönliches Eigenthum, ihr Gatte — ein Verwaltungsbeamter der höheren Carrière — war jung gestorben; nun verpachtete die Mutter die Ländereien und einige schöne Bergwiesen und hatte nur das Schlößchen — es war ein einfaches großes Haus, von Stein erbaut und in einem freundlichen engen Thale, am Ausgange einer kleinen Landstadt liegend — nebst den Gärten behalten.

„Es ist im Ganzen kein angenehmes Leben, wie die Mutter und Ilona es dort führen. Umgang bietet sich im Städtchen nur wenig und standesgemäßer gar nicht!“ sagte der Lieutenant.

„Ihre Mama ist eine Dame, die nach innen lebt und in sich eine eigene Welt trägt, solche Menschen brauchen nicht viel Anregung und noch weniger Zerstreuung von außen,“ erwiederte Graf Igor verbindlich, und doch empfand man genau, er meinte, was er sagte, sehr aufrichtig. „Und wie fühlen Sie sich hier, Herr v. Reydewik? Es würde mich freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollten, Ihnen einige Ihrer freien Stunden ausfüllen zu helfen.“

„Herr Graf, ich werde Ihre Liebenswürdigkeit dankbar acceptiren und der Maina schreiben, wie gütig Sie gegen mich sind," sagte Oskar v. Reydewik. Er hatte jetzt seine Ruhe und Gewandtheit völlig wiedergefunden und damit auch ein gut Theil der kecken Selbstgewißheit, die ihm, dem hübschen, frischen und fröhlichen jungen Manne, gekommen war durch das Wohlwollen, welches die Menschen, bestochen von seinem Aeußeren und seinem gewinnenden Wesen, ihm freigebig entgegentrugen, und welches erst in letzter Zeit in einer einigermaßen übertriebenen Weise hervorzutreten begann.

Graf Igor fragte dann nach seinen sonstigen Beziehungen in der Stadt, und es dauerte nicht lange, so ritt Lieutenant v. Reydewik sein Paradepferd: das freundschaftliche Verhältniß zu den Herren vom Offizierskasino.

„Ich selbst habe dort einige Zeit verkehrt," entgegnete der Graf, „es aber bald aufgeben müssen, weil meine Mittel mir irgendwelche Extravaganzen nicht erlauben. Die Herren dort sind meist Grandseigneurs, sehr reich und üppig."

„Aber zum Beispiel Baron Tiefenried, Herr Graf, ist es nicht, und er gibt dort den Ton an!" erwiederte Oskar erröthend, denn er verstand den Wink Igor's.

„Das ist allerdings wahr," sagte kalt Graf Igor, und der herbe Ausdruck seiner Mienen, der so plötzlich an die Stelle des wohlwollenden Lächelns trat, frappirte Reydewik umsomehr, als er gehört hatte, Igor verehre Baronesse Rosanna und verkehre in ihres Vaters Hause.

Sein überraschter Blick mochte dem Grafen aufgefallen sein. Derselbe sah ihn fest an und sagte dann: „Baron

Ulrich Tiefenried iſt ein Cavalier mit den gewinnendſten Eigenſchaften, ich weiß das und begreife, wie ſeine Art und Weiſe jungen Männern imponiren, ſie feſſeln muß; rechnen Sie es der dankbaren Verehrung, die ich für Ihre Frau Mutter habe, an, Herr v. Reydewik, wenn ich mich Ihnen als Freund aufdränge und Sie warne vor dem gefährlichen Manne — gefährlich, weil er ein Verführer der jungen Kameraden iſt! Ich weiß, wie ungewöhnlich Ihnen meine Annäherung an Sie erſcheinen muß."

„Herr Graf, ich kann dieſelbe nur mit Dank erwiedern," ſagte Reydewik ſich verbeugend; im Stillen dachte er aber doch: „Was geht ihn mein Verkehr an?"

Graf Igor ließ ſich nicht unterbrechen, ſondern fuhr fort: „Ich weiß auch, Sie ſpielten letzte Nacht, und wie ich vermuthe" — ſein Blick fiel auf das Gold, welches von dem Zeitungsblatt nur noch halb verdeckt wurde, denn der Burſche hatte daſſelbe, als er die von dem Boden aufgehobenen Goldſtücke auf den Tiſch legte, verſchoben — „ſpielten Sie mit Glück. Es konnte anders kommen, und daß es geſchehen ſein möchte, fürchtete ich, darum, Herr v. Reydewik, kam ich her. Die jungen Herren wiſſen ſich in ſolchen Verlegenheiten meiſt nicht gleich zu helfen, und ſo dachte ich, daß Sie eine ehrliche Freundeshand nicht verſchmähen würden, auch wenn ſie Ihnen fremd iſt. Aber ſchon bei meinem Eintritt ſah ich, daß Sie meiner nicht bedurften."

„Herr Graf, Sie überhäufen mich mit Güte! Das iſt mehr, als meine wärmſte Dankbarkeit —"

Oskar v. Reydewik hatte mit tiefer Empfindung den

Digitized by Google

Ausruf gethan. Er war in der That mehr als überrascht, er war verwirrt von dieser ihm ganz unerwartet kommenden Freundschaft, zugleich auch fragte er sich, was deren Ursache sein könne, und allerlei flüchtige Gedanken fuhren ihm durch den Kopf, ohne daß einer derselben Gestalt annahm.

„Legen Sie dieser Theilnahme nicht mehr Werth bei, Herr v. Reydewik, als sie es verdient. Ich bin ein ernster, etwas schwerfälliger Mensch, mit gewissen Ansichten von Recht und Unrecht, die man wohl hier und dort pedantisch finden mag. Ich habe Mancherlei gesehen und erfahren, als ich selbst im Dienst war, habe öfter erlebt, wie der Strudel eines nicht streng geordneten Lebens die talentvollsten, liebenswürdigsten jungen Leute, und diese vermöge ihrer Charaktereigenschaften zunächst ergriff, und wie sie meist rettungslos verloren gingen, wenn er sie erfaßt hatte. Man hat mir neulich von Ihnen erzählt und mich auf Sie aufmerksam gemacht." Graf Igor sagte nicht, daß Rosanna es gewesen, die dies gethan, indem sie ihn bat, um Onkel Walter's willen ein Auge auf den leichtsinnigen jungen Mann zu haben. „Sie sind der Sohn einer Dame, die mir Güte und Wohlwollen bewiesen," sprach Igor weiter, „was ist natürlicher, als daß ich Theilnahme für Sie empfand. Sehen Sie, so kommt der pedantische Mensch zu Ihnen und sagt Ihnen: Gehen Sie der Gesellschaft aus dem Wege, die Ihnen durch die glänzende Außenseite imponirt, sie ist nicht der Kreis, in welchem eine gute Mutter ihren Sohn zu sehen wünschen kann."

„In der That, Herr Graf, ich verkenne das Wohlwollen

nicht, das Sie mir erweisen, aber dieser Kreis, von dem Sie reden — jeder der Herren ist ein tadelloser Cavalier, jeder junge Offizier muß sich geehrt fühlen, dort Zutritt zu haben."

„Das scheint Ihnen mit einem gewissen Recht so; ich aber sage Ihnen, es ist nur Schein, und wenn Sie wollen, will ich Ihnen Beweise genug dafür bringen. Daß Sie befremdet und mit Reserve mein eigenthümliches Entgegenkommen aufnehmen, begreife ich, wußt' es auch vorher, dennoch kam ich, denn ich halte es für eine heilige Pflicht, einen Wanderer, den ich einen falschen Weg einschlagen sehe, durch Zuruf zu warnen, ehe es zu spät ist. Sie sind nun aufmerksam gemacht, Ihr eigener Herr und nicht verpflichtet, auf mich zu achten. Vielleicht dient mein heutiger Besuch indeß dazu, Sie zu veranlassen, mit offenen Augen vorsichtig umzuschauen. Mehr braucht es wohl auch nicht für Ihrer Mutter Sohn. Und wenn Sie Ihrer verehrten Mama schreiben, so sagen Sie ihr und Fräulein Ilona meine verbindlichsten Empfehlungen."

„Das wird schon heute geschehen, Herr Graf; ich schicke der Mama einen Pelzmantel und Ilona ein neues Kleid," sagte in dem Wunsche zu zeigen, er sei kein schlechter Sohn und Bruder, Oskar v. Reydewik.

„Das ist brav, das ist brav und freut mich herzlich von Ihnen. Ein Anderer hätte gedacht, mit dem Gelde das Glück von Neuem zu versuchen."

Der junge Mann erröthete. Er glich diesem „Anderen" mehr, als ihm in diesem Augenblicke lieb war, aber wozu das eingestehen? Er war ja zudem entschlossen,

Digitized by Google

gerade jetzt reifte der Gedanke in ihm, wirklich nicht wieder zu spielen, sondern an den Mantel der Mama und Ilona's Kleid die doppelte Summe zu wenden, die er zuerst beabsichtigt hatte.

„Ich sehe Mittwoch Abends regelmäßig eine Anzahl meiner Freunde und ehemaliger Kameraden bei mir. Es würde mir eine Freude sein, wenn Sie sich unter die Zahl derselben rechnen wollten, und ich glaube, Sie würden sich nicht langweilen," sagte Graf Igor.

Er hatte eine so offene, aus wahrer Herzlichkeit entspringende Weise, daß Oskar v. Reydewik völlig davon besiegt wurde und fest entschlossen war, die ihm gebotene Freundeshand zu ergreifen.

Und in diesem Entschluß, unter dem vollen Eindruck, den Graf Igor auf sein leicht bewegliches, warm empfindendes Gemüth gemacht, setzte er sich hin und schrieb an seine Mutter einen Brief, welcher derselben Freudenthränen in die Augen trieb.

Und was noch schöner war, was geradezu überwältigend auf die Mutter und Ilona wirkte, das war, daß am Nachmittage der Postbote ein großes Packet brachte, welches neben den kostbaren Geschenken Oskar's noch ein besonderes Päckchen enthielt — den ganzen Rest des Spielgewinnes! Oskar hatte nur einen Theil davon behalten zur Bezahlung seiner und Feldner's Schneiderrechnung.

„Lege das Geld nicht in die Sparkasse, gute Mama," schrieb der ganz enthusiasmirte Sohn dazu, „sondern kaufe Dir dafür, was Du etwa Dir wünschest oder nöthig hast; es ist mir ein Gefühl, als müßte dann das Geld mir Segen bringen."

Wie viel Segenswünsche stiegen aus dem Mutterherzen für ihren Sohn auf und für den Mann, von dem Oskar schrieb, daß er einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht.

Noch an demselben Abend schrieb die dankerfüllte Frau dem Grafen Igor und erzählte ihm, wie Oskar dem Wohlwollen, welches derselbe ihm entgegengebracht, entsprochen hatte.

8.

Es überkommt jeden Mann, der mit feurigem Eifer und voller Ueberzeugung den Kampf für die gute Sache aufgenommen hat, wohl immer einmal eine Stunde tiefer Entmuthigung, da er sich plötzlich allein zu finden glaubt im hitzigsten Gefecht und irre wird an Allem, was er bisher für recht und gut erkannt. Seine Freunde, selbst die Gleichgesinnten, bleiben scheu und zögernd zurück; zweifelnde Fragen, bedächtige Ueberlegung möchten ihn aufhalten, drohender Gefahr zu entgehen, persönliche Rücksichten haben zuletzt nur zu oft entscheidendes Gewicht.

Wenn Frau v. Reydewik in ihrer Dankbarkeit Ilona jeden Tag versicherte, einem Manne wie dem Grafen Igor, der das Gute um des Guten willen thue, müsse es glücklich ergehen, so traf diese Voraussetzung doch leider bis jetzt in keiner Weise zu.

Er war auf Kampf und Streit, auf Unannehmlichkeiten aller Art gefaßt gewesen, aber er hatte die Wirkung davon auf sich selber ebenso unterschätzt, wie er vorausgesehen, daß gegen Niedrigkeit und Gemeinheit ein Edler keine Waffen hat.

Der Kampf, den er begonnen, war kein leichter, das verhehlte er sich von Anfang an nicht, ganz sicher aber hatte er doch auf ehrliche Waffen gerechnet, und die Erfahrungen, welche sich ihm jetzt von Tag zu Tage aufdrängten, waren so widerwärtig, daß ihm zuweilen ekelte vor solchen Gegnern und ihm zu Muthe war, als sollte er lieber das Feld räumen und sich die Hände waschen.

Diese Verstimmungen waren freilich nur vorübergehend, aber trotzdem qualvoll genug.

Und sie, welche ihn hätte trösten können, deren liebe Nähe immer klärend und beruhigend auf ihn wirkte, sie mied er. Ihre Augen hatten jetzt einen Blick, den er gar nicht ertragen konnte, er wußte wohl, sie vertraute ihm, das heißt seiner Liebe, aber vielleicht war die Frage der Tochter: „Warum bist Du meinem Vater so feindlich?“ deshalb um so natürlicher. Wie Rosanna trotz Allem an den Ihrigen hing und wie sie seit der Mutter Tode sich verpflichtet glaubte, dieselben nur um so mehr und um so treuer zu lieben, je schwerer sie ihr dies machten, das wußte er, das lag auch in Rosanna's Wesen fest begründet, und dabei bäumte sich in Igor jedes Gefühl auf gegen diesen Vater und diesen Bruder.

Er saß in tiefem unerquicklichen Grübeln so in seinem Arbeitszimmer allein.

Im Salon nebenan waren schon die Gasflammen angezündet, der Diener ging geräuschlos hin und her und ordnete den Theetisch, denn es war Mittwoch, und die Abende des Grafen Igor wurden nur selten von den Freunden und Bekannten desselben versäumt. Hier in

ſeinem Schreibzimmer hatte er ſich das Licht verbeten; der große ſchöne Kaminofen war geöffnet und warf ſein Licht in reicher Fluth auf das Rothbraun der Möbel und Vorhänge, auf die Statuetten und die Rahmen der wenigen, aber werthvollen Bilder, deren Bedeutung für jetzt freilich nicht erkennbar war.

Das unruhige Auf- und Abgehen des Grafen wurde unterbrochen durch den Ton der Glocke.

Jetzt ſchon? Wer konnte es ſein? Aber wer immer auch, es war beſſer jeder andere Gaſt, als die Melancholie.

„Gnädiger Herr, eine Dame. Sie will den Namen nicht nennen. Sie ſieht ſehr blaß aus und weint," meldete der Diener flüſternd.

Graf Igor ſtand betroffen. Wer konnte das ſein? Tauſend Gedanken flogen wirr und beängſtigend durch ſeinen Sinn. Er athmete ganz erleichtert auf, als er ſah, daß die Eintretende ihm völlig fremd war.

Dieſelbe war ſchlicht genug gekleidet, nach Art der Bittſtellerinnen ganz ſchwarz, ihr bleiches, erregtes Antlitz, das längſt über die Jugend und Schönheit hinaus war, aber doch etwas Anziehendes hatte, flößte ihm Mitleid und Sympathie ein.

Der Diener beeilte ſich, auf ſeinen Wink die Lampe hereinzutragen, er ſelbſt, der Trauernden einen Seſſel hinzuſchieben, ſie wehrte denſelben aber mit einer Handbewegung ab, und als der Diener ſich dann ſofort wieder entfernte und den Salon verließ, da ſagte ſie, und in dieſem Augenblick nahmen die leidensvollen Züge einen Ausdruck leidenſchaftlicher Energie an: „Ich bitte den

Digitized by Google

Hern Grafen, mich ſtehen zu laſſen, es ziemt mir das beſſer, und dann läßt mich auch die Unruhe nicht ſitzen."

„Und wen habe ich die Ehre —?" fragte Igor, immer mehr intereſſirt durch die Augen ſeines Beſuches.

„Wenn ich Ihnen meinen Namen ohne Vorrede ſagte, Herr Graf, ſo würde ich ſehen, wie Ihre Mienen ſich veränderten, wie das Wohlwollen daraus ſchwände und Kälte und Nichtachtung darin erſchienen; ich würde es dann um ſo ſchwerer finden, zu Ihnen zu reden, und Sie würden im beſten Falle mir nur halb zu glauben geneigt ſein. Deshalb geſtatten Sie, daß ich Ihnen zuerſt den Zweck meines Kommens nenne, und wenn einer Unglücklichen Bitte etwas bei Ihnen vermag, ſo glauben Sie mir, daß ich nur darum zum Grafen Igor zu gehen wagte, weil ich keinen anderen Mann weiß, der wie er um des Rechtes willen mir helfen würde."

„Und von mir erwarten Sie das?"

„Ja, denn es handelt ſich um einen Mann, der ehrlos und in Schande iſt für alle Zeit, der aber wider ſeinen Willen zum Unrecht gezwungen wurde durch einen Mächtigeren —"

„Erlauben Sie, meine Dame, möchten Sie nicht, ſtatt in allgemeinem Sinne zu reden, lieber ganz konkret ſprechen? Sagen Sie mir direkt, um wen und um was die Sache ſich handelt."

„Nun denn, um den Rechnungsrath Meilhuber, Herr Graf, und ſeinen Mitſchuldigen, den Miniſter Baron v. Tiefenried," ſagte mit ſeltſam metalliſch tönender Stimme die Frau des Erſteren.

Graf Igor ſtarrte ſie an, dann flog Schrecken über ſein Geſicht und darauf Zorn.

„Wie können Sie es wagen, dieſe beiden Namen zuſammen zu nennen?“ fragte er heftig.

Die Frau ſah ihn mit funkelnden Augen feſt an. Eine glühende Aufregung lag darin.

„Weil ſie zuſammengehören und zuſammenklingen ſollen, bis Gerechtigkeit geſchehen iſt. Ich bin nur ein armes Weib, und meine ſechs Kinder mögen im Elend und in Beſchimpfung ſehen, wie ſie leben; ich ſelbſt ruhe bis zum Tode nicht, ehe ich nicht meines Mannes Sache zu Ende geführt!“

Wer dieſe exaltirte Frau hier ſah, mußte ſich freilich überzeugt halten, daß ſie um ihres Zweckes willen jede andere Rückſicht bei Seite ſetzen würde.

„Ich bitte Sie, Madame, mir das Weitere zu erlaſſen, ich — ich — kann das, was Sie ſagen, nicht glauben.“ Igor ſprach faſt ebenſo erregt wie die Frau.

„Herr Graf, Sie wollen nicht — Sie? Und dann iſt hier Alles verloren,“ rief dieſe, „dann muß es in die Zeitung! Aber ich weiß wohl, die nimmt meine Anklage auch nicht auf. O Gott, und ſelbſt bei Dir iſt alſo keine Gerechtigkeit!“ ſetzte ſie dann plötzlich die Hände vor das Geſicht ſchlagend und aufſchluchzend hinzu.

„Der Miniſter iſt politiſch mein Feind, es würde mir übel anſtehen, Ihre Reden über ihn — und daß dies anklagende, aber wohl unbeweisbare ſein werden, ſcheint mir zweifellos — anzuhören. Gehen Sie, Madame, ich bedaure, daß ich Ihre Bitte, Sie weiter zu hören, ablehnen muß,“ ſagte Graf Igor ernſt und kühl.

Digitized by Google

Die Frau blickte auf. Ihre großen heißen Augen bohrten sich fest auf sein Gesicht. Jede Miene der Unglücklichen sagte ihm, daß er sehr vorsichtig mit dieser auf das Aeußerste getriebenen Frau sein müsse, wenn er nicht eine furchtbare Verzweiflungsscene hier in seinem Zimmer erleben wollte.

„Sie sind doch derselbe Graf Igor, den der König zum Schloßhauptmann der Neuburg machen wollte?“ fragte sie langsam und sichtlich sich zur Ruhe zwingend.

Er sah sie sehr überrascht an.

„O, ich weiß das und noch mehr! Die Schloßdienerschaft hört ja Mancherlei, und besonders die weibliche. Ich weiß, daß Sie, Herr Graf, die Tochter Seiner Excellenz lieben, und daß Ihnen darum Alles daran liegen muß, den Minister zu schonen. Aber nein, nein, nicht das ist's, was man mir von Ihnen sagte, sondern daß Sie gut seien, wie kein Anderer, daß Sie der beste, gütigste Mensch seien auf der Welt und der geschworene Feind alles Unrechts und alles Schlechten. Und weil mein Mann leidet in Schmach und Schande, weil er dem Minister das Geld gegeben, das in der Kasse fehlt —“

„Halten Sie ein! Hüten Sie sich! Ich will nicht —!“ Graf Igor rief es in leidenschaftlicher Heftigkeit.

Die Frau sah ihn an, und in den irren Augen glänzte neben der Verzweiflung doch etwas wie der Triumph der Weiberlist.

„Sie wissen es jetzt, Herr Graf, und wenn das Volk wahr sagt, und Sie kein Unrecht dulden, so gehen Sie nun und handeln Sie dementsprechend!“ rief sie ihm entgegen.

Er fühlte, daß er sich bezwingen müsse.

„Gehört habe ich Sie, Madame, Sie wissen, wie sehr wider Willen. Daß ich einer Frau glauben sollte, was die äußerste Aufregung aus ihr redet, werden Sie mir nicht zumuthen," sagte er kühler und machte abermals eine Geberde, welche derselben andeutete, daß sie entlassen sei.

Aber er hatte sehr falsch gerechnet, wenn er dachte, sie werde jetzt den Muth verlieren.

„Herr Graf, bringen Sie ein Weib in Todesangst nicht zum Aeußersten! Lassen Sie mich jetzt gehen ohne Trost, so glauben Sie mir, der Gedanke an mich wird Ihnen zum Fluch werden! Ich bin im gewöhnlichen Leben kein exaltirtes Weib, ich kämpfe jetzt in Todesangst für meines Mannes Rettung; er ist der Vater meiner sechs Kinder und er ist gut und brav gewesen allezeit. — O, zucken Sie nicht die Achseln! Fragen Sie, wen Sie wollen, und lassen Sie mich zu Ihnen flehen um Gerechtigkeit! Oder soll ich zu Seiner Excellenz' Tochter gehen, daß sie zu dem Vater für mich bitte?"

Schreckliches Weib! Das war eine teuflische Drohung.

„Sie sehen, Herr Graf, ich scheue kein Mittel mehr, meinem Elend ist Alles erlaubt," fuhr die Frau fort.

„Und wenn Sie mir gesagt haben werden, was Sie sagen wollen, werden Sie dann schweigen? Gegen Jedermann schweigen?" fragte Igor in hohem Grade beunruhigt.

„Die Leute sagen, der Graf Igor duldet kein Unrecht," murmelte die Frau und sah ihn forschend und mißtrauisch an.

Digitized by Google

„Haben Sie überhaupt Beweise für das, was Sie behaupten wollen?“ fragte er sie.

„Beweise? Ja, wenn ich die hätte! Würde ich in meiner Noth sie den Gerichten vorenthalten haben? Aber die hat er mitgenommen, der Herr Minister, als er am Abend nach meines Mannes Verhaftung zu mir kam und so theilnehmend that. Mein Mann hatte im ersten Schrecken gleich unsere Tochter an Seine Excellenz geschickt, denn wir wußten ja, der werde uns nicht im Stich lassen. Da kam er und fragte mich um meines Mannes Sachen und Papiere, und ich mußte ihm die Schlüssel geben und that das auch, denn er sagte, er sei immer unser Freund gewesen und werde das auch bleiben, und Meilhuber sei sein bester Beamter. Und ich in meiner Rathlosigkeit ließ ihn am Schreibtisch wühlen über eine Stunde, und währenddeß fragte er mich aus, ob mein Mann mit mir wohl über Geschäfte geredet und dergleichen, und ich leugnete das, weil ich ihm gelobt, daß ich eher sterben wolle, als verrathen, was er mir anvertraut hatte.

Mein Mann hat mir aber immer Alles gesagt, und ich habe geschwiegen, geschwiegen in steter Angst.

Daß ich behauptete, nichts zu wissen, war Seiner Excellenz sichtlich lieb, das fiel mir schon gleich auf. Und dann gingen Excellenz weg und sagten, ich solle mich nur ganz still verhalten, ganz geduldig warten, es werde schon gut gehen, er halte seine Hand über uns, denn Meilhuber sei immer ein guter Beamter gewesen, nur mitunter etwas konfus, und wir hätten keine Ursache, zu verzagen. Seitdem nun habe ich gewartet und geschwiegen, und wenn

ſie mich zu meinem Mann ließen, ſo war immer noch nichts geſchehen, und er ſelbſt ſagte dann auch, wir müßten warten und geduldig ſein, er werde wohl mit einer Ordnungsſtrafe abkommen, keinenfalls werde der Miniſter ihn in der Noth verlaſſen.

Ich ſelbſt war mehrere Male bei Seiner Excellenz. Schöne Worte und Tröſtungen und ein freundliches Lächeln hatte er ſtets, aber er fragte mich, ob ich nie gedacht, mein Mann ſei ein wenig wunderlich in ſeinen Gedanken?

Damals hatte ich kein Arg aus der Frage und ſagte nur einfach: Nein, niemals.“

Und ſo ſind Wochen vergangen, und nun ſoll der Prozeß gar nicht zur Verhandlung kommen und ſie ſagen, mein Mann ſei irrſinnig geworden — tobſüchtig — Seine Excellenz habe ſelbſt einen Ausbruch erlebt, ſagen ſie. Ja, ja, ich glaube es beinahe ſelbſt, denn wenn er nicht ſchon irre iſt, ſo werden ſie ihn noch wahnſinnig machen!“

„Madame, Sie müſſen mir zugeſtehen, ich habe mit großer Geduld Sie angehört, ich erwarte jeden Augenblick Beſuch —“

„Ah — ja! Ich ſehe!“ ſagte auf einmal in ganz anderem Tone die Frau. „Ich ſehe und hätte mir ſagen können, daß die großen Herren doch zuſammenhalten und daß man mich ebenſo in's Irrenhaus ſtecken wird, wie meinen Mann, wenn ich nicht ſchweige.“

Sie ſah völlig ſo aus, als wenn dies nur zu bald wahr werden müßte.

Mit einer Verbeugung empfahl ſie ſich, aber in ihren Mienen lag immer noch eine unheilkündende Energie.

Graf Igor hatte sie gehen lassen, obwohl ihn eine warnende Stimme davon abrieth.

Da kam sie noch einmal zurück.

Sie sah geisterbleich aus und hohläugig, wie eine Sterbende.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf, daß ich noch einmal zurückkomme," sagte sie leise. „Sie müssen mich wohl für unzurechnungsfähig halten, weil ich Ihnen nicht sagte, daß mein Mann durch ein früheres Unrecht — ein einziges und ein längst ehrlich gesühntes — in den Händen des Ministers war und für ihn das Geld aus der Kasse nehmen mußte. Wir haben keinen Pfennig davon verbraucht; das kleine Vermögen, was uns gehört, hat Seine Excellenz auch in Händen."

Damit wandte sie sich wieder und ging weg.

Starr sah ihr Graf Igor nach. Dann faßte er sich, stürzte hinter ihr her, erreichte sie vor dem Hause noch und flüsterte ihr zu: „Madame, schweigen Sie nur bis morgen, lassen Sie mich nachdenken, ich will zu Ihnen kommen, erwarten Sie mich."

„Ich werde, Herr Graf!" murmelte die Fortgehende, und ihre Zähne schlugen aufeinander. Ob sie ihn verstanden, ob sie überhaupt noch im Stande war, nachzudenken, blieb zweifelhaft, sie rannte so eilig fort, daß sie auf seine Worte kaum hörte, und er konnte sie nicht halten, weil er aus der Ferne Sporengeklirr und die Stimmen zweier seiner Freunde vernahm.

Er trat in's Haus zurück und ging auf sein Zimmer, zu erregt, um nur nothdürftig gefaßt zu erscheinen.

Digitized by Google

Da traten ſie ſchon ein, Major Glandorff und Geheimrath v. Raven.

„Alle Hagel, Igor, was iſt Ihnen, wie ſehen Sie denn aus?“ begrüßten ihn die Beiden ſofort.

Er wies die Fragenden zurück: „Erkältung, Kopfſchmerz.“

Sie ſahen, er wünſchte nicht bedauert zu ſein, man redete von anderen Dingen, und das Nächſtliegende war ja jetzt immer die politiſche Bewegung. Es kamen bald Andere dazu, der Salon füllte ſich; auch Oskar v. Reydewik war erſchienen, und Igor hatte ſich ſchon ſo weit gefaßt, um ſeinen jungen Freund herzlich zu begrüßen.

Die Unterhaltung wogte hin und her, wie das bei den verſchiedenartigen Elementen ganz natürlich war, und wenn der Herr des Hauſes auch mehrfach verſichern mußte, er habe ein wenig Kopfſchmerz, wovon ſein blaſſes Ausſehen herrühre, ſo ſprach er doch ſo lebhaft und anregend wie nur je, und Oskar v. Reydewik mußte ſich einmal über das andere ſagen, daß es in Wahrheit eine Ehre ſei, einem Kreiſe ſo bedeutender Männer ſich zugeſellen zu dürfen.

So ſehr man auch, wie in ſtillſchweigender Uebereinkunft, vermieden hatte, während der Tafel von Politik zu reden, ſo war man zuletzt doch wieder dabei.

„Wiſſen Sie denn, Graf, daß man davon ſpricht, Sie hätten die Schloßhauptmannſchaft von Neuburg ausgeſchlagen?“ fragte einer der Herren.

So harmlos die Frage war, denn der Herr, welcher ſie that, war ein alter Bekannter des Grafen und nur

Digitized by Google

vorübergehend in der Stadt, so daß wohl kaum anzunehmen stand, er wisse mehr von der Sache, so schien sie doch Igor wie ein plötzlicher Schrecken zu berühren und zugleich wie ein Schmerz, denn er wurde noch blasser als er gewesen und murmelte verwirrt etwas, was wie „Gerede" klang.

Die anderen Herren zeigten betroffene Gesichter, ein momentanes Schweigen machte sich peinlich geltend, und Igor fühlte, daß sie Alle ihm aus dem Gesicht lasen, was er um jeden Preis unbesprochen zu lassen wünschte.

Der Major Glandorff kam ihm zu Hilfe.

„Wissen Sie, daß Seine Majestät heute zum ersten Male wieder spazieren gefahren ist, Igor? Nun wollen wir sehen, ob es vorwärts geht mit der Untersuchung!"

Graf Igor zuckte fast zusammen. Er war ja heute förmlich nervös.

Diese Untersuchung betraf ja den Meilhuber'schen Fall. Der Angeklagte war dem Minister Tiefenried unterstellt, man hatte von leichtfertigem Vertrauen, mangelhafter Kontrole, Demoralisation der Unterbeamten durch das Beispiel von Oben in der Presse wie im Publikum geredet, und dem in leidenschaftlichen Zorn gerathenen Könige hatte der Minister geantwortet, er selber dringe jetzt auf eine strenge Untersuchung, er bitte Seine Majestät, ihm die Genugthuung einer solchen nicht zu versagen.

Man wußte auch, der König hatte halb erbittert, halb um seinem Jugendfreunde damit die erbetene Genugthuung zu geben, diese Angelegenheit selbst zu führen gelobt, aber die Aufregung über viele durch Igor's Dazwischentreten

zur Sprache gekommene Uebelstände und Verschuldungen in den einzelnen Ressorts habe ihn krank gemacht, so hieß es.

„Ich fürchte, Igor, Sie sind schon des Kampfes satt, ehe derselbe recht beginnt?" sagte der Oberstallmeister v. Stobeisen, ein alter Herr von echtem Schrot und Korn, „und ich verdenke es Ihnen nicht. Mir scheint, Seine Majestät wünscht die Sache nicht weiter berührt zu sehen; man spricht ja von einem Aufenthalt im Süden, so lange wird also wohl ohnehin die Delikatesse jede Erwähnung verbieten."

„Und derweil führt man die Untersuchung und sie gibt keine Resultate, oder man führt sie einstweilen nicht und sie verläuft im Sande."

„Und was sagen Sie denn, Igor?"

„Ich kann nichts thun, der König darf Niemand sehen —"

„Erlauben Sie, Excellenz Tiefenried war erst heute länger bei Seiner Majestät; ich weiß von meiner Nichte Arabella, die es von Prinzeß Adelheid hörte, daß der Leibarzt gegen Ihre Zulassung bei Seiner Majestät protestirt hat, nur gegen die Ihrige, weil Sie zu aufgeregt seien und Seine Majestät mit aufregten," erwiederte der Geheimrath.

„Ah so! Also wieder Intrigue!" murmelte Igor, die mühsam zurückgedämmte Aufregung flammte in ihm wieder auf. „Und wenn man mir das Zimmer des Königs verschließt, so will ich's vor seinem Fenster so laut rufen, daß er es wohl hören soll!" brach er los.

Seine Gäste sahen ihn, den sonst so Besonnenen, betroffen an. Es trat noch ein letzter Gast ein, der Assessor Wedding, der ebenso erhitzt und aufgeregt erschien, wie die Anwesenden.

„Es geht hier lebhaft her!“ sagte er, mit der Ungenirtheit eines alten Freundes sich an Igor wendend. „Und Du siehst verstimmt aus! Da will ich den Herren zur Zerstreuung ein Reiterstücklein erzählen, ein allerneuestes,“ rief er dann den Anderen zu, und berichtete die Entführungsgeschichte der schönen Dora Maienbach, wie man sie eben im Club als neueste Neuigkeit erzählt hatte.

„Wir können unser Mitgefühl und unsere Thränen also jetzt sistiren, das Pärchen befindet sich sehr, sehr wohl!“ schloß er.

„Oder der armen Mutter ganz zuwenden!“ sagte v. Raven dazwischen. „Muß das eine herzlose Tochter sein, diese schöne Dora!“

Igor saß still und blaß, wie vorhin, dabei, auf seiner Stirne aber lag die Zornesader wie ein bläulicher Streif.

„Diese Schurken! Diese Schufte!“ murmelte er leise. Und dann schrie es in seinem Herzen laut: „Arme Rosanna! Unglückliches, armes Kind!“ Und eine unbeschreibliche Qual war es ihm, zu denken, daß er sie nicht hinweghohlen konnte aus diesem Hause, wo nichts sie umgab, als Unlauterkeit und Niedrigkeit.

Nach vielem Hin- und Herreden sagte einer der Herren endlich: „Es ist wahr, Vater und Sohn sind einander würdig, wir wissen das Alle. Aber einen Zug hab' ich heute von dem Ersteren erfahren, der mich freute: er hat

doch ein Herz für seine Untergebenen. Da ist der Rath Meilhuber — die Geschichte ist ja bekannt. Nun, Tiefenried hat nicht nur die Frau sofort besucht, als er von der Verhaftung des Mannes gehört, sondern er hat sogar diesen selbst aufgesucht und sich dahin ausgesprochen, daß er glaube, Meilhuber sei nicht schuldig, sondern geistig ein wenig gestört. Er seinerseits, hat er dann erzählt, werde bezeugen, der Mann sei schon seit längerer Zeit vergeßlich und konfus gewesen, habe auch öfter davon geredet, daß ihn plötzlich große Beängstigungen befallen hätten —"

„Aber den Kassendefekt kann er damit doch nicht wegleugnen."

„Nein, aber er hat darauf aufmerksam gemacht, daß Meilhuber ein sehr geordnetes, sparsames Leben geführt."

„Nun, es ist hübsch und brav von Seiner Excellenz, so für den Mann einzutreten. Ich bin ein Nachbar Meilhuber's, und hätte nie geglaubt, daß dem stillen, nüchternen Menschen, der die Pünktlichkeit selbst schien, dergleichen passiren würde," sagte Glandorff.

„Vielleicht ist ein tückischer Zufall im Spiel," sagte Graf Igor mit bitterem Hohn, „daß er gerade getroffen wurde, der neue Präsident ist vielleicht zu eifrig im Dienst! Kaum ein paar Wochen hier, so vergreift er sich an den Freunden des Ministers! Aber warten Sie nur, die Unschuld kommt schon zum Siege! Und wenn sie es nicht thäte, ei nun, es ist die Pflicht der kleinen Diebe, sich hängen zu lassen, damit die großen Zeit finden, zu entschlüpfen. Doch das soll ihnen diesmal nicht gelingen! Beim ewigen Gott nicht! Will der König meine Stimme

nicht hören, so soll das ganze Land ihm zurufen: Wache auf, übe Gerechtigkeit!“

„Sie möchten den Himmel stürmen, Igor, und — ich fürchte — ich fürchte, Sie werden es sein, der erschlagen unter den aufgethürmten Felsen liegt!“ sagte ernst der Major.

Ehe Graf Igor antworten konnte, hatte v. Raven sich schon neben ihn gestellt und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Du hast das Werk begonnen, ein Zurückweichen wäre Feigheit, es kann nicht die Rede davon sein, darin stimme ich Dir bei,“ sagte er, „aber ich schlage Dir Eins vor, Eines, was Du mit Deinem Rechtssinn verantworten kannst: gib ihnen Zeit! Gib Dir selbst Zeit, denn Du bist aus dem Gleichgewicht gekommen! Versuche noch eins, fordere, daß das Ministerium seine Entlassung nehme, fordere besonders von Tiefenried, daß er sein Amt niederlege, fordere es öffentlich. Oder lasse mich den Antrag in der Kammer stellen!“

„Du? Das ist unmöglich! Du bist Familienvater, Du hast nur geringes Vermögen! Vergissest Du, daß Du zuvor Deine Entlassung aus dem Dienst fordern müßtest!“ rief Glandorff.

Das war richtig! In der Erregung hatte es der alte Herr nicht bedacht.

„Aber ich, ich gehe ab, dann kann ich frei handeln!“ rief Igor, immer mit funkelnden Augen. „Ich hätte ja doch nicht im Dienst bleiben können, das mußte ich mir sagen, als ich jenes Blatt dort schrieb!“

Er zeigte auf das Papier, welches neben den Aktenstücken lag, an welchen er vorhin gearbeitet.

„Eile mit Weile! Sie werden hitzig, Igor! Nichts ist verkehrter!“ sagte beruhigend der Major.

„Ich meine auch, Freund,“ nahm v. Raven wieder das Wort, „daß in unserem Falle besonnenes Abwarten eine Nothwendigkeit ist, und wenn nun der König sich wirklich noch zu angegriffen fühlte, die Untersuchung zu beginnen? Wenn er wirklich zurückbebte vor den Konsequenzen, die er sich nicht verhehlen kann, wäre er auch noch so eingenommen von Tiefenried's geselligen und schöngeistigen Talenten! Warten wir ab! Der König ist ein gewissenhafter Regent, er mag zögern, er wird aber die Pflicht nicht versäumen. Und dann —? Er ist auch treu in seiner Zuneigung. So wenig er sich wird entschließen können, seinen Tiefenried angreifen zu lassen, so wenig wird er ungerecht sein gegen seinen anerkannten Günstling Igor! Er wird Dich rufen lassen, warte nur noch eine Weile, und wenn diese Erwartungen täuschen sollten, so hat unterdessen Tiefenried Zeit gehabt, Manches in der Stille gut zu machen, Unordnungen zu verbessern, Versäumtes nachzuholen, und wie er werden Alle, die ein böses Gewissen haben, ihre Rechnungen in Ordnung bringen. Das ist dann schon viel! Dann mache Dir klar, was meistens die nächste Folge eines jäh hereinbrechenden Strafgerichtes ist! Ich weiß — fiat justitia, pereat mundus — aber wenn Du es Dir ersparen kannst — es ist immer ein schlimmes Gefühl, einen Menschen, und wär' er auch ein schlechtes Subjekt, aus dem Leben herausgedrängt zu haben!“

Graf Igor hatte inzwischen seine kalte Ruhe wieder-

gewonnen und reichte dem Freunde zum Zeichen des Einverständnisses die Hand.

„Du warteſt alſo, Igor?“ fragte v. Raven.

„Ich warte! Ich will ſogar ein Uebriges thun, will mich beim Könige melden laſſen, wenn er mich binnen zwei Wochen nicht zu ſich befohlen hat.“

„So ſei es!“

9.

Der Winter laſtete ſchwer und grau ſchon ſeit Wochen auf Stadt und Land, die Menſchen gingen fröſtelnd und unbehaglich ausſehend ihren Geſchäften nach, es war keine Freudigkeit in der Welt mehr, ſo ſchien es.

Und es war auch zum Theil ſo.

Die Handelskriſis, welche plötzlich nach einer fieberhaften Geſchäftigkeit und auf das Aeußerſte geſpannten Unternehmungen wie ein Blitzſtrahl tödtlich treffend, lähmend, zerſchmetternd ausbrach, machte hier wie überall in Süd und Nord des Vaterlandes ihre verheerenden Wirkungen geltend. Große, für unerſchütterlich gehaltene Bankhäuſer fallirten und zogen Tauſende mit hinab in's Elend, aller Verkehr ſtockte, die höchſte Aengſtlichkeit, das Mißtrauen bemächtigte ſich aller Kreiſe und immer neue Opfer wurden genannt.

Andererſeits brachte dieſe Kataſtrophe einen nicht unwillkommenen Vorwand für Viele, ſich als Opfer darzuſtellen, wo ſie nur Schuldige waren, und als einer der Erſten von dieſen galt in den Kreiſen der Eingeweihten mit Beſtimmtheit der Miniſter v. Tiefenried.

Das Publikum wollte durchaus nicht glauben, daß un-

verſchuldetes Unglück ihn von Neuem an den Rand des Ruins gebracht. Nirgendwo bedauerte man den übermüthigen Ariſtokraten, deſto mehr aber ſeinen Bruder, den kleinen phantaſtiſchen Profeſſor, der, wie man wußte, ſein ganzes Erbe durch des Miniſters unſinniges Börſenſpiel verloren hatte.

„Onkel Walter arm — ruinirt durch den Vater!“

Roſanna v. Tiefenried war wie vernichtet bei dieſer Entdeckung. Der Profeſſor ertrug ſeinen Verluſt nicht wie ein Mann, den Schweres getroffen und der dem Schlage muthig Stand hält, ſondern wie ein Kind, das keinen rechten Begriff von dem Unglück hat.

„Gräme Dich nicht, Du haſt mir Gutes thun wollen, und nun iſt's ohne Deine Schuld nicht ſo gekommen, wie Du hoffteſt,“ bat er den Bruder, der mit niedergeſchlagenen Mienen verſicherte, er habe die beſten Chancen gehabt, Walter's Vermögen mit dem einen Coup zu verdoppeln. Und Roſanna's bleiches, trübes Ausſehen brachte den kleinen Herrn beinahe in Verzweiflung.

(Fortſetzung folgt.)

Die Hexen von Lineck.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

1. (Nachdruck verboten.)

Die Hofbäuerin hatte das neue Gefährt anspannen lassen und die zwei schmucksten Gäule davor. Die kleine Frau mit den pfiffigen Augen und dem trotz ihrer achtundvierzig Jahre frischwangigen Gesicht stand vor der Thüre ihres großen Bauernhauses und schaute zu, wie ihr Befehl vom Knecht ausgeführt wurde. Dann kam langsam, gemüthsruhig von seinem Vesperbrod der alte Hofbauer und blieb in der Thüre stehen, um zu sehen, was geschah. Er rückte an seinem Käppchen auf dem kahlen Kopfe, um den dünne silberne Locken wehten, so daß er schier wie ein Dorfpatriarch erschien.

Die Frau, die beinahe in vollem Sonntagsputz war, stieg behend auf den Wagen mit seinen zwei Querbänken und setzte sich da zurecht.

„Aber das Bäbele!" rief sie dann ungeduldig, „wo bleibt sie denn, die Langweilerin?"

„Hier bin ich schon, Mutter," antwortete ihr ein dralles Mädchen von etlichen zwanzig Jahren, das ebenso festlich

Digitized by Google

aufgedonnert war, wie die Mutter. Es lief aus dem Innern des Hauſes herzu und arbeitete daran, einen braunen Lederhandſchuh über die dicken, rothen Finger zu ziehen. Im Nu ſaß das flinke Mädchen in dem Wagen neben der Bäuerin.

„O," meinte der Hofbauer, „es preſſirt gar nicht. Ihr kommt ſchon recht auf die Station."

„Haſt Du ſeine Photographie?" fragte die Mutter ihre Tochter, die wieder an ihrem Handſchuh zerrte.

„Ja, Mutter," und ſie langte aus ihrem ſchwarzſammtenen Mieder das Bildniß eines jungen Mannes, betrachtete es etwas nachdenklich und ſteckte es dann wieder zu ſich. „Es kann gar nicht fehlen; ich kenn' ihn danach, ſchon an dem kurzen Kinnbart. Denk' ich mir recht, muß er ausſehen wie ſo ein Studirter. Wie ein Bauer nimmer."

„Noi, glaub's auch. Eben wie ein Amerikaner!" nickte ihr die Bäuerin zu. „Werden ja ſehen! Alleweil iſt's vier Uhr, um fünf ſoll der Zug kommen. Wir haben freilich noch Zeit genug. Der Veit jagt in einer halben Stunde mit den Füchſen 'nunter an die Station. Aber beſſer früher, als zu ſpät."

Der Knecht ſtieg vorne auf, die Gäule zogen an, als wollten ſie durchgehen, und der leichte Wagen rollte ſchnell auf der Landſtraße dahin, von einer weißen Staubwolke umgeben, die bei dem brütend ſtillen Sommerwetter lange brauchte, bis ſie verfloß. Der Hofbauer blickte auch nicht weiter dem Gefährt nach, ſondern wandte ſich nach der Wieſe bei ſeinem Gehöfte, wo die Mägde den erſten Grasſchnitt machten.

Digitized by Google

Lange vor Ankunft des fahrplanmäßigen Eisenbahnzuges aus Stuttgart war die Hofbäuerin mit ihrer Tochter an der einsamen oberschwäbischen Station. Dem Veit hatte sie, nachdem sie ausgestiegen, den Befehl gegeben, hinter dem Bahnhofsgebäude zu warten und für alle Fälle Acht zu geben, wenn ein städtisch gekleideter fremder Herr an ihm vorbei die Landstraße nach dem Dorfe Lineck zugehen sollte. Sie selber mit Bäbele spazierte vor dem Bahnhof längs des Schienenweges auf und ab.

„Verpassen können wir ihn nicht, das ist gewiß," ließ sie sich vernehmen. „Wisch' Dir doch den Schweiß vom Gesicht," forderte sie das Bäbele auf; „bist ja naß, wie wenn Du aus dem Badwasser kämst."

„Es ist ja auch eine donnerschlechtige Hitz', Mutter," entgegnete das runde Mädchen, langte ein weißes, noch zusammengefaltetes Leinentuch hervor und trocknete sich unter dem mit künstlichen Blumen besetzten dunklen Strohhut das Gesicht.

Die Mutter betrachtete sie prüfend, ohne indessen etwas zu sagen. Vielleicht fand sie, daß ihre Einzige hübsch und mit ihrem prangenden Goldschmuck auf der Brust anziehend genug für einen jungen, heirathsfähigen Mann sei. Das Bäbele hatte freilich eine dicke, untersetzte Gestalt, die nicht gerade schön genannt werden konnte; ihr blühendes Gesicht trug sehr derbe Züge; die Stirne war flach und niedrig unter dem dichten schwarzen Haar; die Nase war etwas aufgestülpt, die Augen hatten einen kalten Glanz. Aber man konnte sie wohl eine schmucke Bauerndirne nennen, die noch mehr gewonnen hätte, wenn sie gewöhnlich nicht

von einer faſt trägen Gelaſſenheit in ihren Bewegungen geweſen wäre, wogegen ihre Mutter durch lebhafte Natürlichkeit ſich noch einen jugendlichen Anſchein bewahrt hatte.

Das telegraphiſche Glockenzeichen ertönte, welches den Abgang des erwarteten Zuges von der nächſten Station meldete. Bäbele holte wieder die Photographie hervor und behielt ſie in der Hand.

„Er muß uns ja gleich erkennen," ſagte die Mutter; „es ſind keine Leute weiter hier, die ihm vorkommen könnten, als erwarteten ſie ihn. Und es iſt ihm ja geſchrieben worden, daß wir ihn von hier abholen würden."

„Ich mein' auch, daß es gar kein Fehl geben kann," antwortete Bäbele, die von der Mutter noch ſtark gegängelt wurde und ihr niemals widerſprach.

„Und wer wird hier noch ausſteigen, den man nicht als Einen aus der Gegend kennte?"

„Ja, keiner, und mit ſo einem Bart, blos um's Kinn herum. Es wär' amerikaniſch, hat mir der Sägmüller geſagt."

„Sägmüller hin, Sägmüller her, weißt's, Bäbele? Von dem ſchwätz' nur gar nicht mehr, hörſt?"

„Nein, Mutter — es ſoll ja nun aus mit ihm ſein, und ich hab's ihm geſagt. Der kommt nimmermehr," ſeufzte Bäbele. Die Bäuerin hörte nicht darauf.

Der Zug wurde ſichtbar und brauste ſchnell unter ſchrillem Pfiff heran. Ein junges Mannsgeſicht war aus einem der Wagenfenſter hinausgebeugt.

„Das wird der Vetter Konrad ſein!" ſagte die Bäuerin. „Er hat ſo einen Bart."

Und als ob der Fremde im einfahrenden Zuge den

Digitized by Google

Sinn der auf ihn gerichteten Blicke verstanden hätte, nickte er ganz zutraulich hinaus und faßte die beiden weiblichen Personen im Festputz scharf in's Auge. Dann verschwand er im Innern des Wagens. Der Zug hielt; ein paar Bauern und ein Handlungsreisender mit Musterkasten stiegen aus, und mit seinem Koffer in der Hand auch der junge Mann. Er eilte sogleich der herangetretenen Frau entgegen.

„Tante Bürgler, gelt?" fragte er und lächelte.

Sie nickte lebhaft. „So ist's richtig der Herr Konrad Bürgler aus Amerika?"

„Jawohl."

„Und dies ist meine Tochter Bäbele."

„Ah, grüß Euch Gott!" rief er und schüttelte erst der Mutter, dann der Tochter die Hand. Diese griff nach seinem Koffer, um ihn zu tragen; aber der Vetter wollt's nicht leiden. Die Bäuerin hieß ihn willkommen in der alten Heimath und führte ihn um's Bahnhofsgebäude herum zum Wagen. Er fragte nach dem Hofbauer, seinem Onkel, ob der etwa nicht wohlauf sei.

„Doch, doch, er ist zu Hause beim Heuen."

„Den hätte ich gleich noch erkannt," meinte er; „ich glaub's wenigstens, obwohl ich ein Kind war, als ich von hier wegkam."

„Ja, freilich, mit zehn Jahren war's ja wohl?"

„Siebenzehn Jahre sind's her, Tante Bürgler — oder wie darf ich Euch denn nennen? Ihr müßt's mir sagen; ich kenne Eure Bräuche doch nicht so gut mehr."

„O, saget nur Tante, Tante Gretle, oder wie's beliebt. Ihr werdet Euch schon fix wieder eingewöhnen."

Digitized by Google

„Und Ihr müßt mich doch dutzen, Tante Hofbäuerin.“

„Richtig so, richtig,“ nickte sie lachend.

„Und Du auch, Bäsle Bäbele, gelt?“

Er reichte ihr seine Hand hin und sie nahm sie, schaute ihn freundlich an und erwiederte: „Bist ja mein Vetter Konrad.“

Der Knecht rückte seine Mütze vor dem Amerikaner und nahm den Koffer zu sich. Sie bestiegen darauf den Wagen, der sich flugs nach Lineck zu in Bewegung setzte.

„Damals, als wir nach Amerika auswanderten, gab's die Eisenbahn noch nicht,“ sprach er und ließ seine Augen sinnend über die weite Landschaft schweifen, die im heißen und grellen Sonnenschein des Juni-Nachmittags bis an einen bewaldeten Hügelkamm sich ausbreitete.

„Nein,“ erwiederte die Bäuerin, „erst bald danach. Aber weißt, Vetter Konrad, daß ich aus Deiner Kinderzeit Dich noch denk' wieder zu erkennen, bist Du gleich derweil ein großer und stattlicher Mann geworden. Warst doch oft bei uns auf der Wiese, als ich noch Hirschwirthin und dem Peter Kienle seine Frau war, und hast auch mit dem Bäbele da gespielt, ich weiß ganz gut. Sie ist allerdings an die vier Jahre jünger als der Vetter.“

„Ich müßte lügen, erinnerte ich mich noch an Eure Person, Frau Tante, und an die vom Bäsle da. Doch an den Hirschen und seine Baumwiese, wo Sonntags Most und Wein getrunken wurde, kann ich mich wohl noch erinnern.“

„Nicht so? Damals hätt' ich mir nicht im Traum einfallen lassen, daß ich noch einmal des Hofbauers Frau

und damit Deine Tante werden würde. Aber wie's der Himmel manchmal so schickt. Die brave Frau Hofbäuerin starb vor zwölf Jahren, mein lieber Mann selig, der Hirschwirth, ein Jahr danach, und da freite der Wittwer um die Wittwe, weil doch eine Frau im Hause sein mußte, und die Kinder des Hofbauers allesammt schon verheirathet waren. Ich brachte ihm gleich noch ein erwachsenes aus erster Ehe mit, mein einziges, das Bäbele hier, und da gab's wieder Leben auf dem Hof von Johannes Bürgler. Ja, ja," setzte die muntere Frau hinzu, und es fiel ein pfiffiger Blick auf den schlanken jungen Mann, „die Menschen kommen oft zusammen, als hätt's Schicksal darüber gewürfelt, und wenn's gut thut damit, um so besser. Wie ich mit meinem Hofbauer wohl sagen kann."

Der Wagen fuhr eine kleine Anhöhe des Weges hinan, und von da zeigte sich das große wohlhabende Pfarrdorf mit seinen vorliegenden Einzelgehöften zwischen Aeckern und Wiesen dem Wald dahinter und dem Kirchthurm mit dem Gockel oben.

Konrad's Augen leuchteten auf, seine etwas bleichen Wangen färbten sich; man sah in seinem ernsten Gesicht einen Freudenschein, der es anziehender erscheinen ließ.

„Lineck!" rief er. „Ja, ich hab' das Bild davon nicht vergessen. Den alten Kirchthurm da grüß' ich wie einen alten lieben Bekannten. Oftmals in der amerikanischen Wildniß, wohin wir uns wandten, und wo jetzt eine blühende Stadt mit ein halb Dutzend Dörfern steht, tauchte mir mein Heimathsort vor der Seele auf und immer häufiger, je älter ich wurde. Wir in der Familie sprachen ja auch

oft genug davon. So ein ſchwäbiſches Herz hängt doch arg an der Heimath."

„Gelt, Herr Vetter! Nun wird Dir's Herzle ein biſſel warm. I' merk's," bemerkte die Bäuerin.

„Warum denn auch nicht? Hier hat ja meine Wiege geſtanden, hier habe ich geſpielt. In dem ſchönen Wald da oben, auf ſeinem weichen Moosboden tummelten wir Knaben uns, und wie ſchön iſt überhaupt nicht die Kindheit, wo ſie auch immer verlebt worden! O, wie wohl mir der friſche würzige Heuduft thut! Wie Odem des Vaterlandes! Tante Gretle, ich bin wahrlich ſchon wieder wie daheim."

Er drückte bei dieſen Worten der Bäuerin und Bäbele die Hände, und die Alte war vor Vergnügen über ihren Neffen ganz aus dem Häuschen, und die Junge ſchaute gar warmäugig auf den Vetter, der richtig, wie ſie vermuthet, in ſeiner ſtädtiſchen Erſcheinung etwas Geſtudirtes, 'was Fürnehmes hatte.

„So ſchön iſt's doch auch nit da drüben in Amerika, wie bei uns hier, nicht wahr, Vetter Konrad?"

„Die Welt hat überall ihre Schönheiten, auch dort."

„Nun ja, aber Du kriegſt am Ende doch Luſt, wieder bei uns zu bleiben."

Konrad antwortete nicht darauf. Er weidete ſeine Augen an dem Anblick der Heimath und ſchlürfte den würzigen Duft von den Wieſen her mit Wolluſt ein. Er ſah die Leute auf dem Felde ſchaffen, und er hätte zu Allen hinüberrufen mögen: „Grüß' Gott, Landsleute! Ich bin wieder daheim!"

Digitized by Google

Das Gefährt rollte vor das Haus des Hofbauers, eines der ersten vor dem Orte und abseits der Landstraße und ihrer bald beginnenden Häuserreihe. Vater Bürgler stand schon gewärtig des Besuches und reichte seinem Neffen die sehnige Hand herzlich entgegen, ehe derselbe noch abgesprungen war.

„Ja, ja," begrüßte ihn Konrad, „das seid Ihr, Onkel Johannes; ich kenn' Euch wahrlich wieder. Und wie sieht mein Vater jetzt Euch auch so ähnlich! Ihr habet alle Beide so 'was Geistliches, als wäret Ihr dazu von der Natur bestimmt worden."

„Sind aber Beide blos Bauern," lächelte Vater Johannes. „Ist aber auch so recht. Mag's Dir gefallen bei mir, Brudersſohn; Gott segne Deinen Eintritt in mein Haus."

Er führte ihn hinein und an den gedeckten Tisch, wo Most und Vesperspeise stand, und in einer Schüssel gab's noch ein besonderes Festgebäck, eigens für den Vetter von der Hofbäuerin am Morgen selber bereitet: Straubezen. Ob freilich der junge Amerikaner eine Vorstellung davon besaß, was sie zu bedeuten haben nach der heimathlich oberschwäbischen Sitte, konnte man bezweifeln. Denn nachdem er auf die Einladung hin Platz am Tische genommen und hungrig wie durstig sich Imbiß und Trunk tapfer schmecken ließ, griff er auch nach dem ihm von der Alten pfiffig lächelnd hingereichten Straubezengebäck und schmauste mit unschuldsvollstem Wohlbehagen davon, ohne in Miene oder Wort einen Gedanken darüber zu verrathen. Aber die Hausfrau wußte, warum sie Straubezen für ihn gebacken

hatte, und das Bäbele auch. Es ſollte ein Willkommen nicht blos für den Vetter und Gaſt, ſondern auch für den Freier der Tochter im Hauſe ſein. Derowegen ſahen die Mutter und das Bäbele mit abſonderlichem Wohlgefallen zu, wie der feine Amerikaner in die Straubezen fuhr.

2.

Als ſiebenzehn Jahre zuvor der Vater Konrad's mit ſeiner ganzen Familie nach Amerika auswanderte, war er theils aus Aberglauben, theils aus Noth dazu beſtimmt worden.

Der Krieg von 1866 ſchien ihm der Anfang des Endes aller Dinge in Deutſchland zu ſein, und wie damals ja vielfältig und nicht zum erſten Male, von den oberſchwäbiſchen Landleuten der Untergang der Welt als nahe bevorſtehend angenommen wurde, ſo war bei Konrad's Vater, dem Bauer Martin Bürgler, ſolches Ereigniß nunmehr wie ſchon im Vollzuge angeſehen worden. Bei alledem meinte er aber doch, daß außerhalb Europa's, in Amerika, noch ſicherer in Paläſtina, die Welt des Längeren ſtehen bleiben werde und dort allein ein rechter Chriſtenmenſch das verheißene tauſendjährige Reich der Wiedergeburt erwarten müſſe. Darum beſchloß er, ſich aus dem kriegsdurchtobten Deutſchland hinüber in die neue Welt zu retten.

Es war zudem mit ſeiner Gutswirthſchaft ſeit Jahren immer ſchlechter gegangen. Er hatte ſich gut verheirathet, einen hübſchen Hof bei Lineck mit Ziegelei gekauft; aber Hagelſchlag, Viehſterben, Mißernten, auch eigene Nachläſſigkeit hatten ihn in ſeinem Vermögen zurückgebracht.

Er machte dafür in seiner Einfalt das Schicksal verantwortlich und meinte auch, daß es der Himmel nicht mehr wohlmeine mit dem Landbau in Schwaben, weil es sich damit für die kurze Zeit, die der Menschheit daselbst zum Dasein noch vergönnt sei, doch nicht lohne. Es ging ja bei so vielen der oberschwäbischen Landleute, wie er sah und hörte, auch bergab.

Darum machte er kurzen Prozeß, veräußerte sein Haus, seinen Hof und seine Wirthschaft, um mit einer Anzahl gleichgesinnter Genossen aus der Gegend nach Amerika auszuwandern. Sein älterer Bruder, der reiche Hofbauer Johannes Bürgler, nahm mit gemischten Gefühlen Abschied von ihm. Denn einestheils war er halb und halb des Glaubens seines Bruders Martin, daß die Dinge in dem sündigen Europa nicht mehr lange halten würden, anderntheils befand er sich in solchem Wohlsein auf seinem Gut, daß er keine Lust verspürte, daran muthwillig etwas zu ändern und in die fremde Welt, noch dazu über das große Wasser zu ziehen. Er wollte es abwarten, wie es in der alten lieben Heimath würde, und sollte er noch wirklich das Schreckliche erleben, das den Gläubigen prophezeit war, so mochte es sein und er mit den Anderen in dem allgemeinen Krach zu Grunde gehen.

Dem Martin Bürgler gefiel es in Nordamerika anfänglich gar nicht, und er klagte es in seinen Briefen an den Bruder in Lineck oft genug, wodurch dieser natürlich mehr und mehr über seine eigene Lage sich beruhigte und endlich die Ueberzeugung erlangte, daß er am gescheidtesten gethan habe, im Lande zu bleiben. Auf

seinem Gute ruhte ersichtlich Segen. Einmal noch hatte er an das Ende aller Dinge geglaubt, als die fürchterliche Heerfluth von 1870 aufstieg und sich nach Frankreich ergoß. Aber mit den deutschen Siegen verschwanden seine Befürchtungen, und als dann ein deutsches Reich und darüber eine Kaiserkrone glorreich aus den Schlachtendämpfen emporstieg, da ließ er ganz und gar das Zweifeln an der irdischen Beständigkeit in seiner Heimath fahren. Des Kaisers Bild kam in Oeldruck in sein Wohnzimmer; es blieb da in Ehren wie das eines Schutzpatrons. Zwei Söhne von ihm hatten den Krieg mitgemacht, waren verwundet und wieder geheilt worden und wollten erst recht von dem alten Bauernschnick und -Schnack nichts wissen, träumten von keinem Weltuntergang, ließen das deutsche Vaterland bei Gläserklang und Soldatenliedern leben, arbeiteten wacker, verheiratheten sich ordentlich und brachten ihr Gut in die Höhe. Der Hofbauer selbst wurde wie verjüngt, und als sein abergläubisches Weib gestorben war, nahm er sich die Hirschwirthswittwe und bekam dadurch noch ein stattliches Gut mehr zum seinigen, so daß er seine drei Töchter alle vortrefflich verheirathen konnte, eine an den Eckbauer im Murgthal, die andere an den Thierarzt in Lauchheim, die dritte an den Schultheißen im Dorfe, wodurch er noch einmal eine großmächtige Person darin außer seiner gemeinderäthlichen wurde. Er fand es in seinem Lineck und in seinem Schwaben so schön, wie es nirgends mehr sein konnte, glaubte an Deutschlands Herrlichkeit bis in die fernsten Zeiten, und war nunmehr an die Sechzig herangekommen, ohne daß ihn ein Lüft-

chen angewandelt hätte, sich mit dem Sterben zu beschäftigen.

Sein Bruder in Amerika wäre gern wieder zurück in die deutsche Heimath gekommen, wenn er mit seinem Hartkopf sich zu einer solchen Umkehr hätte verstehen können. Er quälte sich noch immer um sein Emporkommen. In der Ansiedelung, welche er mit seinen gleich ihm ausgewanderten Landsleuten gegründet hatte, wollte es nicht recht vorwärts gehen und hörten Hader und Aergerniß gar nicht mehr auf. Die großen Ereignisse von 1870 und 1871 waren auch dahinein mit läuternder Kraft gefahren. Die junge Männerwelt fiel auf einmal von dem Aberglauben und wirthschaftlichen Eigensinn der Alten ab. Konrad, der achtzehn Jahre geworden war, wurde wegen seiner Energie und seines hellen Kopfes eine Art Führer dieser jugendlichen Opposition. Er brachte es wirklich zu Stande, daß die ganze Kolonie aufgelöst wurde, weil sie sich mit ihrer gemeinschaftlichen Kasse als ein faules sozialistisches Experiment erwiesen hatte, und daß ein großer Theil der Ansiedler anderwärts hinging, um Hütten zu bauen und noch einmal von vorn anzufangen.

Martin Bürgler, verzankt mit den meisten Genossen, folgte seinem muthigen Sohn, der in der Wildniß an der neuen Pacific-Eisenbahn ein Haus baute, und begann seinerseits dort neben der Landwirthschaft mit Hilfe seiner fünf anderen Kinder einen Holzhandel. Das Glück war auf einmal da; das Farmhaus wurde bald eine Eisenbahnstation und binnen Jahresfrist eine bevölkerte Ansiedelung von Arbeitern aller Art und verschiedenster Nationalität.

Digitized by Google

Nach fünf Jahren war ſie ſchon eine Stadt, und ihr ſchnelles Aufblühen durch Handel und Induſtrie zog immer neue Menſchen herbei. Man konnte ſagen, der junge Konrad Bürgler ſei ein Städtebegründer geworden, und er ſpielte in der That in dem neuen Gemeinweſen eine einflußreiche Rolle, bekleidete dort Vertrauensämter, und ſeine Familie gehörte weitaus zu den wohlhabendſten in der ganzen kultivirt gewordenen Landſchaft.

Darüber hatte natürlich ſein Vater mit freudigem Stolz an den Bruder in Schwaben in manchem Brief berichtet, und auch von anderen Landsleuten kam Kunde nach Lineck, wie ſehr zum Guten ſich das Blatt für Martin Bürgler und ſeine Familie gewandt, die reiche und angeſehene Leute geworden ſeien. Als daher ein letzter Brief des Bruders in Amerika meldete, ſein Sohn Konrad werde demnächſt Europa beſuchen und auch in die ſchwäbiſche Heimath kommen, antwortete Vater Johannes mit aufrichtiger Freude, daß er in dieſem Fall ihn wie einen Sohn im Hauſe aufnehmen werde. Denn reiche Verwandten hat man gern zu Gaſte, und die Liebe zu ihnen ſteigert ſich leicht zu einer merkwürdigen Höhe, auch wenn ſie keinen großen Anſpruch auf dieſelbe erheben.

Der Hofbauer von Lineck folgte allerdings zunächſt ſeinem brüderlichen Herzen in dieſer Angelegenheit. Aber es wirkte doch nicht wenig darauf mit ein, daß ſeine Frau Gretle für den amerikaniſchen Neffen in eine förmlich mütterliche Liebe gerieth, obwohl ſie früher als Hirſchwirthin weder mit ihm verwandt geweſen, noch ihn als kleinen Knaben groß beachtet haben mochte. Jetzt that ſie indeſſen, als habe ſie

das liebe Büble immer arg gern gehabt und als sei ihr sein Vater, der Martin Bürgler, allweil ein sehr geachteter Gast und guter Bekannter gewesen.

Martin hatte nämlich in seinem Briefe auch die Bemerkung einfließen lassen: er glaube, sein Konrad möchte sich auf der Reise in Deutschland wohl ein Weible suchen, und gewiß eine Schwäbin, weil er doch eine große Liebe für seine schwäbische Heimath bewahrt habe. Könne und wolle man ihn in solcher Absicht fördern, so sei es ihm, dem Vater, recht, wie er auch seinem mündigen und wohl erfahrenen Sohn unbedingt die Wahl seiner Lebensgefährtin freistelle. Er wünsche nichts sehnlicher, als daß sein Aeltester sich nunmehr doch eine Familie gründe und habe aus guten Gründen das Vertrauen zu ihm, daß er dabei klug und seinem Herzen folgend zu Werke gehen werde.

Als die Hofbäuerin diese Briefstelle herausbuchstabirt, dachte sie sogleich an ihre Tochter erster Ehe und welch' eine glänzende Parthie es für diese sein würde, wenn der Vetter Konrad sie heirathete.

Ihr Plan, den sie ihrem Manne mittheilte, fand durchaus dessen Billigung, einmal, weil der alte Hofbauer etwas unter dem Pantoffel seiner Frau stand und sich dabei so wohl fühlte, daß er ihren Willen meist ohne weiteren Widerspruch gelten ließ; dann, weil es ihm ja recht sein konnte, wenn seine Stieftochter sich gut verheirathete. Im Uebrigen interessirte ihn der Handel nicht weiter, kam ihm unter seiner Würde vor und gehörte seiner Ansicht nach lediglich in den Bereich seiner für ihre Tochter bedachten Frau.

Digitized by Google

Was aber das Bäbele betraf, so führte die Mutter das unbedingteste Regiment über sie. Die Hofbäuerin wußte sehr wohl, daß der Sägmüller oben im Dorfe in letzter Zeit sich um's Bäbele bemühte und hätte auch nichts dagegen gehabt, wenn er um deren Hand würde angehalten haben, zumal das Kind ihm gewogen war und mit seinen dreiundzwanzig Jahren endlich gar gern geheirathet sein mochte. Aber der Vetter ging ihrer neuen Auffassung nach doch vor, und das Bäbele sah das ein, wenn sie auch über die Untreue gegen ihren Sägmüller ein paar dicke ehrliche Thränen herausdrückte und darüber klagte, nach Amerika gehen zu sollen, wozu sie nicht die geringste Lust empfand.

„Das kann ja noch Alles anders kommen," tröstete sie ihre Mutter. „Der Vetter läßt sich vielleicht umstimmen und bleibt hier. Und mußt Du auch mit ihm nach Amerika gehen, nun, so kommst Du doch in ein wohlig Nest drüben und das Weib hat eben seinem Mann zu folgen."

Worauf Bäbele selbigen Abends draußen am Gartenzaun, wo sie sonst mit dem Sägmüller verliebte Zwiesprach zu halten gepflegt, ihm ihr Herzeleid über der Mutter Befehl klagte, ihm von dem Vetter als ihrem bestimmten Ehemann sprach, auf sein Fluchen viel weinte und ihm schließlich den Abschied gab, weil's sein müßte. Er versetzte ihr im Zorn darüber über den Zaun weg eine schwere Ohrfeige; aber sie nahm sie wie eine gerechte Strafe mit Wimmern hin und sagte darüber auch zu ihrer Mutter kein Wort.

Digitized by Google

3.

Konrad fühlte sich als Gast des Hofbauern wohl und heimisch. Er wurde ja nicht nur von der Tante und dem Bäschen mit allen möglichen Aufmerksamkeiten ausgezeichnet, sondern er fand auch den Umgang mit den Verwandten gemüthlich, und der wackere Onkel bezeigte in seiner kurzen Weise sich so herzlich gegen ihn, wie er es sich nicht besser hätte wünschen können.

Er mußte selbstverständlich von Amerika, vom Leben und Treiben daselbst, von seinem Vater, seiner Mutter und den Geschwistern erzählen, und es allemal wiederholen, wenn die neugierige Verwandtschaft des Hofbauers zum Besuch kam, um den Vetter aus Amerika kennen zu lernen. Der Schultheiß, als ein Schwiegersohn des Hauses, stellte sich zu allererst ein, schloß Freundschaft mit ihm und nahm ihn in's Wirthshaus mit, wo er den anwesenden Dorfhonoratioren vorgestellt wurde, denen allen schon gesteckt war, daß der reiche Sohn Martin Bürgler's, der Wälder, Aecker und Fabriken besitze, demnächst auch der Ehemann Bäbele Kienle's, der Stieftochter des reichen Hofbauers Johannes, werden würde.

Was diesem Letzteren besonders an dem Brudersſohn gefiel, war dessen lebhaftes Interesse an Allem, was dem Bauer seine Welt bildet. Er fragte nach dem Ertrag der Feldfrüchte, nach der Art der Bewirthschaftung und nach dem Viehstand, besah sich mit Kennerblick Ställe und Gehöft, begleitete den Alten auf die Wiesen zur Heumahd, auf die Felder, und sprach dabei von der amerikanischen Art ihrer Bestellung und dem dort viel allgemeineren Ge-

Digitized by Google

brauch von Maſchinen zum Ausſäen, Pflügen, Grasſchneiden, Kornmähen, ſo daß der Hofbauer ſein Erſtaunen darüber eingeſtand.

„Der Konrad iſt ein G'ſcheidtle!“ ſagte er im Vertrauen zu ſeiner Frau und auch zum Schultheißen, und ſo ein Lob galt viel aus ſeinem Munde.

Dabei hatte das „G'ſcheidtle“ trotz allen ſtädtiſchen Manieren ein einfaches, treuherziges Weſen. Er ſprach das Deutſch wie ein Studirter, aber er konnte doch mit jedem Bauer ſich in deſſen Auffaſſung unterhalten; er war zumeiſt ernſt, doch konnte er auch hübſche Späßchen machen und über andere frohmuthig lachen. Er fühlte ſich noch ſo recht Sohn dieſes Dorfes und ſeines ländlichen Völkchens und war doch ein anderer Menſch, als die auf dieſer Scholle reiften — welterfahrener, geweckter, weitſichtiger, ſelbſtdenkender über Allerlei, von der Politik an bis zur Landwirthſchaft. Aber er prahlte mit nichts, und darum gewannen ihn Alle lieb, die mit ihm verkehrten, bei allem Reſpekt, den ſie vor ſeiner Intelligenz und nicht zum Wenigſten vor ſeiner Unabhängkeit und ſeinem ſchon erworbenen Vermögen hegten. Tante Gretle ſchwärmte ſchier für ihn. Sie hatte ſchon ſo oft etwas von Ideal geleſen und gehört, und nun ſtellte ſie ſich vor, dieſer junge Mann ſei ein Ideal, ſo ein Menſch, wie man ihn ſich wünſcht, um ſeine Schwiegermama zu werden. Und das Bäbele ſchwärmte mit, ſoweit ſie es vermochte, und drückte es mit einem Geſeufz vertraulich zur Mutter aus, indem ſie die Worte aushauchte: „Warum ſagt er mir aber nichts, daß man einmal erſt übereins kommt?“

Digitized by Google

„Eile mit Weile," beruhigte sie die Hofbäuerin dann. „Der überlegt sich Alles ordentlich, und dann — mußt ihm mehr entgegenkommen, ihm zeigen, daß Du ihn magst. Bist ja blitzdumm, wenn er mit uns plaudert, und weißt kein Wort mitzuschwätzen."

„Kann's nit, Mutter. Grad' wenn ich mir die Worte im Munde gebildet hab', so daß ich sie hinausgeben könnt', ist's damit zu spät, merk' ich. Wenn er mich fragen thät, ja, dann könnt' ich ihm antworten, und ich sagte gewiß Alles, was er haben wollt'."

„Bist noch zu scheu. Ist er erst länger im Haus, so macht sich's auch mehr von selbst, daß Du mit ihm schwätzen lernst. Dann aber schwätz was G'scheidt's, i' bitt' mir's aus, damit i' kein' Blamage wegen Dir hab'."

Der wundervolle Sommermorgen hatte in aller Frühe den jungen Mann hinausgetrieben. Sogar die Leute im Hause, außer Knechten und Mägden, waren noch nicht aus den Federn, als er das Gehöft verließ. Er grüßte mit jauchzendem Herzen den jungen Tag, der in strahlendem Morgenroth emporstieg; er sehnte sich nach dem Wald, an den er gewohnt war und wohin er hier noch keinen Fuß gesetzt. So wanderte er dem nahen Walde auf der Höhe zu und durchstrich ihn auf's Gerathewohl in flottem Schritt.

Ein paar Stunden war er gegangen, hatte im Wirthshause eines entlegenen Dorfes auf kahler Ebene einen Imbiß genommen und sich auf anderem Wege dann wieder nach dem Walde von Lineck gewandt. Die Sonne stand schon hoch und er war froh, als er wieder im Walde=

ſchatten war. Er warf ſich in's hohe Moos und durchflog mit träumeriſchem Blick das weite Waldgewölbe über ſich, das von hunderten ſchlank emporragenden braunen Baumſäulen getragen wurde. Da und dort blitzte der grelle Sonnenſchein hindurch, zuweilen vernahm er eines Vogels Ruf oder der Holztauben Schrei. Aber es war und blieb doch um ihn eine tiefe, traumſpinnende Stille, die mit der Kühle zuſammen ſein Wohlbefinden unterhielt.

Plötzlich hörte er ein Geräuſch und als er aufblickte, ſah er ein junges Mädchen nicht weit von ſich zu Boden gebückt, aber ſchnell immer die Stelle wechſelnd. Es ſuchte nach Pflanzen. Er beobachtete es eine Weile, wie es mit einem Stechlöffel ein Kraut oder eine wähleriſch geprüfte Blume aus dem Boden nahm und in einen Korb in ihrer linken Hand warf. Der Vorgang intereſſirte ihn, weil er unbemerkt zuſchaute und das Mädchen ihm fremdartig vorkam. Es war ſchmächtig, ſchlank, und ſeine Bewegungen drückten eine natürliche Anmuth und Lebhaftigkeit aus. Seine Kleidung hatte nicht die Art der Bauernmädchen der Gegend; ſie war ganz ſchwarz, und ſogar ein feines, ſchleierartiges Gewebe, welches das Mädchen um den Kopf geknüpft trug, hatte dieſe Farbe. Sechzehn, ſiebenzehn Jahre mochte es alt ſein; aber vielleicht erſchien es durch die zierliche Feinheit ſeiner Figur jünger als es war. Denn das Geſicht war für ſo große Jugend ungemein ernſt, beinahe düſter. Die feine Wachshaut des Antlitzes mit der hohen, gewölbten, von krauſem ſchwarzen Haar umflogenen Stirn und dem feſt geſchloſſenen Mund zwiſchen den ſchmalen Wangen erhöhte dieſen finſteren Ausdruck.

Mehr noch fiel er auf, weil die ganze Gesichtsbildung eine an den süditalienischen Charakter erinnernde war.

Lange schaute Konrad mit wachsender Neugier ihrem Treiben zu und rückte und rührte sich nicht, als sie immer näher zu ihm herankam. Als sie nun so dicht bei ihm einmal ihre Augen spähend über den Waldboden schweifen ließ, erblickte sie ihn, stieß einen dumpfen Schrei aus und wandte sich hastigen Schrittes abseits, ohne gerade furchtsam die Flucht zu ergreifen.

Im Nu war er auf den Beinen und lief ihr nach.

„Sie brauchen sich durch mich nicht stören zu lassen, liebe Waldnymphe," redete er in scherzendem Ton sie an.

Sie antwortete ihm nicht, sondern lief eiliger weiter, ohne nur das Haupt nach ihm zu drehen.

„Fürchten Sie sich denn vor mir?"

Wieder kein Wort darauf von ihr. Er betrachtete sie prüfender. Ihre Kleidung war durchaus einfach, aber doch städtisch und sauber. Der Schnürstiefel an ihrem kleinen Fuße bezeugte vollends, daß sie nicht vom Dorfe war. Eine Fremde also? Vielleicht eine Sommerfrischlerin?

„Sie sind aber arg stolz," fing er wieder an und hielt entschlossen neben ihr Schritt. „Man gibt doch auf eine freundlich gemeinte Frage höflich Bescheid."

Da kehrte sie sich heftig gegen ihn und hielt ihre Schritte an. Zorn blitzte aus ihren Augen, und mit einem ausländisch klingenden Ton sagte sie hart und schroff: „Sie sehen doch, daß ich mich mit Ihnen nicht unterhalten will. Gehen Sie also Ihrer Wege." Dabei schritt sie wieder davon.

Einen Augenblick blieb er betroffen zurück; aber der Reiz, mit dieſer Fremden trotz ihrer unfreundlichen Antwort bekannter zu werden, brachte ihn ſchnell wieder an ihre Seite.

„Das gefiele Ihnen wohl, wenn ich wie ein unartiger Bub' thäte, was Sie mir geheißen. Aber ſo ſpricht ein junge Mädchen nicht mit einem Mann, der ihm nichts zu Leid thun will und gethan hat. Wenn man ſich begegnet, ſo wechſelt man doch einen Gruß. Wohin gehen Sie denn? Iſt ſolche Frage denn unbeſcheiden?“

Aber er bekam keinen Beſcheid darauf.

„Hm! Sie würdigen mich alſo wirklich keiner Antwort?“

Nein, ſie that's nicht; ſie ſchaute ihn nicht einmal an, und nun wurde er doch des unnützen Frageſpiels ſatt.

„Nun,“ meinte er ärgerlich und legte noch etwas Spöttiſches in ſeinen Ton, „aufdringen will ich mich nicht. Gott bewahre! Alſo guten Weg, Fräulein Allzuvornehm.“

Er blieb ſtehen, und hatte er vielleicht noch gehofft, daß ſie infolge ſeiner letzten Worte in eine andere Laune gerathen werde, ſo täuſchte er ſich auch darin. Sie ging unbeirrt weiter und machte nicht eine Bewegung, um ſich nach ihm umzuſchauen.

Erbittert blickte er ihr nach; aber er widerſtand der ihn überkommenden Verſuchung, ihr in der Entfernung zu folgen und zu ſehen, wo ſie bliebe, vielleicht auch unterwegs im Dorf zu erfahren, wer ſie ſei. Er ſchlug lieber einen Weg ſeitwärts durch den Wald ein, der ihn aus der Spur des ihrigen hinausbrachte.

Digitized by Google

4.

Neun Uhr schlug's vom Kirchthurm und es war schon dunkel, denn der Himmel hatte sich stark bewölkt. Im Hause des Hofbauers war Alles still und die Fensterläden waren schon geschlossen. Ein Pfiff ließ sich am Gartenzaun vernehmen und gleich darauf öffnete sich im oberen Geschoß ein Fensterlein.

„Bist da?" fragte eine rauhe Mannesstimme halblaut vom Zaun hinauf. „Komm 'ra (herab), Bäbele."

„I' kann nitte (nicht)", antwortete sie flüsternd aus dem Fenster.

„Komm 'ra, sag' ich Dir!" befahl der Sägmüller herrisch.

„Was willst denn noch? I' denk, wir sind fertig mit einander. Du weißt doch."

„Gleichviel; ich mein', Du könntest auf ein Wort herunterkommen. Oder hast Angst vor Deinem G'scheidtle?"

„Ach was, willst mi wohl mit Deiner Eifersucht quälen?"

„Noi," lachte er höhnisch, „fürchtest Di also vor mir?"

„I' komm'," entgegnete sie darauf, wie um ihm die Grundlosigkeit seiner letzteren Annahme zu beweisen und auch dem Zuge folgend, der sie um diese Abendstunde während der letzten Zeit gewohnheitsmäßig an den Zaun zum Plaudern mit ihrem Schatz geführt hatte.

Bald kam sie, in ein Tuch gehüllt, aus der Hinterthüre des Hauses und ging durch den Garten an den niedrigen Stacketzaun, wo der Sägmüller auf sie wartete.

„Was willst denn, Christian? Kannst mir doch arge

Ungelegenheit machen, wenn's meine Mutter hört, daß ich das Haus verlassen Deinetwegen."

„Bah, sie schläft schon und auf der anderen Seite. Aber das G'scheidtle, wo ist der? Ist er zu Haus?"

„Freilich, er könnt uns wohl sehen und hören da vom Eckfenster, wäre der Laden offen. Vielleicht schläft er auch schon, denn er steht gar früh auf."

„Nun, wie stehst Du mit ihm, Bäbele?"

„I' weiß nit."

„Du weißt nit? Ist die Geschichte noch nit auf's Tapet gebracht worden?"

„Kein Schein davon, insoweit der Vetter noch keinen Muck (Laut) gegen mi gethan hat."

„Daß ihn der Teufel holte, wie den Hexendoktor!" schimpfte der lange, stämmige Gesell.

„Den Hexendoktor? Was ist denn mit dem?"

„Gehenkt hat er sich."

„Was? Der? Ist's wahr?"

„So gewiß, als ich hier bei Dir bin. Seine Frau ist vorhin zu mir als nächstent Nachbar gestürzt gekommen, ganz wie eine Wahnsinnige, und hat mich um Hilf angegangen. Ich sollt' ihn abschneiden vom Strick. Es war mir g'rad nicht d'rum zu thun, kannst Dir's denken!"

„Und hast's wirklich gethan?"

„Die Hex' that mir doch leid, und da bin ich und mein Knecht mit ihr in's verrufene Häusle gelaufen. Der Doktor hing am Haken über der Thüre in seinem Zauberkämmerlein; sie hatten bloß einen Stuhl unter seine Füße gerückt, so daß er nicht mehr frei baumelte; die Junge

lag auf den Knieen am Sopha und heulte. Ich hol' mir natürlich gleich morgen vom Schäfer Mathes 'was gegen das Böse."

„Ja, thu's ja, Christian. Und hast ihn abgeschnitten?"

„Gleich, so daß er wie ein Sack Haber auf den Boden fiel. Ist dann auch, weil die Nachbarschaft schon d'rum wußte, der Barbierer gekommen und der Arzt mit dem Amtsdiener. Aber der Schwarzkünstler blieb todt, der Teufel hatte ihn fest. Eine Masse Leute stand vor dem Häusle."

„Aber warum hat sich der denn gehenkt?"

„Was weiß ich? Hab' blos von seiner Frau gehört, daß er sie mit der Jungen Nachmittags nach dem Niederhof geschickt hatte, wozu sie hin und her ein paar Stunden brauchen. Und währenddem hat er's 'than."

„Jeh, jeh! so ein End! Man kann sich nicht wundern. Es sind Leut', die mit bösen Geistern zu thun gehabt und darum auch in keine Kirch' 'gangen sind."

„Wünschte nur," schloß sich ihrer Auffassung der Sägmüller an, „daß sie ihn erst in die Erde gebracht hätten."

„Ja, und daß er nicht wiederkommt. Nun wird auch wohl die alte Hex' mit der jungen aus dem Dorf gehen!"

„Aber," sagte der Sägmüller, indem er kräftig nach des Mädchens Arm griff, „was schiert das uns? Ich kam, um zu hören, ob's wirklich Dein Ernst ist, mit Deinem sackerlot'schen amerikanischen Vetter zu halten."

„Christian," bat sie ihn, „fange doch nicht nochmals davon an! Kennst ja meine Gesinnung für Dich; weißt, daß ich der Mutter gehorchen muß."

„Aber mir läßt's keine Ruh', Mädle. Ich hab' Dich doch so von Herzen gern, daß ich wie dumm vor Kummer herumlauf', seitdem Du mir den Abschied gegeben."

„Kann's doch nicht ändern, Christian!" klagte sie antheilsvoll.

„Hast ihn denn gern, den Vetter?" drang er ungestüm in sie und preßte ihr heftig den Arm, so daß sie vor Schmerz leise aufschrie.

Sie hätte gar nicht gewagt, seine eifersüchtige Frage zu bejahen, auch wenn sie es nach ihrem Herzen hätte thun können. In Wahrheit hatte sie aber den Sägmüller noch immer lieb und vor dem Vetter eine unüberwindliche Scheu. Offen gestand sie es dem langen Christian, den sie sehr damit beglückte, so daß er, anstatt ihren Arm noch länger zu pressen, ihr das Kinn zärtlich streichelte.

„Ich hab' ihn gesehen, den Mausegrauen, wie er heut' Mittag vom Wald herunter bei mir vorbeikam. Er stand eine Weile vor meiner Mühle und schaute dem Sägen zu. Kenne ihn noch ganz gut von der Schule her; wir waren sogar Freund mit einander und treue Spielkameraden. Es war mir darum nahe, ihn daraufhin anzureden. Doch es hielt mich wie mit Blei in den Füßen und ich hätte auch nichts Anderes zu sagen gewußt, als daß er meinethalben lieber in Amerika geblieben wäre. Und würde er es übel genommen haben — Herr Gott, ich spürte schon das Zucken im Arm und hätt' ihm mein Willkomm gegeben, so daß er die blauen Fensterladen vor ein paar Wochen nicht los geworden wäre."

„Pfui, Christian! Das wäre schlecht von Dir gewesen

und Du hätt'st es auch schwer vergarnen (büßen) müssen. Der Schultheiß und mein Vater würden Dir's gesagt haben."

„Nun ja, Bäbele; brauchst ja um ihn auch keine Angst zu haben. Werde ihm ja absichtlich kein Leides anthun. Aber das meine ich noch, daß er zu Dir gar nicht paßt; Du bist doch ein sauberes Bauerndirnle und der, na, der ist für so eine geleckte Stadtdame recht. Hätt' sich eine in Amerika suchen sollen; braucht nicht ein Mädle, wie Dich, hier aus ihrem heimischen Boden zu nehmen."

„Ja," seufzte sie, „ich mein's auch."

„Also," griff Christian wieder auf die Hauptsache zurück, „es ist zwischen Euch noch zu nichts gekommen. Da meine ich fast — Du, Bäbele, es geht mir da ein Gedanke auf, der mir das Herze wieder hebt. Wahrlich!"

„Was meinst denn?"

„Daß er wohl gar nicht Lust zum Heirathen hätt'."

„Kann schon sein, daß Du Recht hast, Christian."

„Daß er wenigstens Dich gar nicht mag."

Ihre Eitelkeit wurde doch durch diese freimüthige Auslassung des verliebten Sägmüllers etwas verletzt.

„Wenn ich mir Mühe gäbe," sagte sie schnippisch, „und ihm mehr zeigen würde, daß ich ihn gern hab', wie's meine Mutter mir vorgeschrieben, dann wär' er vielleicht schon mehr aus sich herausgegangen. Darfst gar nicht so triumphiren. Stille Wasser sind tief, und der Vetter ist so ein Bedenker."

„Ja, so ein G'scheidtle."

„Es kann darum alle Tage sich machen, daß er um mich freiet und daß ich dann Ja sagen muß."

„Und dann nach Amerika mußt, über's große Meer. Haſt geleſen, daß erſt wieder ein paar Schiffe zuſammengeſtoßen und mit Mann und Maus untergegangen ſind? Die Romerle von Biberach ſind auch dabei umkommen!"

„Freilich, ich habe mir im ſtillen Kämmerlein auch ſchon überlegt, ob's denn nothwendig mit mir zu einer Heirath mit dem Vetter führen muß, was doch nur ein Einfall von meiner Mutter iſt und wovon er wohl nichts einmal weiß. Sonſt würde er doch in den acht Täg', daß er nun hier iſt, davon ebbes (etwas) haben merken laſſen."

„Schauſt, Bäbele, ſo meine ich auch. Und wär's Dir nicht nach dem Sinn, wenn's ſo wär'?"

„Daß er mich nit mag? Ich könnt' mich ſchon d'rum tröſten."

„Recht ſo, und bleibſt mir treu, der ich Dich mag und ſo rechtſchaffen lieb', ſag's Dir auch jetzt noch."

„Nun, ich bin ja nicht verſprochen und ſo bin ich auch nicht untreu, daß ich noch mit Dir über unſere Liebe ſpreche. Warum kommſt auch wieder hieher und machſt mir das Herz warm und ſchwer!"

„Sei nur guten Muth's, Bäbele. Wir können noch immer hoffen, und darum trieb's mich, mit Dir zu reden. Der vornehme Vetter fährt wieder hin, woher er gekommen, und dann wird auch Deine krattlige (hochmüthige) Mutter den Sägmüller gut genug für ihrer Tochter Mann finden."

Er beugte ſich über das Stacket, umarmte ſie und küßte ihren Mund, was ſie ihm gar nicht verwehrte.

„Schneid' dem Vetter lieber ein unfreundlich Geſicht hin," ſagte er noch. „Um meinetwillen, Bäbele."

Sie lächelte ihm zu und erwiederte: „Meine Mutter müßt's aber nicht bemerken, und, Chriſtian, ich glaube nunmehr, daß es gar nicht nöthig iſt. Er läßt mich ja geruhig gehen."

Dies beruhigte ihn vollends und mit einem „Gute Nacht!" verließ er ſie.

5.

Konrad hätte viel darum gegeben, wenn er gewußt, wer das ſcheue Mädchen im Walde geweſen. Am nächſten Morgen nach der Begegnung wiederholte er ſeinen Spaziergang dahin mit der Hoffnung, daß er die Fremde abermals ſehen würde. Allein vergebens, und die Enttäuſchung ſteigerte ſein Verlangen nach ihr. Beim Frühroth des anderen Tages nahm er von Neuem ſeinen Weg durch das Dorf und hinauf nach dem Walde.

Bei einem der letzten und kleinſten Häuſer erregte ein ſeltſamer Vorgang ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſah einen ſchwarzen Sarg halb aus dem Gemäuer des unteren Stockwerkes herausragen und auf und nieder kippen, als rüttle und ſchüttle man von innen daran. Alte Weiber und Kinder ſtanden davor auf der Straße und ſchauten zu, indem ſie dabei theils lachten, theils Reden führten, welche angeſichts eines Sarges, der doch wohl einen Todten enthielt, roh genug waren und das Gemüth des jungen Mannes empörten.

Er trat näher und erklärte ſich dieſe ſeltſame Art, einen Sarg hinauszubefördern, durch die vielleicht vorliegende Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, ihn zur Thüre hinauszutragen. Aber die Hausthüre war doch nicht, wie

er nun bemerkte, so klein, daß er seine Annahme hätte für berechtigt halten können. Gewiß war aber, daß in der Hausmauer das Loch ganz frisch herausgeschlagen worden, durch das man den Sarg geschoben, und daß es in der Umrahmung der Gebälke der Riegelwand sich als zu ungenügend erwies, um das stärkere Kopfende des Sarges hindurch zu zwängen. Er hörte Fluchen und lautes Streiten aus dem Häuschen her und sah den Sarg schwer nach außen niederhängen, weil er nicht weiter geschoben werden konnte.

„Was soll denn dies bedeuten?“ fragte er eine abseits stehende alte Frau, welche kopfschüttelnd zuschaute.

„Sie bringen den Hexendoktor 'naus, Herrle,“ antwortete sie ihm mit einer wichtigen, geheimnißvollen Miene.

„Den Hexendoktor?“

Er hatte im Hause des Hofbauern schon Tags zuvor diesen Ausdruck vernommen, ohne Acht darauf zu geben, und er erinnerte sich auch, daß von dessen Selbstmord geredet worden war. Es handelte sich hier offenbar um einen Aberglauben, wie er auf dem Lande von Alters her noch immer gepflegt wird und dem die Leute auch Rechnung tragen, selbst wenn sie aus Scham behaupten, sie gäben nichts auf solchen Unsinn.

„Welche Narrheit!“ rief Konrad unwillig aus. „Hexendoktor! Was heißt denn das?“

Die Alte blinzelte zu ihm auf und sagte: „Ganero heißt er, ist ein Italiener und hat 'ne Hex' zur Frau. Ja, Herrle, und er war ein Doktor.“

„Darum also? O, Ihr einfältigen Leute! Und warum will man mit dem Sarg durch die Mauer?“

„Er hat sich entleibt, ja, gehenkt am Strick.“

„Nun, und jetzt soll er wohl begraben werden in aller Früh?“

„Freilich, freilich, es hätt' sollen schon längst geschehen sein, wie's der Herr Pfarrer und der Herr Schultheiß befohlen. Aber mit dem Loch da sind's nicht zurecht gekommen.“

„Warum denn dies Loch?“

„Ei, Herrle, damit er nicht wieder in's Haus kann. Ein Gehenkter kommt wieder den Weg, den man ihn 'naus aus dem Häusle geführt. Gewiß, Herrle!“

Konrad schlug die Hände über dem Kopf zusammen und hätte laut auflachen mögen, würde es sein Unwille über das Schauspiel vor seinen Augen nicht verhindert haben. Der Amtsdiener kam eben mit ein paar Taglöhnern heraus und ließ sie unter heftigen Worten den Sarg wieder zurück durch das Mauerloch stoßen.

„Ziehet, ziehet!“ rief er hindurch nach dem Innern der Wohnung. „Und kehret den Sarg nicht um.“

Der junge Mann konnte sich nicht enthalten, auf den Amtsdiener zuzugehen und sich über das neue Vorhaben der Leute zu unterrichten. Der Polizist kannte ihn schon von Ansehen und bezeigte ihm als dem Verwandten des Schultheißen und des Hofbauern ersichtlich Respekt.

„Das ist ja eine schreckliche Art, einen Menschen zur letzten Ruhe zu bringen,“ sagte er vorwurfsvoll.

„Was entleibet er sich!“ gab ihm der Amtsdiener

zur Antwort, indem er mithalf, den Sarg zurückzuschieben.

„Es sind doch Angehörige des Todten da — bedenket doch, Herr Amtsdiener, wie sich denen bei solcher Behandlung das Herz im Leibe vor Schmerz umdrehen muß!"

„Was soll ich denn anders thun!" entgegnete der aufgeregte, noch junge Polizist. „Ich hab' Befehl, die Leiche auf den Gottesacker zu schaffen und begraben zu lassen. Aber die Leut', die sie hinaustragen sollen, mögen's nicht anders, um kein Geld nicht. Und nun geht's doch nicht durch die Mauer, wie sie wollten; also muß man den Sarg wieder hineinschaffen und doch durch die Thüre hinausbringen. Um fünf Uhr hätt' Alles sollen zu Ende sein, und durch das Lochschlagen ist's schon sechs geworden."

Der Sarg befand sich wieder in der Stube des niedrigen Erdgeschosses. Der Amtsdiener eilte mit den Arbeitern hinein, und gleich darauf drang inmitten von rauhem Gehader und Befehlen ein markerschütternder Frauenschrei heraus.

Konrad stürzte in das Haus, als sei er durch den Schrei zu Hilfe gerufen. Er sah die Leute den Sarg aufheben und zur Thüre hintragen; ein schwarz gekleidetes Weib mit einem Gesicht wie eine Zigeunerin, so braun und scharf in den Zügen, stemmte sich dem Leichenzug entgegen, und der Amtsdiener stieß sie eben bei Seite.

Verzweiflungsvoll rang sie die Hände, Thränen überflutheten ihr Gesicht und sie rief wie zusammenbrechend aus: „O, mein barmherziger Gott, welche Barbaren!"

„Arme Frau!“ sagte Konrad erschüttert und reichte ihr seine Hand, um sie emporzuheben. „Was thut man Ihnen denn?“

„Ich ertrag's nicht länger, daß sie meines Mannes Leiche wie die eines Verfluchten mißhandeln. Ein Unglücklicher — und das wollen Christen sein, die ihm im Tode noch Schimpf und Schande anthun! O, mein Herr, nehmen Sie um Jesu willen sich dieses Todten an.“

Sie fiel vor ihm auf die Kniee und schluchzte krampfhaft, tief zu Boden ihr Antlitz geneigt.

„Was geschieht denn der Frau noch so Kränkendes?“ fragte, von Mitleid überwältigt, Konrad den Amtsdiener, der ungeduldig der Scene beiwohnte, indeß die Leute den Sarg niedergestellt hatten.

„Ach, was will sie nur!“ sagte dieser. „Man bringt eben den Sarg hinaus, und ob er nun mit dem Fuß- oder dem Kopfend' zuerst hinauskommt, was kann ihr so viel daran liegen? Die Leut' thun's eben nicht anders.“

Jetzt erst bemerkte der Amerikaner, daß der Sarg, anstatt nach der allgemeinen Sitte mit dem schmalen Ende weggeführt zu werden, mit dem breiteren, an welchem der Kopf des Todten ruht, nach vorn gerichtet war. In seinen Mienen las der Polizist Zorn und Verachtung, einer der gedungenen Sargträger wandte sich aber trotzig zu ihm und rief:

„Störe uns der fremde Herr nicht weiter. Er trägt den Selbstmörder nicht zur Grube. Aber wenn wir's thun, so muß es ordnungsmäßig sein. Kommt er nicht durch's Loch in der Wand, das man wieder zugemauert

hätt', ſo durch die Thür nur mit Häupten zuerſt. Sonſt haben wir keine Ruhe vor ihm, und er beſucht's Haus wieder in der Nacht. Das iſt ſonach gute Chriſtenpflicht auch gegen das hexig' Weib hier, daß wir darauf trotz ſeinem Gebitt und Geſchrei beſtehen."

Konrad hatte große Luſt, den Männern ein Licht aufzuſtecken; aber da er einſah, daß er darüber mit ihnen in einen unabſehbaren Streit gerathen würde, ſo bezwang er ſich.

Er richtete die verzweifelnde Frau empor und ſagte: „Beruhigen Sie ſich. Ich ſtehe dafür, daß Ihr Mann nach chriſtlicher Sitte zu ſeinem Grabe gebracht wird, und ſollte ich den Schultheißen herbeiholen müſſen. Ihr Leute," wandte er ſich an die Träger, „habt ein Einſehen und beſtehet nicht auf Eurem Willen. Solch' einen Unſinn, wie Ihr da geſchwätzt, ſollte man doch nicht für möglich halten, und ihn hier obſiegen zu laſſen, wäre eine Schande für die ganze Gemeinde. Darum kehrt den Sarg um und tragt ihn in chriſtlicher Nächſtenliebe fort."

„Noi," antwortete der Sprecher von vorhin und ſchlug mit der Fauſt auf den Sargdeckel, „das geſchieht nimmer. Mit dem Kopf fahrt er zur Thür hinaus, oder ich rühr' kein Hand mehr dafür."

„Ich auch nicht, ich auch nicht!" ſtimmten ſeine Genoſſen ein und traten ſchon vom Sarge weg.

Draußen auf der Landſtraße hörte man jetzt luſtigen Geſang mehrerer Männerſtimmen.

„Aber die Leiche muß hinaus!" drängte der Amtsdiener in Verzweiflung. „Herre, haltet uns nicht länger auf!"

Digitized by Google

„Ich gebe Jedem von Euch einen Thaler, wenn Ihr thut, wie ich Euch gesagt. Hier, vorweg; sehet!“ Dabei zog Konrad seine Geldtasche hervor und langte das Geld heraus, das er den Taglöhnern hinhielt. Sie schielten begehrlich danach; doch ihr Vorurtheil war stärker als ihre Geldgier.

„Ich thu's nit,“ rief ihr Anführer; „mein Seelenheil ist mir mehr werth, und alle Leute im Dorf würden es uns nachtragen, wenn wir nicht verhindern, daß der Hexendoktor hier umgeht bei Nacht.“

„Fort, fort also!“ befahl ihnen der Polizist; „Ihr seid dazu bestellt und schafft ihn nur so hinaus, wie Ihr's für Recht haltet. Der Herr sieht doch, daß es nicht anders angeht.“

„O, mein Gott!“ jammerte händeringend die Frau.

Und draußen, dicht vor dem Häusle, hörte man singen im munteren Chor, als wär's auf den benachbarten Sägemüller gemünzt gewesen:

„Ei, du verdammtes Müllele,
Was geht das Müllele
So stillele!
Bald ist das Wasser z'klein,
Bald fehlt es an dem Stein,
Ei, du verdammtes Müllele,
Was geht das Müllele
So stillele!“

Konrad war vor die Thüre geeilt, so daß er sie noch mit seinem Körper gesperrt hielt. Er winkte den lustigen Wanderburschen, die ihrer fünf, jeder sein Bündel in

der Hand oder das Ränzel auf dem Rücken, vorbeiziehen wollten.

„Ihr könnt' Euch ſchnell einen guten Taglohn verdienen, Geſellen," rief er ihnen zu. „Einen Thaler für Jeden, der hier eine Chriſtenpflicht verüben will."

Die Burſchen hielten an und horchten auf die ſchöne Lockung.

„'nen Thaler! Gott's Blitz!" meinte der Eine.

„Womit denn?" fragte der Andere.

„Kommet nur herzu," forderte Konrad ſie auf; „es handelt ſich darum, einen Todten auf den Gottesacker zu bringen."

„Wir ſind keine Leichenträger!" ſchrie Einer. „Das iſt keine Arbeit für uns. Ich dank' wenigſtens."

„Narr," fuhr ihn ein anderer, der Ausſprache nach ein Sachſe, an, „ein Thaler iſt doch ein Stück Geld! Zu, Kinder, verdienen wir uns das Frühſtück."

Er nahte ſich und die Anderen folgten ihm nun ohne viel Zögern. Jetzt aber kamen die Taglöhner mit dem Sarg an die Thüre und der Amtsdiener wollte ihnen Platz machen.

„Nicht ſo," kehrte ſich Konrad gebieteriſch gegen ſie. „Dieſer Todte hier gehört nicht Euch, ſondern dieſer Frau da, und in ihrem Namen verfüge ich, daß er nach Recht und Sitte und nicht nach Eurem albernen Aberglauben aus dem Haus und zur Ruh gebracht wird. Der Amtsdiener mag meinetwegen der Beerdigung beiwohnen; doch zu befehlen hat er hier nichts. Ich übernehme die Rechte dieſer Frau und werde es verantworten. Dieſe braven

Burschen hier, so will ich es, sollen den Sarg hinausschaffen, nicht Ihr."

Erbittert weigerten sich die Träger, dem Geheiß des Fremden zu folgen, und es kam zwischen ihnen und den Handwerksburschen zu einem so bösen Streit, daß Konrad und der Polizist mit Noth und Mühe eine Schlägerei um den Sarg verhinderten.

Die Taglöhner beruhigten sich erst, als ihnen der Amtsdiener, der keinen besseren Rath wußte, dem lärmvollen Vorgang ein Ende zu machen, die Versicherung gab, sie bekämen den ausgemachten Lohn doch, wenn sie nun auch den Sarg nicht beförderten; so traten sie also abseiten, und die Gesellen konnten statt ihrer zugreifen, drehten den Sarg um und trugen ihn davon.

Ehe derselbe noch die Thüre unter Konrad's Aufsicht passirt hatte, wurde ihm eine neue Ueberraschung bereitet.

Ein bleiches Mädchen, das in einem Nebengemach sich bisher verborgen gehalten, trat herein und hing sich an den Arm der Frau, welche mit düsteren, thränenlos gewordenen Augen dem Todten einen letzten Scheideblick nachsandte. Konrad erkannte sogleich die stolze Fremde, der er sich im Walde zu nähern versucht hatte. Jetzt aber sah sie mit dem Ausdruck schwermüthiger Dankbarkeit unverwandt auf ihn.

„Ihre Tochter?" entfiel es unwillkürlich seinen Lippen, indem er sich zu der gebrochenen Wittwe wandte.

„Ja, mein Herr!" erwiederte sie, und ihm ihre Hand reichend, setzte sie mit innigem, zitterndem Tone hinzu: „Aber wie soll ich Ihnen danken! Was haben Sie für

uns gethan! Ach, nun glaube ich wieder an die Menschheit!"

Er drückte ihre Hand und sagte: „Das ist mir ein schöner Lohn, und ich will mein Werk nun auch vollends zu Ende führen. Ich werde der Leiche Ihres Mannes nach dem Friedhof folgen. Sei es ein Trost für Sie und für Ihre Tochter."

Sein Blick ruhte dabei auf ihrem gramvollen, edlen Gesicht, und die großen Sterne ihrer Augen, die mit unsagbar seelenvollem Ausdruck auf ihn gerichtet waren, brachten ihn förmlich in Verwirrung. Er riß sich wie aus einem Banne los und eilte mit einem stummen Gruß hinaus.

Die jungen Burschen trugen eben den Sarg durch die gaffende Menge, die sich gegen vorher bedeutend vermehrt hatte. Der Amtsdiener ging dem Sarge voraus, Konrad folgte dicht hinterdrein und fühlte, wie die Menschen ihn deshalb erstaunt und verwundert betrachteten. Er sah nicht zu ihnen hin, sondern war in Sinnen versunken. Gegen vorhin war es ganz still auf der Straße geworden; es hatte sich, sei es durch die Achtung abnöthigende That des jungen Amerikaners, sei es durch eine stille Beschämung über die unwürdige Art, wie vorher der Majestät des Todes begegnet worden, eine feierliche Stimmung über die Menge gelagert, und scheu folgten etliche Buben in einiger Entfernung dem kläglichen Leichenzuge. Die Gesellen überkam es, als seien sie durch den Vorgang öffentliche Zeugen und Gehilfen einer ehrenhaften That geworden, und spielten in dem fremden Dorfe dadurch eine

wichtige, denkwürdige Rolle. Sie trugen ihre Last schließlich so ernst und feierlichen Schrittes auf ihren Schultern, als erwiesen sie einem Genossen die letzte Menschenliebe, oder als wären sie für einen Unglücklichen im christlichen Sinne dienstwilliger, als die Leute im Ort, die es näher hätte angehen sollen.

So kamen sie unter Leitung des Amtsdieners nach dem Friedhof vor dem Dorf. Abseits, an der Mauer zur Linken, war die Gruft für den Selbstmörder gegraben worden. Kein Glöcklein läutete ihm zur Ruh; kein Geistlicher war da, den Segen zu sprechen. Nur der Todtengräber harrte mit der Schaufel in der Hand.

Lautlos stellten die fünf Burschen den Sarg über der Gruft nieder und ließen ihn dann an den bereit gelegten Stricken hinab. Als Konrad am offenen Grabe seinen Hut abnahm und zum stillen Gebet sein Haupt neigte, folgten seinem Beispiel Amtsdiener und Todtengräber und die Gesellen. Es rauschte vom Wald herunter, und das war wohl wie eine Predigt, der man lauschte und die der Sammlung der Gemüther eine Weihe gab. Dann war Konrad der Erste, der eine Handvoll Erde auf den Sarg warf, und nachdem es auch die Handwerker gethan, drückte er Jedem von ihnen erkenntlich die Rechte und gab ihnen das versprochene Geld. Mit ihnen verließ er den Friedhof, und sie zogen still ihres Weges, indessen er in den Wald hinaufstieg, um über die Eindrücke dieses Morgens nachzudenken.

6.

Beim Mittagstisch des Hofbauern herrschte diesmal eine peinliche Stimmung der Hausbewohner, die Konrad

ſich wohl zu deuten wußte. Was ſich ereignet und was er gethan, mußte ſich natürlich wie ein Lauffeuer im Dorf verbreitet haben, und er kannte die Bauern viel zu gut, als daß er über die aufregende Wirkung im Zweifel geweſen wäre.

Man ſprach faſt kein Wort beim Eſſen; aber deſto beredter drückten die Blicke Aller gegen den jungen Mann aus, daß ſie ſich in Gedanken mit ihm beſchäftigten. Der Herr des Hauſes ſtreifte ihn manchmal mit ſeinen klaren blauen Augen, als wollten ſie ſich genauer den Brudersſohn anſchauen, der das „G'ſcheidtle" denn doch etwas ſtark zum Beſten gegeben hatte. Tante Gretle war ſchier in einer Unruhe, daß man ihr anmerkte, ſie könne die Zeit kaum noch erwarten, um ihrem Herzen gegen den Neffen aus Amerika Luft zu machen. Das Bäbele druckſte und blinzelte zu ihm über ihren zinnernen Teller beinahe furchtſam hin. An einem beſonderen Tiſch ſaßen die Knechte und Mägde und aßen aus einer großen Schüſſel Kartoffeln in Milch; ſie ziſchelten und wisperten unter einander und ſchielten häufig nach dem jungen Mann im grauen Sommeranzug, als wunderten ſie ſich, daß er mit ſo gutem Appetit und ſo ſeelenruhig ſein Mittagsmahl einnehme.

Konrad wollte den Losbruch des Gewitters gelaſſen abwarten und ſeinerſeits nicht von der Geſchichte anfangen, wiewohl ſie ihn in Kopf und Herzen gewaltig beſchäftigte. Im Innerſten brannte er danach, daß es zum Reden käme, vor Allem, um Näheres in Erfahrung zu bringen über den unglücklichen Hexendoktor Ganero und ſeine Familie.

Endlich ſtand das Geſinde auf und ging aus der Stube. Nun hielt ſich die rundliche Hofbäuerin auch nicht länger.

„Konrad, Konrad," platzte ſie heraus, „was haſt da heut' in der Früh' für Zeug angegeben! Haſt wohl 'mal ſo recht den Amerikaner ſpielen wollen vor den Leuten?"

Sie ſagte es ſehr erregt, aber in gutmüthigem Tone, und Konrad lächelte deshalb über ihren Vorwurf.

„Was Böſes war's doch nicht, Tantle?" antwortete er.

„Ah, was Böſes gerad nicht, aber nix G'ſcheidts, das muß ich doch ſagen. Wer läſſet ſich ſo mit verrufenen Leuten ein, und gibt noch ſo viel Geld für ſeinen Eigenſinn aus."

„Warum ſind denn dieſe Leute verrufen?" fragte er, um auf die ihn einzig intereſſirende Hauptſache loszugehen.

„Warum? Nun, warum? Weiß doch Niemand bis heutigen Tages recht, wer ſie ſind, was ſie ſind. Und wenn ſolch' Geheimniß um fremde Leute ſchwebt, hat's auch eine Urſach'. Italiener ſind's, oder Zigeuner, weiter kennt man über ihre Herkunft nichts, und wohnen doch ſchon an die vier Jahre hier."

„Ja, Tante Gretle, wenn ſie ſchon ſo lange hier wohnen, ſo müſſen es wohl geordnete Leute ſein. Man muß ihnen doch nichts haben vorwerfen können."

„Nein," miſchte ſich nun auch der Hofbauer ein, „ſie haben ihre Papiere all' in Ordnung gehabt, ihre Steuer pünktlich bezahlt, nirgends Schulden gemacht. Darüber iſt nichts zu klagen geweſen all' die Zeit."

„Nun, was wirft man ihnen also vor?"

„Das Verhexen!" fuhr die Hofbäuerin ganz ernsthaft auf, und als sie Konrad darob mit einem ironischen Lächeln betrachtete, setzte sie wie zur Entschuldigung hinzu: „Du glaubst wohl nicht an Hexerei? Ich bin eben auch nicht so abergläubisch, wie die Leute sonst; aber mit den Zigeunern da oben ist's doch nicht richtig, das ist gewiß. Der Mann, der sich das Leben genommen, hat Zaubertränklein bereitet, und sein Weib und seine Tochter haben ihm geholfen dabei. Die Frauenzimmer haben die Kräuter dazu im Wald gesucht und der Doktor hat zu Hause geheimnißvoll damit gekocht und Beschwörung getrieben, bis ihn der Böse nun geholt hat, dem er sich verschrieben."

„Aber Tantle, was hat denn sein Zaubertränklein bewirkt? Hat's Einer von Euch einmal damit probirt?"

„Bei Leibe nicht! Was denkst? Er hat hier auch Keinem je 'was davon gegeben. Aber nach auswärts hat er es geschickt."

„Es wird daher wohl ein ganz ehrliches Geschäft gewesen sein, was der Mann getrieben."

„Es hat's hier Keiner geglaubt. Warum that er denn so geheimnißvoll damit? Nicht einmal, was er dazu gebraucht, hat er hier eingekauft. Sein Weib hat's von anderwärts hergeholt; auf dem Niederhof hat sie zum Beispiel den Kirschengeist gekauft, den sie auch hier in Hüll' und Füll' hätt' haben können. Erfahren hat man's ja so nach und nach."

„Das hat doch aber Niemanden verhext," hielt Konrad das Gespräch fest. „Der arme Zauberer scheint

ja keiner Menschenseele hier etwas zu Leide gethan zu haben."

„Sein Weib desto mehr," rief die Bäuerin. „Sie wohnten erst einige Tage hier, als sie sich schon als Hexe aufspielte. Da lag des Krämerpeter's kleines Mädel im Kindswägele vor der Thüre. Die Zigeunerin kam daher, lang und schmal, wie sie ist, ganz schwarz gekleidet, langsam schreitend und so leis, daß man nichts von ihren Tritten hörte, mit Augen so groß und starr wie die einer Eule. Sie sieht das Kind, Niemand ist bei ihm; sie beugt sich darüber und wirft ein Zweipfennigstück in's Bettle hinein. Das sah gerad' die Krämersfrau durch's Schaufenster, dann schritt jene in ihrer unheimlichen Weise weiter. Von Stund an ward das Kindle krank, und drei Tag später war's todt."

Konrad sah fragend auf den Hofbauer, der ihm deshalb entgegnete: „Die Thatsache ist so; man hat's untersucht. Die Frau hat darauf bestritten, daß sie das Zweipfennigstück in's Kindbettle gethan. Aber die Mutter hat sich von ihrer Behauptung nicht abbringen lassen, und seitdem gilt die Frau für eine Hexe."

„Und der Schneidmüllerin," fuhr redselig die Bäuerin fort, „erschien sie einmal in der finsteren Nacht, just nach dem Tage, an dem sie das fremde, ungute Weib öffentlich eine Hexe genannt, hockte sich als eine riesengroße schwarze Katz zu Füßen auf ihr Bett und sah sie mit ihren furchtbaren großen Augen so lange unverwandt an, bis die arme Müllerin sich vor Angst schier in Schweiß auflöste. Das

war ihr Tod; von Stund an ging's abwärts mit ihr. Das iſt auch Thatſache."

„Mein Gott," bemerkte Konrad, „die Frau Müllerin wird Fieber gehabt, wegen ihres Geſchimpfes von der beleidigten fremden Frau als rieſengroße Katze geträumt und ſich in derſelben Nacht erkältet haben. Hat man der Tochter denn auch ſolche feinen Hexengeſchichten auf's Conto geſchrieben?"

„Die iſt nicht beſſer, hat gar einen böſen Blick," erwiederte die Hofbäuerin unbeirrt durch ihres Neffen ſpöttiſche Worte.

„Ja," ließ ſich jetzt noch das Bäbele in dieſem Konzert vernehmen. „Dem Bäcker ſeine junge Säu' haben's erfahren."

„Wie?" fragte Konrad ſie mit ſcheinbarer Ernſthaftigkeit. „Des Bäckers Säue? Ach, Bäsle, erzähle doch!"

„Während die Junge einmal beim Bäcker war, um Mehl zu holen, hörte ſie die Säue im Stall auf dem Hof grunzen. Derweil nun das Mehl für ſie geholt wurde, öffnete ſie die Stallthür, guckte lange Zeit hinein, und anderen Tags waren die zwei kleinen Säue, die erſt geboren worden, hin. Die Bäckerin hatte es geſehen, wie ſie ihren böſen Blick in den Stall geworfen. Aber ſie hat ihr's bös wiedergegeben, hat ſie eines Tags auf der Straße an ihrem eitlen ſchwarzen Haar geriſſen und ihr das Geſicht blutig geſchlagen, ihr auch verboten, je wieder das Bäckerhaus zu betreten."

„Abſcheulich!" rief Konrad empört.

„Nein," eiferte Bäbele dagegen, „recht iſt ihr geſchehen, und man hätte die ſchlimmen Leute längſt aus dem Dorf ſchaffen ſollen. Aber der Vater ſagt, man habe kein Recht dazu unter der neuen Geſetzgebung."

„O Bäsle," fiel es bitter von Konrad's Lippen und er ſah mitleidig zu ihr hinüber, „da wirſt Du wohl nicht gut auf mich zu ſprechen ſein, daß ich heut' früh den Vater dieſer jungen Hexe zu Grabe geleitete."

„Wer thut denn auch dies? Ein Selbſtmörder hat kein chriſtlich Begräbniß verdient, und gar der Zigeuner da. Alle Leut' im Dorf ſind außer ſich, daß der Vetter ſich ſo eingemengt und die Handwerksburſchen bezahlt hat, um ihn hinauszutragen, und iſt hinterdrein geloffen, als gehörte er zur Familie und trauere um ihn."

„Der Schultheiß," bekräftigte der Hofbauer dieſe Auslaſſung ſeiner Tochter, „iſt in Feuer und Flamme zu mir gekommen und hat mir erzählt, was ihm der Amtsdiener darüber berichtet. Er wird's Dir noch ſelbſt vorhalten, iſt ganz fuchswild. Wärſt nicht mein Gaſt und Brudersſohn, hat er gemeint, ſo würde er die Sache damit nicht abgethan ſein laſſen."

„O, o!" entgegnete Konrad mit Humor darauf, „was wollte er mir denn für ein Verbrechen daraus machen? Ich werde ihn ſchon über den Standpunkt aufklären, den er mir gegenüber in dieſer Sache einzunehmen hat. Er ſoll mir nur Veranlaſſung dazu bieten. Es wär' mir gerade recht, um den dummen Aberglauben, der hier herrſcht, an den Pranger zu ſtellen. Damit könnt Ihr Euch doch nicht gar noch groß thun wollen? Hätt's wahr-

haftig nicht von Euch, Onkel, und vom Schultheißen gedacht, daß Ihr eines Sinnes mit den Abergläubischen seid."

„Das bin ich nicht," sagte der Hofbauer. „Hätt'st Dich nur nicht um eine Sach' kümmern sollen, die Dich nicht angeht, und hast Dich nun so in's Gerede gebracht."

„Es thut mir gar nicht leid, Onkel; denn Schand' kann's mir unmöglich machen." In kluger Erwägung, daß es besser sei, diese Richtung des Gespräches nicht weiter zu verfolgen, wandte er sich zur Hofbäuerin mit den Worten: „Weiß man denn die Ursache, warum sich der Doktor das Leben genommen hat?"

„Nichts Rechtes weiß man darüber," antwortete sie. „Die Polizei hat von der Frau nichts Anderes herausbringen können, als daß ihr Mann die That in einem Anfall von Schwermüthigkeit begangen haben müsse."

„Schwermüthig? So war der Mann also unglücklich. War er denn arm?"

„Es denkt Keiner. Weil er sich doch vor vier Jahren das Häuschen dort baar gekauft hat; es kostete freilich gottserbärmlich wenig, weil vordem, vor Jahren, ein Mord d'rin geschehen war und kein Mensch von hier da seine Wohnung genommen hätt' — und weil die Leute beim Nichtsthun keine Noth zu leiden schienen, so hat man geglaubt, daß sie Geld genug zum Leben haben oder sich zu machen wissen. Bei der Einschätzung hat der Mann freilich kein Vermögen angegeben und nur ein winzig Einkommen."

Konrad schwieg und wurde nachdenklich. Der Hof-

bauer ſtand vom Tiſche auf, das Bäbele räumte die Geſchirre ab.

„Es muß doch eine Urſache da ſein, warum ſich Einer das Leben nimmt und Weib und Kind ſo ſchutzlos in einem fremden Ort, unter feindſeligen Menſchen zurückläßt," bemerkte der junge Mann noch, indem auch er ſich von ſeinem Platz erhob.

„Freilich, freilich," entgegnete die Bäuerin, „eine Urſach' muß es haben. Sollte ſich der Herr Vetter doch einmal d'rum erkundigen bei der Frau, der Er ſich ja ſo gefällig erwieſen hat. Die muß Ihm ſchon Dank ſchuldig ſein."

Es kam ſehr ſpitzig aus dem Mund der Hofbäuerin, und ihr amerikaniſcher Neffe ärgerte ſich darüber.

„Vielleicht," ſagte er auch etwas biſſig, „kann ich die Neugier der Frau Tante befriedigen." Dabei ging er aus dem Zimmer.

7.

Die frühen Morgenſpaziergänge gefielen Konrad derartig, daß ſie ſeine Gewohnheit wurden, ſelbſt wenn das Wetter nichts weniger als angenehm war. Er nahm jedesmal wieder den Weg durch's Dorf an dem Häuschen der Wittwe vorüber, und immer in der Hoffnung, ſie zu ſehen und gelegentlich ſprechen zu können, oder noch lieber ihre Tochter. Doch vergeblich; weder die Eine noch die Andere kam ihm zu Geſicht. Das Häuschen ſah aus, als ſei es gar nicht mehr bewohnt, und dieſer Umſtand beunruhigte ihn ſo ſehr, daß er kaum der Verſuchung widerſtehen konnte, dort anzuklopfen und ſich Gewißheit zu verſchaffen,

ob die unglücklichen Bewohner wirklich nicht mehr vorhanden seien.

Schräg dem Häuschen gegenüber am munteren Bach, der vom Bergwalde herunterkam, lag die Sägemühle. Weil er von dort aus das geheimnißvolle Asyl der beiden Fremden beobachten konnte, hielt er sich öfters da auf. Der Sägemüller sah ihn einmal aus seinem Bretterschuppen und ging gerade seinetwegen über den Platz, dicht an ihm vorbei und einen finsteren Blick auf ihn werfend. Konrad rückte zum Gruß an seinem runden Filzhut, aber der Sägemüller dankte ihm gar nicht.

„Hollah!" rief ihm der Amerikaner mit großen Augen zu. „Bist Du nicht der Christian?"

„Wenn's wär?" antwortete ihm dieser rauh und unfreundlich, indem er stehen blieb.

„Kennst mich also nicht mehr? Den Konrad Bürgler, der mit seinem Vater vor siebzehn Jahren nach Amerika ging?"

Der Sägemüller schaute ihn von oben bis unten an, just aber nicht wie Einen, über den man sich freut. Dann sagte er: „Ich kenne Dich wohl noch wieder."

„Hm, machst mir aber einen sonderbaren Willkomm, Christian, gibst mir nicht einmal Deine Hand."

„Ist gar nicht nöthig, weil Du mir gar nicht willkommen bist, rund heraus gesagt."

„Warum denn so feindlich? Waren wir als Kinder nicht gute Freunde? Ich habe schon ein paarmal im Vorbeigehen gedacht, ob wohl Dein Vater noch lebe, oder ob einer seiner Söhne das Geschäft habe, und ich ihn nicht

ſehen würde, um mich ihm zu erkennen zu geben. Und nun ich Dich richtig hier treffe, Chriſtian, und anſpreche wie einen Jugendfreund, machſt Du mir ſo ein grimmig Geſicht hin!"

„Es hat ſeine Gründe, brauch's Dir nicht zu verhehlen."

„Gründe? Hab' ich Dir je etwas zu Leid gethan? Ich wüßte doch nicht."

„Warum biſt Du denn wieder herübergekommen von Amerika? Was ſuchſt noch hier in Lineck? Man macht ſo eine Reiſe von Amerika hieher nicht blos zum Vergnügen, glaub' ich."

„Zum Vergnügen thu' ich's dennoch, und um mir hier in Deutſchland die Dinge zu beſehen. Oder was denkſt Du Dir über meine Abſicht, daß Du ſo erbost gegen mich ob des Wiederſehens hier biſt?"

Der Sägemüller ſchwieg zuerſt, als überlege er, ob er die direkte Frage des vermeintlichen Nebenbuhlers ſo beantworten ſolle, wie's ihm von Herzen gegangen wäre; dann aber zog er nach Bauernweiſe den Umweg mit Liſt vor.

„Habe wohl gehört, daß Du ein G'ſcheidtle biſt und zu Unſereins gar nicht mehr zu rechnen."

„Welch' Geſchwätz, Chriſtian! Seh' ich denn ſo hochmüthig aus? Soll das G'ſcheidtle ein Schimpf für mich oder ein Lob ſein?"

„Spielſt Dich aber doch arg damit auf, wie ich geſehen habe, als Du da drüben Deinen Willen durchgeſetzt haſt."

Christian wies dabei auf das verrufene Häuschen.

„Wem hat's geschadet? Keinem. Und hätte Dich dies etwa so feindselig gegen mich gestimmt?

„Gerad' nicht. Was ging's mich an. Im Gegentheil, ich hab' meinen Spaß an der Geschichte gehabt. So etwas kann eben nur Einer thun, der nicht von hier ist und sich nicht darum schert, alle Leute hier vor den Kopf zu stoßen. Solltest noch eine Kondolenzvisit da machen — ein Anderer thut's doch nicht."

Bei dieser spöttischen Bemerkung richtete Konrad sich höher vor dem Sägemüller empor, und nachdem er einen Blick hinüber nach dem Hause geworfen, versetzte er: „Das würde ich wahrlich, wüßte ich, ob die Frau daheim ist."

„O," höhnte Christian weiter, „die ist mit sammt ihrer Jungen freilich daheim. Die verlassen jetzt das Haus vor heller Angst nicht über den Zorn, den Du gegen sie aufgerufen hast."

„Ich?" fragte Konrad bestürzt.

„Natürlich. Hast da den G'scheidtle so recht im Triumph aufgeführt und damit die Leut' hier beleidigt. Das wird nun den Hexen vergolten, damit sie wieder caduk seien."

„Hexen? Bist Du auch solchen Wahnes?"

Christian zuckte mit den Achseln und entgegnete kurz: „Die gibt's auch in Amerika."

Konrad verspürte keine Lust, gegen den Sägemüller das G'scheidtle zur Geltung zu bringen. Ihm war förmlich eine Scheu eigen geworden, die Mutter und Tochter da drüben verlästern zu hören. Er sah wieder nach ihrem

Häuschen und es durchzuckte ihn freudig, als er jetzt einen der dichten Vorhänge am unteren Fenster sich vorsichtig zurückbewegen sah. Am liebsten wäre er auf und davon gesprungen, hinüber, um einen Besuch abzustatten. Sicherlich, die Wittwe oder ihre Tochter hatte ihn bemerkt und beobachtete ihn.

Während er schwankte, was er im Augenblick thun solle, musterte ihn Christian von Neuem, als wenn er dabei eine Anrede in Gedanken an ihn halte. Dann sagte er: „Bist also zu Deinem Plaisir so weit hieher gekommen! Ich habe gemeint, daß Du am Ende wieder hier bleiben willst, oder daß Du Dir eine Frau hier suchest."

„Eine Frau? Wie kommst Du dazu, Christian?" entgegnete Konrad darauf, unwillkürlich lächelnd.

„Nun, das liegt doch nahe. Und weil Du bei Deinem Onkel wohnst, der eine wohlhabende Stieftochter hat —"

„Ah, ah, darum folgerst Du wohl, daß ich da auf der Freite sei?"

„Wär's nicht gescheidt von Dir, Du G'scheidtle?" zwang sich Christian harmlos zu scherzen.

„Mag sein. Aber Lust hab' ich gar keine!"

Den Sägemüller trieb es plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt, den Arm Konrad's zu packen und krampfhaft zu drücken. Wie verwandelt war auf einmal sein Gesicht. Es strahlte förmlich und mit einem herzlichen Ton rief er aus: „Nun will ich Dich wie einen alten Freund willkommen heißen. Hand her, Konrad!"

Er langte sie sich schon, und obwohl betroffen über

dieſen jähen Umſchlag in der Geſinnung des Müllers, errieth Konrad doch ohne viel Nachdenken den Grund davon.

„So dachteſt Du, ich wolle Dir in's Gehege kommen?“ fragte er, um ſich über ſeine Auffaſſung zu vergewiſſern.

„Ich beſtreit's nicht, und mit dem Bäbele war ich ſchon einig. Wär's auch noch mit ihrer Mutter geworden.“

„Ei, ſo biſt Du es wohl geweſen, den ich neulich Abends am Gartenzaun mit dem Bäsle habe ſcharmiren hören?“

„Haſt Du's behorcht?“

„Mußte ich nicht wider Willen? Ihr habet Euch ja laut genug unterhalten. Verſtanden habe ich freilich nichts hinter den Läden und öffnen wollte ich ſie nicht, weil ich annahm, daß eine von den Mägden ſich mit ihrem Schatz unterhielte. Magſt aber darum nicht wegen des Bäbele ſorgen, ich verrathe nichts und laß zu Hauſe nichts davon merken, was ich nun weiß.“

„Du nimmſt mir wahrlich einen Stein vom Herzen, daß Du auf Dein Bäsle nicht ſpekulirſt,“ erwiederte der Sägemüller zutraulich. „Thuſt es alſo wirklich nicht? Wirſt ſie nicht zur Frau haben wollen?“

„Darüber kannſt Du ruhig ſein; iſt mir nicht eingefallen bisher, daß man über meinen Beſuch bei meines Vaters Bruder ſo etwas denkt.“

„Aber gewiß iſt, daß dem Bäbele ihre Mutter ſo geplant hat und noch denkt.“

„Was Du mir da ſagſt! Davon habe ich ja gar keine Ahnung gehabt! So, ſo, meine Tante will mich verheirathen!“

„Es ist ihr ganz Ernst damit, denn sie hat deswegen ihrer Tochter klaren Wein eingeschenkt und ihr den Umgang mit mir verboten. Dein Vater selbst hätt' ja in einem Briefe an seinen Bruder den Wunsch ausgesprochen, daß er Dir hier eine Frau aussuche, und da hat die Hofbäuerin natürlich gleich die Gelegenheit für ihre Tochter benützen wollen. Machst ihr also einen Strich durch die Rechnung? Kannst mir Deine Hand darauf geben?"

„Ich könnte einen Eid darauf leisten. Und da Ihr Beide Euch lieb habet, Du und das Bäbele, so haltet nur fest zusammen. Ich werde meiner Frau Tante bald die Gewißheit verschaffen, daß sie nicht meine Schwieger wird, und dann steht wohl Eurer Verheirathung nichts im Wege. Kann ich Euch noch dazu helfen, so soll's geschehen."

„Du bist ein braver Kerl, Konrad," rief Christian, ihn in seiner Freude schüttelnd. „Komm mit mir in's Zimmer, wir wollen eine Flasche auf unser Wiedersehen trinken!"

Der Vorhang am Fenster des kleinen Hauses, den der junge Mann nicht aus dem Auge gelassen hatte, fiel jetzt wieder zurück, und dies trug dazu bei, daß seine Phantasie sich lebhafter mit den zwei Bewohnern beschäftigte, die ein so unfreundliches Geheimniß für die Leute im Dorfe umgab. Der Sägemüller als Nachbar konnte ihm gewiß am meisten von dem Leben der Fremden erzählen, und er fühlte sich jetzt nicht mehr zurückgehalten, ihm seine Neugier danach zu verrathen.

„Höre, Christian," sprach er deshalb zutraulich zu ihm,

„die Flasche trinken wir ein andermal; aber fragen möchte ich Dich noch, was Du von den Leuten da drüben weißt. Brauchst mir keine albernen Hexengeschichten von ihnen zu erzählen, wenn Du daran wirklich glauben solltest. Aber ich gestehe, daß ich Theilnahme für die hier so verfehmten Menschen habe und Näheres über ihre Verhältnisse in Erfahrung bringen möchte."

Der Sägemüller blinzelte ihn listig an. „Hast Dich am Ende gar in die Junge verguckt? Es ist ein hübsches Frauenzimmer geworden, das ist wahr. Elisa heißt sie, das weiß ich. Und einen Krattel hat sie, einen Hochmuth, als sei sie Wunder was Vornehmes."

„Was war denn ihr Vater? Wovon lebte er denn hier? Weißt Du etwas Richtiges darüber?"

„Gerade nicht viel, weil ich absichtlich mich um die Leute nicht kümmerte. Ich habe immer einen Zorn auf sie gehabt wegen ihres Hochmuths. Der Mann verließ in der letzten Zeit das Haus gar nie mehr, weil er krank war, nicht mehr bei Verstand. Vorher stolzirte er einsam oben in den Wald hinauf, und ging oft nach dem Riederhof, wo er einmal ohnmächtig wurde und von der Gutsherrschaft — es sind Baden'sche und katholisch — mitleidig über die Nacht behalten wurde, wodurch dann wohl so eine Freundschaft für sie bei ihm entstand; denn Verkehr unterhielt er und seine Frau blos mit ihnen. Sie trugen im Korbe ihre Tränklein, die sie hier brauten, dahin, und brachten von da, oder von den Dörfern nahebei, was sie an Essen und Trinken oder sonst nöthig hatten. Hier kauften sie seit Jahr und Tag schon gar

nichts mehr, und es muß, denk' ich mir, da sie im Winter Tage lang nicht das Haus verließen, manchmal deshalb bei ihnen nichts zu beißen und zu brocken gewesen sein."

„So waren sie doch wohl arm?"

„Ich könnt's nicht bejahen und auch nicht verneinen. Wie Arme gelebt haben sie, das ist kein Zweifel, wie so Eremiten. Das war eben auffällig, denn man sah ihnen doch was Feines an, auch in der Kleidung, und es hat sie ihre Zurückgezogenheit verdächtig und das Gehexe des Weibes hier verschrien gemacht. Warum wohnten sie als Wildfremde gerade hier?"

„Nun," entgegnete Konrad, der über das Gehörte innerlich bewegt war, „dies ist doch kein berechtigter Vorwurf gegen sie. Wie viele Familien haben unglückliche Schicksale erlitten, die sie in räthselhafte Verhältnisse für Andere bringen, ohne daß sie deswegen aller Neugier Aufklärung zu geben brauchen. So mag es auch mit dem Doktor Ganero der Fall gewesen sein. Aber für Euch hier im Dorf bildet dies ein großes Ereigniß, und da haben die dummen Basen mit ihrem Gekunkel die ganze Einwohnerschaft angesteckt und den unschuldigen Fremdlingen eine Hölle bereitet. Was haben Euch diese Leute gethan? Was könnt Ihr ihnen denn Unrechtes oder Abscheuliches nachreden? Aber laß mich nur nicht von den Hexengeschichten wieder hören! Darüber lach' ich, und Du solltest auch einen Zorn über solche Abergläubigkeit haben. Oder kannst Du der armen Frau etwas Tristiges vorwerfen?"

Der lange, riesige Sägemüller war über diese Abkanze-

lung nicht wenig betreten. Er schämte sich beinahe und war wie auf den Mund geschlagen. Das G'scheidtle hatte einen Achtung gebietenden Eindruck auf ihn bewirkt, und da er durch die voraufgegangene Auseinandersetzung wegen des Bäbele sehr freundschaftlich für ihn gestimmt worden, so verdroß ihn die merkbare geistige Ueberlegenheit nicht. Er murmelte etwas vor sich hin, das wie eine verneinende Antwort auf Konrad's letzte Frage lauten sollte, und dann schwieg er.

Währenddessen bemerkte Konrad, und, durch seine Haltung veranlaßt, auch der Sägemüller, daß die Wittwe mit ihrer Tochter ihr kleines Haus verließ und auf einem schmalen Pfade, ohne an der Mühle vorüber zu müssen, nach der Landstraße ging.

„Ich will versuchen, mit ihnen mich zu unterhalten," sagte der Amerikaner hastig. „Adieu, Christian!"

Und mit großen Schritten eilte er aus dem Gehöft, und mit großen Augen sah ihm der Sägemüller nach, schüttelte den braunhaarigen, bärtigen Kopf, während ein pfiffiges Lächeln sich über sein Gesicht verbreitete, als wollte er sagen: „Wegen der Alten macht er sich doch nicht hinterher!"

8.

Besser, dachte sich Konrad, als er den schwarzen Damen nachlief, hätte sich die von ihm ersehnte Gelegenheit eines Gespräches mit denselben gar nicht bieten können. Elisa! Wie ihm der Name gefiel! Wie er die schlanke Figur des Mädchens vor sich, das einen Henkelkorb am

Arme trug, mit Wohlgefallen betrachtete. „Eliſa!“ hätte er rufen mögen, damit ſie ſich umwende und er an ihrer Seite dann mitgehen könne. Ob ſie wohl annahmen, daß er hinter ihnen ſei, ſchon ganz dicht, bis auf zehn Schritte? Ob ſie eine Anrede von ihm erwarteten? Er wußte wahrlich im Augenblick nicht, was er zu ihnen ſagen ſollte. Aber als er nun zu Seiten der Frau war, zog er ſein Hütchen und rief ein einladendes „Grüß' Gott!“

Eliſa neigte ſehr achtungsvoll ihr Haupt, auf dem ein breitrandiger dunkler Strohhut ſaß; ihre Mutter indeſſen ſetzte ihrem freundlichen, wenn auch würdig zurückhaltenden Gegengruß die Worte hinzu: „Mein Herr! Nun müſſen wir uns noch bei Ihnen für alles ſo Edelmüthige, was Sie uns bezeigt, aus tiefſtem Herzensgrunde bedanken.“

Seine Begleitung, ſeine Anrede kamen ihnen alſo offenbar erwartet und erwünſcht.

„Ich heiße Konrad Bürgler und bin auf Beſuch hier aus Amerika,“ ſtellte er ſich vor, um von dem Thema, welches die Wittwe berührt hatte, zartſinnig abzulenken. „Iſt es Ihnen nicht unangenehm, ſo gehe ich mit Ihnen ein Stück Weges durch den Wald.“

Sie gingen auf einem Nebenwege demſelben zu, an Landleuten vorbei, die auf dem Felde oder den Wieſen arbeiteten und zum Theil hoch ihre Köpfe hoben, als ſie die Drei bemerkten.

„Sie werden uns eine Freude damit machen,“ erwiederte die Frau. „Daß Sie nicht von hier ſind, konnte ich mir wohl denken. Alſo aus Amerika?“

„Ich bin hier geboren, aber als Kind mit meinen Eltern ausgewandert und bin nun nach ſiebenzehn Jahren zum erſten Male wieder in der Heimath, um meine Verwandten zu beſuchen. Wenn Sie den Hofbauer Bürgler kennen, der iſt meines Vaters Bruder und bei dem wohne ich, ſo lange ich noch hier ſein werde.“

„Wir kennen kaum einige Leute im Dorfe dem Namen nach, mein Herr; wir leben ſehr, ſehr eingezogen, und Sie werden vielleicht ſchon wiſſen, aus welchen Gründen.“

Sie ſprach dies in ſcharfer, fremdartiger Betonung, wiewohl in fließendem Deutſch, mit einem verdüſterten Ausdruck ihres gelbbraunen, hageren Geſichtes, dem Kummer und Sorgen mehr als das Alter die ſcharfen Züge und die welke Haut gegeben. Sie ſah vor ſich auf den Weg, und Konrad glaubte ihr nachzufühlen, daß ſie auf ſeine Antwort begierig ſei.

„Als ich Ihr Haus an jenem Morgen betrat,“ ſagte er, „war mir gar nichts davon bekannt. Seitdem freilich erfuhr ich genug, da man mir klar machen wollte, welches Aergerniß ich den Leuten hier durch mein Handeln erregt. Soll ich es Ihnen noch verſichern, daß es mich empört hat, was ich gehört?“

„Nicht wahr,“ wandte ſich die Frau mit einem bitteren Zug und einer ſchmerzlich zitternden Stimme zu ihm, „Sie glauben nicht, daß wir Hexen ſeien? Wir ſind es aber für alle Menſchen im Dorfe; es iſt wie ein Fluch, wie ein Urtheil über uns gekommen, und wir haben es tragen müſſen — ach, nur zu ſchwer und als eine Heimſuchung, der wir uns endlich ergebungsvoll unterwarfen.“

„Um so mehr drängte es mich, Ihnen meine innigste Antheilnahme an Ihrem und Ihrer Tochter Unglück auszudrücken. Sie stehen hier freundlos und verlassen. Ich bitte Sie, verfügen Sie über mich, wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann. Es wird mich stolz machen, wenn Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren, und ich bin so unabhängig, so sehr eigener Herr, daß ich keine Rücksichten auf die Vorurtheile der Leute hier zu nehmen brauche."

Die Wittwe war von solch' ungewohnter Theilnahme ersichtlich bewegt, und ihre Tochter richtete einen so dankbaren Blick auf den jungen Mann, daß er sein Blut heiß nach dem Herzen strömen fühlte. Schweigend, als sei Jeder unter dem Bann seiner Gedanken, schritten sie nebeneinander den Waldweg dahin. Es kam die Stelle, wo Konrad das fremde Mädchen hatte Pflanzen suchen sehen. Er kannte sie wohl wieder; er gedachte des schroffen Benehmens der Ueberraschten gegen ihn und wie sich seitdem in wenigen Tagen, ohne daß noch ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, eine Annäherung vollzogen hatte. Auch sie mußte wohl an die damalige Begegnung denken. Wieder schaute sie zu ihm hin, und es kam ihm vor, als wolle sie ihre Lippen öffnen. Doch es entfiel ihnen noch kein Wort.

„Wir wollen trachten," hob die Mutter endlich wieder an, „jetzt von hier fortzukommen und deshalb unser Häuschen zu verkaufen. Könnten Sie uns dazu verhelfen, o, wie tief würden Sie uns auf's Neue zu Dank verpflichten. Aber verzeihen Sie, wenn diese Zumuthung an Ihre Güte Ihnen ungelegen sein sollte."

„Keineswegs," erwiederte Konrad, dem hiebei ein ihn freudig bewegender Gedanke durch den Kopf fuhr; „das soll mir ernstlich eine Sorge sein. Von heut' auf morgen wird's freilich nicht gehen. Aber ich denke, es wird sich in Kurzem machen lassen. Können Sie etwas Geduld damit haben?"

„So eilt es mir nicht, Herr Bürgler. Ob ich noch einige Wochen länger das Leben einer Verrufenen hier führe oder nicht — wenig liegt mir daran. Gewohnt sind wir es und haben uns längst darüber hinweggesetzt. Und wollen wir auch nach Mailand zurück, wo wir her sind, so erwartet uns ja doch daselbst kein Nahestehender, Niemand mehr."

„Aus Mailand sind Sie, Frau Ganero?"

Diese Rückfrage Konrad's kam ihm unwillkürlich laut heraus. Er wollte noch mehr fragen, doch hielt ihm die Scheu, zu neugierig zu erscheinen, die Lippen dafür geschlossen. Aber die Frau errieth die Ursache, weshalb er plötzlich abgebrochen, und da sie dem so aufrichtig sich verpflichtet fühlenden Manne beweisen mochte, wie vertrauensvoll sie auch zu ihm geworden, so wurde ihre Antwort unversehens eine zusammenhängende Erzählung ihres Lebens in der letzten Zeit, welche Konrad sich wohl hütete, zu unterbrechen.

„Ja," lautete ihre Mittheilung, „ich bin aus Mailand, und eines Apothekers Tochter. Mein unglücklicher Mann war Professor der Mathematik am Lyceum daselbst. Er heirathete mich kurz bevor der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach. Leider ge-

hörte er zur österreichischen Partei und wurde dadurch nach Ausbruch des Krieges so verhaßt in Mailand, daß er flüchten mußte vor der Wuth seiner eigenen Landsleute. Wir gingen nach Venedig, und mein Mann erhielt dort eine neue und sehr gute Anstellung. Als 1866 auch Venedig an Italien zurückfiel, zogen wir nach Bozen. Schon damals zeigten sich bei meinem Mann die Nachwirkungen der erlebten Aufregungen, der Aechtung als Italiener durch seine Landsleute, in Anfällen von Schwermuth. Meine Familie hatte sich auch von uns losgesagt aus politischer Erbitterung über die österreichischen Gesinnungen Ganero's. Lange zahlte die Regierung ihm sein letztes jährliches Gehalt weiter, obwohl er keine Stellung mehr bekommen hatte. Endlich aber gab sie ihm eine letzte Abfindung. Er wurde seitdem von der fixen Idee nach Erfindungen aller Art erfaßt, und diese krankhafte Leidenschaft ging in leider unheilbaren Wahnsinn über. Er reiste mit uns bald dahin, bald dorthin in Oesterreich und Bayern, um seine Erfindungen anzubringen. Vergebens, weil sie nichts als gelehrte Spiele waren, und vergebens war es, ihn aus dieser Sucht herauszureißen. Er hatte wohl noch Verstand genug, um anderen Leuten unverfänglich zu erscheinen. Aber war er für sich allein, so verfiel er doch immer tiefer in seine Grübeleien.

Wir kamen vor vier Jahren zufällig nach einer Sommerreise in den Schwarzwald, wo Ganero in stiller Zurückgezogenheit sich ungemein erholt hatte, hieher. Er hörte davon, daß das Häuschen, welches wir noch jetzt bewohnen,

sehr billig zu kaufen sei, und bezahlte ohne langes Besinnen den geforderten Preis dafür. So blieben wir hier, richteten uns bescheiden ein und es gefiel uns hier recht gut. Mein Mann warf sich mit neuer Leidenschaft wieder auf seine Erfindungsträumereien, von denen ich übrigens damals noch annahm, daß sie nach seinen Hoffnungen sich verwirklichen könnten, wie ich überhaupt ohne eigenen Willen nur darauf bedacht war, allen Wünschen meines Mannes nachzukommen und über sein Wohlsein zu wachen. Kaum einige Wochen wohnten wir hier, so änderte sich unsere Lage vollständig. Wir galten für Hexen, meinen Mann hielt man für einen Zauberer, unser Haus war verrufen als Aufenthalt böser Geister, weil einmal ein Mord dort geschehen war, was uns beim Ankauf noch nicht bekannt gewesen. Ich scherzte in meiner Unschuld einmal auf der Straße mit einem kleinen Kinde, und als dasselbe an Diphtheritis einige Tage darnach starb, brach es wie ein Sturm gegen uns los und wir glaubten unseres Lebens nicht mehr sicher zu sein. Gewiß wären wir von dieser ungastlichen Stätte geflohen, wenn wir nicht das Haus auf dem Halse gehabt hätten, das kein Mensch uns wieder abkaufen wollte. Zudem wurde mein armer Mann über die Verfolgung und Aechtung, die uns hier zu Theil wurde, in seine Gemüthskrankheit zurückgeworfen und bestand auch hartnäckig darauf, in dem Hause zu bleiben und den Leuten zu trotzen. Wir vermieden seitdem all' und jeden Umgang; unsere geringen Bedürfnisse lernten wir durch Einkäufe anderwärts befriedigen."

Sie seufzte und schwieg. Aber Elisa, die mit ernsten,

herben Mienen den Mittheilungen ihrer Mutter gefolgt war, ergriff nun auch das Wort und gab dem Gedanken Ausdruck, den sie bisher mit sich getragen hatte.

„Nun werden Sie begreifen," wandte sie sich zu Konrad, „daß ich auf Ihre Anrede neulich im Walde so abweisend antwortete. Wir trauten ja keinem Menschen hier etwas Freundliches zu, und ich verachtete sie Alle."

„Gewiß begreife ich dies," entgegnete Konrad mit zustimmendem Kopfnicken.

„Es ist eine traurige Geschichte," hob die Frau wieder an, „und wie traurig mein unglücklicher Mann geendet, wissen Sie ja, mein Herr! Schon zweimal hatte er in seiner Gemüthsstörung Selbstmordversuche unternommen, einmal, indem er sich die Pulsadern öffnen wollte, dann, indem er sich aufzuhängen versuchte. Wir konnten rechtzeitig diese Vorhaben vereiteln, und natürlich hielten wir sie ängstlich geheim, ließen deshalb nicht einmal einen Arzt kommen. Ich wußte so viel von Heilmitteln aus meines Vaters Apotheke und Droguengeschäft, daß ich selber zum Arzt für meinen Mann wurde. Aber es war vom Schicksal beschlossen, daß er ein so jämmerliches Ende finde. Gerade als wir uns am wenigsten eines verzweiflungsvollen Handelns von ihm versahen, that er sich das Leid an. Ach, er ist erlöst von allem Ungemach, und das richtet uns tröstend auf. Er war ja unheilbar krank und für das Leben nicht mehr brauchbar. Aber wir, wir! Was wird aus uns? Ich bin ein schwaches Weib und nur die Noth hat mir Kraft gegeben. Meine Elisa ist stärker; sie ist mir Stab und Stütze; sie ist fest und ent-

ſchloſſen, ſie hat einen geſtählten Charakter, anders als ich.“

„Die Schule des Unglücks!“ murmelte Konrad, und in einer Art Bewunderung ſah er auf das ſchlanke Mädchen, wie es elaſtiſchen Schrittes dahinging, den Korb am Arm, und in ſeinen ſtrengen Mienen keine Spur von Eindruck über das Lob verrieth, das ihm die Mutter eben gezollt.

Der Wald war längſt zu Ende. Auf der felderreichen Hochebene ſah man in der Ferne rechts und links zwei Ortſchaften liegen, und in der Mitte zwiſchen ihnen ein ummauertes Gehöft mit einem ſtattlichen, alterthümlichen, ſchloßartigen Wohnhaus. Es war der Niederhof. Da Konrad annahm, nach dem was er über die Verkehrsbeziehungen der italieniſchen Familie mit der Gutsherrſchaft vom Niederhof gehört, daß dies das Ziel der beiden Damen ſein werde, ſo erachtete er es für ſchicklich, ſich jetzt von ihnen zu verabſchieden. Aber die Mutter ſagte ihm auf ſeine Eröffnung deswegen, wie wenn es ihr wohlgethan, ihr Herz einmal gegen einen antheilnehmenden Menſchen ausgeſchüttet zu haben: „Wir gehen da hinüber nach dem Gut Niederhof. Wenn Sie uns bis dahin noch begleiten wollen, ſo nehmen Sie keinen Anſtand. Es wäre mir, ich weiß ſelbſt nicht warum, eine förmliche Genugthuung, wenn Sie nun auch noch kennen lernten, welche Geſchäfte wir da haben. Wahrſcheinlich haben Sie doch darüber ebenfalls ſchon allerlei Verdächtiges munkeln hören. Ach Gott, und es iſt gar kein Grund dazu vorhanden!“

Die Italienerin öffnete den Korb, den Eliſa trug, und

zeigte auf ein paar Dutzend zierlicher kleiner, mit weißer Flüssigkeit gefüllter Flaschen.

„Damit handeln wir!“ sagte sie. „Aber es sind keine Zaubertränklein, sondern feine Parfüms, die ich nach einem Rezept aus meines verstorbenen Vaters Geschäft zubereite und wozu wir gewisse Pflanzen im Walde suchen und ihre Säfte und Düfte mit Kirschwasser herausziehen. Ich bin erfinderisch dabei zu Werke gegangen und,“ fügte sie mit einem schmerzlichen Zuge um ihren Mund hinzu, „ich habe damit mehr Glück gehabt, als mein armer Ganero mit seinen Erfindungen. Durch den Gutsverwalter drüben, den wir vor Jahren kennen lernten, verkaufen wir die Flaschen recht gut an einen Händler in Wien. Der brave Mann erweist uns diese Gefälligkeit, weil wir selber Scheu hatten, mit der Post in unserem Dorfe zu thun zu haben.“

Sie erzählte wieder redselig weiter, und das Gespräch an dem sich auch Elisa mit kurzen, bestimmten Bemerkungen betheiligte, wurde allgemeiner während des Restes des Weges. In den Niederhof ging Konrad nicht mit hinein, sondern wartete draußen auf die Rückkehr der Frauen mit lebhaft erregtem Gemüth. Als sie nach kurzer Zeit wieder zurückkamen, war der Korb mit Butter, Eiern und Obst gefüllt, und während Elisa ihn trotz ihrer zarten Figur scheinbar ohne Mühe trug, hatte ihre Mutter einen großen Laib Brod im Arm. Konrad bat, den Korb nehmen zu dürfen, und wiewohl Elisa sich lange dagegen wehrte, setzte er doch schließlich seinen Willen durch. Dabei sah er sie zum ersten Male lächeln, und es verlieh ihrem Mund

einen so hübschen Zug, ihren Augen einen so berücken-den Glanz und der sonst so düsteren Stirn unter dem feinen schwarzen Gelock eine so freundliche Aufhellung, daß er ganz entzückt darüber war. Aber an der Stelle, wo er sie zum ersten Mal gesehen, bat sie ihn mit einer milden und nun ungemein wohlklingenden Stimme, daß er lieber seinen Weg in's Dorf allein gehen möge. Und er gehorchte ihr, nachdem er von ihr und der ihm viel-mals dankenden Mutter die Erlaubniß erhalten, sie be-suchen zu dürfen — wegen des Hausverkaufs, wie er mit Wichtigkeit zum Vorwand nahm.

Als er Abends, nachdem er mit der Familie und dem Gesinde des Hofbauern nach der Regel des Hauses zu Nacht gespeist, in seinem Zimmer war und einen Brief an seinen Vater schrieb, unterbrach er diese Arbeit oft, weil er zu stark an den Spaziergang des Morgens nach dem Niederhof dachte, an die beiden Begleiterinnen und ihre vertrauensvollen Miltheilungen, und immer im Be-sonderen noch an das reizvolle und charakterfeste Mädchen Elisa.

Draußen am Zaun stand derweil wieder das Bäbele, das der feine Pfiff des Sägemüllers herabgerufen. Er hatte dem Schätzchen ja viel und Bedeutendes zu sagen: daß das G'scheidtle am Morgen bei ihm gewesen, daß er mit ihm erst trutzköpfig, dann aber wie ein Freund gesprochen, weil der Vetter nicht daran denke, sein Bäsle heirathen zu wollen.

„Mir ist's schon recht," sagte Bäbele darauf. „I' mocht' ihn ja gar nit, den Amerikanischen."

„Aber zu mir willst nun fest halten, gelt?“ fragte er sie herrisch. „Gibst mir einen Kuß darauf?“

Und sie hob sich auf ihren Fußspitzen höher hinauf, damit sie ihm gebe, was er verlangt. Es knallte sein Kuß verwegen auf ihren Lippen, so, daß es der Vetter hinter den Fensterläden wohl hätte hören können, wenn er nicht so sehr in Gedanken gewesen wäre.

9.

Die Hofbäuerin hielt es endlich an der Zeit, die Sache, die ihr so sehr am Herzen lag, selber in Fluß zu bringen, da es von keiner anderen Seite geschah. Das G'scheidtle kümmerte sich um das Bäbele so gut wie gar nicht, und das Bäbele, das dumme Mädle, besaß kein rechtes Geschick, mit ihm den Handel über die Heirath anzufangen. Wozu aber ist eine kluge Mutter da, wenn sie ihrer Tochter in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens nicht mit Rath und That zu Hilfe kommt? Sie fing ihn sich also eines Tages einmal ab und that gar herzensgütig zu ihm.

„Du hast Dein Gefallen hier, Konrad, und das ist mir lieb, denn am Ende hätt's Dir auch langweilig sein können.“

„Gott bewahre, Frau Tante; wenn ich Euch eben nicht zur Last bin, bleibe ich gern noch eine Weile hier. Mir wird die Zeit gar nicht lang.“

„Uns zur Last sein! Bist wohl nicht recht? Aber sehen möcht' ich, daß Dich hier etwas so im Besonderen interessirt.“

Konrad blinzelte zur guten Hofbäuerin hin und ver-

ſtand ſehr wohl, worauf ſie ausging. Er machte ſich ſchlagfertig und hob den Kopf.

„Wie meint Ihr denn das, Tante Hofbäuerin?“

„Ei, Dein Vater hat's ja doch meinem Mann geſchrieben, daß Du Dir hier gern eine Frau ſuchen möchteſt?“

„Hat er dies? Nun ja, warum nicht? Ich habe wirklich ſchon daran gedacht.“

Ein Lächeln ſtrahlte von ihrem friſchwangigen Geſicht, und Konrad, der Schalk, lächelte auch.

„Haſt vielleicht gar,“ drang ſie weiter zum Angriff vor, „ſchon auf Eine hier ein Auge geworfen? Kannſt mir's immerhin geſtehen.“

„Das kann ich doch nicht, Tantle. Ich bin eben noch beim Bedenken, und ſolch' ein Schritt muß wohl überlegt ſein.“

„Verſteht ſich, Konrad, verſteht ſich! Und Du biſt ein Mann dazu, der das Rechte zu finden weiß. Hab's geſtern erſt, als Du fort warſt, zu meinem Mann gerühmt und zum Bäbele.“

„Zum Bäbele? Meinet Ihr nicht, Hofbäuerin, daß die auch gern heirathen würde?“

Sie erſtrahlte noch mehr über dieſe Worte und ihre Hand auf ſeinen Arm legend, entgegnete ſie: „Gewiß, Konrädle; warum auch nicht? Sie hat die Jahre dazu eben recht und auch vom Vater her ein hübſch Vermögen. Der Hofbauer gäbe ihr, weil's nun auch ſein Kind iſt, gern noch eine reiche Ausſteuer, und wär' ihr Zukünftiger Einer, der für's Hofgut hier paßte, ſo — na, Du begreifſt, es muß in ordentliche Hände kommen, und

mein Mann könnt' sich dann in Ehren von der Arbeit zurückziehn."

„Nun? Hat's Bäsle noch Keinen gefunden? Oder ihre Mutter für sie?" fragte er schelmisch lächelnd.

„Den Rechten noch nicht," sagte die Hofbäuerin, und die Sprache ihrer Augen begann jetzt sehr ermunternd und verständlich die ihrer Worte zu begleiten. „Will's Dir offen gestehen, Konrad, daß ich eine Herzensfreude als Mutter hätte, wenn so Einer, wie Du bist, meine Tochter heirathete!"

„Aber das Bäbele?"

„Was denn, meinst, daß die nicht zufrieden damit wäre?"

„Ich meine, sie möchte auch gern nur den zum Mann haben, den sie lieb hätte, und darauf müsset Ihr doch als Mutter sehen, wenn Ihr das Glück Eures einzigen Kindes wollet. Das Geld thut's nicht, und der Verstand soll blos ein Beisitzer des Gerichts sein, das über eines Mädchens Zukunft als Frau entscheidet. Das Herz muß dabei, wenn's seine Richtigkeit haben soll, den Vorsitz führen."

Die Bäuerin machte große Augen. „Wie Du so schön reden kannst, wie ein Pfarrer! Hast auch ganz Recht, Konrädle. Und das Bäbele hat ein Herz, ein gutes, womit sie einen braven Mann gewiß glücklich machen wird. Wenn Du einmal vertraulich mit ihr sprechen würdest, so könntest Du Dich wohl überzeugen davon."

„O," erwiederte er, „ich beobachte sie im Stillen, und das belehrt auch. Ja, Frau Tante, das Bäsle hat ein gutes Herz und sie wird mit dem Mann glücklich werden, den sie gern hat."

Dann schwieg er und schmunzelte in seinen Kinnbart hinein. Die Hofbäuerin schwieg auch, weil sie dachte, daß vorläufig ihrerseits genug geschehen sei, ihn mit ihren Wünschen und Ansichten bekannt zu machen. Sie traf ihre Tochter bald hernach allein in der Küche, zog sie bei Seite und sagte in noch freudiger Erregung: „Mit dem Vetter habe ich jetzt ein erst' Gespräch Deinetwegen gehabt. Daß es Dich nicht verschrickt, wenn er des Nächsten mit Dir eine Unterredung unter vier Augen sucht. Brauchst mich auch nicht erst darum zu befragen, daß Du's darfst. Und mußt dann herzig zu ihm sein, gar nicht etwa Dich so dumm zieren und das Maul nicht aufthun. Wenn der das seine aufthut gegen Dich, so weiß er, warum."

Bäbele blieb wie angedonnert stehen, und in ihrem Kopf war es ganz wirr. Endlich raffte sie sich an dem Gedanken auf, daß ihre Mutter ohne Grund ihr die Fliege in's Ohr gesetzt habe, und der Christian es besser wisse, daß der Vetter keine Absichten auf sie habe.

Konrad störte sie auch wahrlich nicht in dieser Ueberzeugung. Er suchte keine Unterredung mit ihr, und wenn er im Hause, im Hof, auf dem Felde, wie es das Begegnen ergab, mit ihr etwas plauderte, so war es nur harmlos vetterlich. Einmal freilich fuhr ihr über ein paar Worte von ihm ein tüchtiger Schreck in die Glieder.

„Bäsle," sagte er mit seinem schalkhaften Ausdruck im Gesicht, „wenn ich wieder fort sein werde, nach Amerika, dann wirst Du wohl die Frau Sägmüllerin werden?"

Sie zierte sich wahrhaftig nicht, als sie ihn darauf sprachlos, aber mit offenem Munde anstarrte, bis über die

Stirne erglühend. Daran weidete er sich eine Weile, ehe er hinzusetzte: „Er liebt Dich, Du liebst ihn; da seid Ihr doch zum Heirathen wohl für einander bestimmt. Es fehlt ja auch sonst nichts dazu.“

Bäbele's Schreck ging darauf in helle Herzensfreude über, und darum hätte sie ihm auch recht herzig eine Antwort gegeben. Aber es kam nur stammelnd über ihre Lippen: „Du weißt also, Vetter?“

Er nickte, und sie lächelte ihm freundlich zu mit so munteren Augen, wie er noch gar nicht bei ihr bemerkt hatte; und um ihr vollends vor Freude den Kopf zu verdrehen, faßte er sie an's Kinn und sagte dann im Abgehen: „Wirst eine hübsche Frau werden, Bäbele. Der Christian hat Geschmack, das ist kein Zweifel.“

Derweil ging's wegen des G'scheidtle aber schon wieder im Dorfe um, und von einem Haus ward es von den Weibern und Kindern mit geheimnißvollen Mienen und aufgerissenen Augen in's andere getragen, daß der Amerikaner mit den hexigen Weibern offenen Verkehr habe, daß er sich nicht gescheut, mit ihnen spazieren zu gehen, und sie nun sogar auch in ihrem verrufenen Häusle besucht habe und eine volle Stunde darin gewesen sei. Der Sägmüller könnt's bezeugen und der habe auch gewiß Recht, wenn er behaupte, des Hofbauers Brudersſohn sei behext worden, und zwar von der jungen Zigeunerin.

Und die braven Leute, die darüber die Köpfe zusammensteckten, hatten nicht Unrecht. Die schlanke schwarze Elisa hatte den Konrad Bürgler ganz und gar behext, so daß er sich ihr mit Leib und Seele verfallen fühlte. Der

Zauber übte eine große Macht auf ihn und all' sein Witz konnte ihm dagegen nicht helfen. Ueberhaupt das ganze G'scheidtle war behext, und es war nur erstaunlich, daß er sich äußerst wohl dabei befand, keine riesengroßen schwarzen Katzen sich Nachts auf seine Brust setzten und er bei Tage jetzt immer ein vergnügtes Gesicht zeigte, ein recht pfiffiges.

„'s ist richtig!" sagte eines Morgens Christian, der Sägemüller, zu sich, indem er von seinem Hofe aus nach dem Häuschen der Hexen hinüberschaute, „'s ist kreuz und quer richtig: die Junge hat's ihm angethan."

Er sah nämlich seinen Freund Bürgler zum Häuslein hinansteigen, und der hatte sogar die Keckheit, zu ihm hinüber zu grüßen, ehe er in die auf sein Anpochen geöffnete Thüre trat.

Frau und Tochter empfingen ihn schon wie einen alten Bekannten. Seine offene Herzlichkeit hatte sie umsomehr mit Vertrauen zu ihm erfüllt, als er doch allen Vorurtheilen der Dorfbewohner ihretwegen trotzte und absichtlich aus seinen Besuchen bei ihnen keine Heimlichkeit machte. Er mußte ihnen, die durch ihre herben Erfahrungen im Ort menschenscheu und verbittert geworden waren, wie ein Beschützer und Freund, wie ein gutes Wesen unter all' den boshaften, hartsinnigen und kleingeistigen erscheinen.

Er reichte ihnen die Hand, und als er die Elisa's hielt, drückte er sie so innig, daß sie erröthete und mit Verlegenheit sie ihm langsam entzog. Nachdem er auf Einladung sich in das Sopha gesetzt, nahmen auch die beiden Damen Platz vor ihm an dem Tische, und ihre ge-

ſpannten Mienen verriethen, daß ſie eine für ſie wichtige Mittheilung erwarteten.

So ſehr einfach die kleine Wohnung ausgeſtattet war, ſo herrſchte doch Ordnung und Reinlichkeit daſelbſt, und für Konrad war ſie durch die Gefühle, die er für die junge Bewohnerin hegte, ein traulicher Aufenthalt, wo er am liebſten lange Stunden über Tag verbracht hätte. Sein Blick ſchweifte ſinnend durch den kleinen Raum, in dem die bedauernswerthen Frauen wie in einem Gefängniß ſeit vier Jahren gelebt, wo ſie mit dem gemüthskranken Mann ihr freudloſes Daſein geführt und für ihren beſcheidenſten Unterhalt Eſſenzen gebraut hatten. Er wußte jetzt durch den erſten Beſuch bei ihnen ganz genau, wie es mit ihren Verhältniſſen ſtand und mit welch' bewundernswerthem Muth ſie in der letzten Zeit unter den troſtloſen Umſtänden ſich ihre Unabhängigkeit durch die äußerſte Entſagung zu bewahren gewußt. Die gräßliche Scene mit dem Sarg kam ihm in lebhafteſte Erinnerung; er blickte auf das Kruzifix, das in einer Ecke hing, und auf ein Muttergottesbild mitten an der einen Wand. Davor verrichteten ſie an allen Tagen ihr Gebet; dann war hier ihre Kirche, da es keine ihres Glaubens weit und breit in der Gegend gab. Wie mancher Jammer ihrer Herzen hatte vor dieſen Bildern ſich ausgeklagt! Wie viele Thränen mochten Eliſa's Augen entſtrömt ſein, wenn ſie betend auf ihren Knieen hier gelegen! —

Er unterbrach mit einer äußerlich merkbaren Gewaltſamkeit dieſes Sinnen und ſagte auf einmal mit einem heißen Blick auf das Mädchen: „Ich bin im Reinen. Wie

ich Ihnen beim letzten Male verſprochen, ſo komme ich jetzt mit beſtimmten Vorſchlägen. Meine ſich wiederholenden Beſuche würden ſicherlich auch den Läſterzungen hier nur erwünſchte Veranlaſſung bieten, ſich hören zu laſſen. Dazu will ich ihnen nicht verhelfen; Ihretwegen, Fräulein Eliſa, beſonders nicht."

Sie richtete ihre Augen bei dieſen Worten ernſt auf ihn, als verſtehe ſie ſein Zartgefühl zu würdigen, und dann ſenkte ſie dieſelben, als hänge ſie einem traurigen Gedanken nach. Ihre Mutter neben ihr nickte nachdenklich.

„Hören Sie, was ich mir überlegt und was ich danach beſchloſſen habe. Ich kaufe Ihnen Ihr Häuschen ab, da es ſonſt wohl Niemand hier im Orte ſelbſt für einen noch geringeren Preis, als Sie dafür gegeben und zurückhaben wollen, Ihnen abnehmen würde."

Die Mutter ſtieß einen Freudenſchrei aus und griff in ihrer Erkenntlichkeit nach beiden Händen Konrad's. Aber mehr bewegte ihn der ſtumme, tiefe Dank, den ihm Eliſa's Augenaufſchlag zu ihm ausdrückte.

„O, mein Herr! Wie handeln Sie gegen uns!" machte die Wittwe ihrem Herzen Luft. „Sie opfern ſo viel für uns, ich begreife es."

„Und Sie können ruhig dies Opfer annehmen, Frau Ganero. Später werde ich das Haus ſchon wieder los, und ich habe überdem noch eine andere Idee. Wenn ſie ſich, wie ich hoffe, durch Ihre Zuſtimmung verwirklicht, dann iſt dieſe Hausgeſchichte Nebenſache. Aber Alles hängt von Ihnen ab, Fräulein Eliſa. Ohne Umſchweife denn: ich liebe Sie und biete Ihnen meine Hand; täuſche ich

mich nicht, so erwiedern Sie meine Neigung und werden also mit dem Herzen meinen Antrag annehmen, mein Weib werden."

Die Wirkung dieses Geständnisses auf die beiden Damen war eine erklärlich überraschende. Die Mutter sprang in kindischer Freude auf, außer sich, und hob ihre Hände dankend zum Himmel. Ihre Tochter schnellte gleichfalls empor, ihre Wangen erglühten und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Konrad nahm sie bei der Hand.

„Habe ich Recht?" fragte er sie zärtlich und zog sie sanft an seine Brust. „Willst Du mein Weib werden, Elisa, und mit mir ziehen über's Meer?"

Ein Schluchzen durchbebte sie, sie warf sich ungestüm an seine Brust und dann hob sie ihr Haupt, sah ihn fest an und antwortete, kaum noch ein Zittern in ihrer Stimme: „Wohin es sei! Was habe ich außer meiner Mutter noch auf der Welt, daß ich einem Manne nicht überall hin folgte, der mich liebt und den ich wieder liebe mit meinem ganzen Herzen?"

Die Mutter fiel auf die Kniee und stieß Dankgebete gegen die Madonna aus. Sie erhob sich wieder und stürzte auf ihre Tochter zu, deren Antlitz sie unter Küssen mit ihren Thränen überströmte.

„Ist es denn möglich?" rief sie. „Ist es denn möglich? Träumen wir, Elisa, mein geliebtes Kind? Wachen wir? O edler Mann, Glück und Segen schütten Sie über uns aus und Jahre langes Leid nehmen Sie auf einmal von uns. Haben wir denn recht gehört, wirklich? Sie wollen meine Tochter zur Frau? O, ich rufe tausendmal

Segen dazu! Und nach Amerika? Ja, nach Asien, wenn Sie wollen, nach Australien. Aber ich gehe mit, nicht wahr? Verstoßen Sie mich nicht. Ich will Ihnen dienen wie eine Magd."

„Was denken Sie, Frau Ganero!" schalt er sie, selbst tief gerührt über das Glück, das er bereitet und das für ihn selbst sich erschlossen. „Als meines Weibes Mutter sollen Sie in unserem Hause leben, sorgenfrei, und schöne Tage, hoffe ich, werden wir zusammen in meiner amerikanischen Heimath verleben. Ist's also abgemacht?"

Was hätten noch bei der beseligten Mutter und Tochter für Bedenken auftauchen sollen? Die Eine konnte das Glück, das plötzlich über ihr vergiftetes und verhärmtes Dasein gekommen war, noch immer nicht fassen und weinte darüber still in ihre braunen, welken Hände hinein, als könne ihre übervolle Seele nicht anders sich entlasten. Elisa aber saß neben dem Geliebten Hand in Hand in stummer Wonne. Sie hörte ihm zu, was er zu ihr sprach, wie er in seiner klaren, nüchternen Weise ihr mittheilte, was nun Alles zu geschehen habe und von ihm besorgt werden würde; wie drüben in Amerika sein Haus und Gutsbesitz, seine Verhältnisse seien, wie der Vater, die Mutter und die Geschwister dort in einträchtiger Familienzusammengehörigkeit lebten. So führte er ihrer Phantasie in Bildern aus der Wirklichkeit die Zukunft vor, die ihr als seiner Gattin bevorstehe. Sie wußte auf die Fragen, die er dabei an sie richtete, nichts Anderes zu erwiedern, als was ihr grenzenloses Vertrauen zu ihm und seinen Absichten ausdrückte.

„So," sagte er, als er endlich Abschied von ihr nahm, „jetzt soll es auch gleich das ganze Dorf erfahren, daß ich die junge Hexe gefreit habe, welche einmal dem dummen Bäcker seine neugeborenen Säue mit ihrem bösen Blick getödtet hat. Aber nur fest, Elisa! Und wenn ich jetzt nun wieder zu Dir herkomme, alle Tage natürlich und vielleicht des Morgens und des Abends, so wissen es nun doch die Nachbarn, daß ich als Dein Bräutigam meine Besuche ausrichte und eben wegen Hochzeit und Abreise noch allerlei mit Dir nothwendig zu besprechen habe."

Draußen vor der Thüre, bis wohin sie ihn geleitet, schaute er zum Sägemüller hinüber, und richtig hielt sich derselbe noch auf seinem Hof bei dem Sägewerk unter dem langen Schuppen auf. Er wäre ja um keinen Preis von diesem Lugwinkel eher weggegangen, als bis er das G'scheidtle wieder das Häuschen da drüben hätte verlassen sehen. Und wieder grüßte ihn mit fröhlichem Gesicht Konrad schon von der Thüre der Hexenwohnung und sprang dann über den Weg nach dem Müllerhof.

„Gelt," redete er den höchst erwartungsvollen Christian an, „bist wohl schier verblüfft, daß ich meinen halben Vormittag da verbracht? Sieh Dich nur vor, daß Du mir nicht zu nah kommst, sonst brechen Dir am Ende deshalb Deine Sägen kaput. Ich bin eben verhext, ganz gewiß!"

„Du bist ein Kecker, Konrad, ein arg Kecker!"

„Thut nichts, Christian! Denk' Dir nur, daß ich soeben das Häusle da drüben mit Allem, was darin ist, regelrecht erworben habe!"

Der Sägemüller ſtarrte ihn mit offenem Munde an.

„Ja, Chriſtian, 's iſt wahr. Und in drei Wochen iſt die Eliſa meine Frau und geht mit mir nach Amerika!“

„Jeh! Jeh!“ ſtieß Chriſtian entſetzt hervor. „Was machſt für Geſchichten! Wie kann das ein gut Ende nehmen?“

„Ein ſo gutes, wie wenn Du mein Bäsle heirathen wirſt! Komm, Chriſtian, darauf wollen wir jetzt bei Dir die Flaſche von neulich trinken!“

10.

Beim Mittageſſen deſſelben Tages im hofbäuerlichen Hauſe merkte Konrad, daß eine peinliche Stimmung gegen ihn in der Familie wie bei dem Geſinde herrſchte. Er wurde von dem letzteren diesmal wie ein Miſſethäter angeblinzelt. Aber das Donnerwetter, das in der Luft lag, verhinderte ihn nicht, mit dem beſten Appetit zu ſpeiſen und mit dem verlegenen Bäschen Späſſe zu machen, wie noch nie. Der Hofbauer ſah ſehr ernſt drein; ſein Weib hatte es ſchon auf ihrem geſchwätzigen Mund liegen, was ſie ſagen wollte, ſowie nur die Luft rein war, und konnte gewiß die Zeit bis dahin kaum erwarten. Und als die Mägde und Knechte ihr Mahl verzehrt hatten und das Bäbele das Geſchirr mit abtragen half und aus dem Zimmer hinaus war, ſaßen der Hofbauer und ſeine Frau mit dem Herrn Neffen aus Amerika noch Minuten lang in feierlichem Schweigen da, als ſammelten ſie erſt ihre Gedanken zum Angriff.

Aller Anfang iſt ſchwer, und ſelbſt die Bäuerin ſuchte noch immer, wie ſie ihre Anrede beginnen ſollte. Da

tupfte ihr das kecke G'scheidtle traulich und indem er eine seelenvergnügte Miene zeigte, auf die Schulter und sagte: „Tantle, ich hab's mir jetzt überlegt."

Dieser unvermuthete Ueberfall brachte sie völlig aus der Fassung. Der Sinn von Konrad's Worten kam ihr so hoffnungsvoll vor, daß sie auch sogleich verschluckte, was ihr auf der Zunge lag und ihm vielleicht die gute Laune verdorben hätte. Sie versuchte, ihre gestrenge Tantenmiene in die einer wohlgeneigten Mama zu verwandeln, die sich auf eine Werbung für ihre Tochter gefaßt macht, und es gelang ihr auch recht gut.

„Ja," fuhr nach einer kleinen Pause Konrad fort, „wegen des Bäsle und wegen des Heirathens, ja!"

Nun schwieg er wieder zur Peinigung seiner Tante, so daß sie endlich mit einem anfeuernden „Nun?" die Haupterklärung in Fluß zu bringen suchte.

„Nun," setzte auch richtig der junge Mann wieder ein, „wie ich schon zu Euch geäußert, Tantle, das Bäsle hat ein gutes Herz, und der Mann, den es liebt, kann sich darauf verlassen. Das ist am Ende eine Hauptbedingung, um eine glückliche Ehe zu erwarten, nämlich, daß das Mädle ihren Mann mag und er es auch."

Er hielt hier inne, steckte sich gemüthsruhig eine Cigarre an und hatte kein Mitleid mit der Bäuerin, die wie auf glühenden Kohlen saß.

„Wahrlich," stieß er beim Paffen heraus, „des Bäbele's Glück liegt mir am Herzen. Heirathen ist immer ein wichtiger Schritt im Leben des Menschen. Es gibt demselben eine neue Wendung, und die entscheidet gewöhnlich

über die ganze Zukunft. Ja, das ist sehr, sehr zu bedenken! Wenn ich heirathen werde, habe ich es mir gewiß zweimal überlegt, einmal mit dem Herzen und dann mit dem Verstand. Mehr kann man nicht thun, in die Zukunft kann man nicht schauen, und für Schläge des Schicksals gibt's noch keine Versicherung. Aber man hat dann doch seine Schuldigkeit gethan und nicht leichtsinnig gehandelt."

Jetzt wurde diese Einleitung auch dem alten Johannes zu lang. Er rückte ungeduldig hin und her auf seinem Stuhl.

„Ja, Tantle! Ist's nicht wahr, Onkel Hofbauer?"

Sie nickten Beide dem Quäler zu und gaben ihm damit zu verstehen, daß er nur fortfahren möge, um an's Ende zu kommen.

„Derowegen also," entsprach er ihrem Verlangen, „solltet Ihr dem Bäbele nichts in den Weg legen."

„Wir?" platzte es jetzt erstaunt aus dem Munde der Bäuerin. „Konrad, kennst' denn nicht unsere Gesinnung gegen Dich in dieser Sache?"

„Mach's kurz!" rief der Alte lächelnd aus. „Willst also das Bäbele zum Weib?"

„Nein, Onkel Johannes, dem Sägmüller sollt Ihr sie geben!"

Als hätte sie der Donner gerührt, so saßen sie regungslos nach diesen Worten Konrad's da. Er aber that ganz unbefangen und fuhr fort: „Ich hab's vom Christian gehört, daß er das Bäbele arg lieb hat und sie ihn, und daß er sie auch hätte heirathen können, wenn ich nicht

gekommen und ihm als ein begünſtigter Nebenbuhler erſchienen wäre. Der bin ich doch nicht und würde ſelbſt, wenn ich es wäre, nicht das Glück von zwei Menſchen ſtören, die ſich ſchon zueinander gefunden und ſo gut zueinander paſſen."

Der Hofbauer ſchüttelte ſein weißhaarig Haupt.

„Ich wüßte nichts davon," ſagte er.

„Dummes Zeug!" fuhr ſeine Frau hitzig auf. „Was der Sägmüller da geſchwätzt, gilt gar nichts für uns. Deswegen brauchſt Du Dir keine Gewiſſensfrag' vorzulegen, Konrad."

„Inſofern freilich nicht, als ich mir ſchon ein Mädle von hier gewählt und mich gerade heute mit ihm verſprochen habe. Es iſt nämlich die junge Hexe Eliſa Ganero."

„Alſo darum haſt Du Dich mit ihr in einen Verkehr eingelaſſen, der das ganze Dorf in Aergerniß verſetzt hat?" fand der Hofbauer endlich unwillige Worte. „Wollte Dir's eben ſchon zu Gemüth führen."

„Dieſes Weibsbild!" rief die Tante außer ſich. „Mir wird ſchwach, Hofbauer! Mir wird ſchwach!"

„Faſſet Euch nur, Tante Hofbäuerin, wie ſich der Sägmüller, dem ich's ſchon mitgetheilt habe, auch gefaßt hat. Er wollte lange ſich's nicht nehmen laſſen, daß ich behext worden ſei von dieſem lieben Mädle, und ſchließlich hat er doch ſich von mir belehren laſſen, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen iſt."

„Eine Schande für Deine Familie!"

„Das wird Deinem Vater keine Freude machen, denk'

ich mir," hielt ihm mit der Miene eines Patriarchen der Hofbauer vor. „Es sind heimathlose Leute; will gar nichts von dem dummen Basengeklatsch reden. Kein ordentlicher Bauer heirathet in solche Gesellschaft hinein. Schon weil sich der Vater entleibte."

„Onkel Hofbauer," erwiederte Konrad darauf mit dem Ernst der innersten Ueberzeugung. „Euer Wort in aller Achtung. Aber ich denke anders, und mein Vater hat so viel Vertrauen zu mir, daß er mich nicht tadeln wird, wenn ich ihm mein Weib zuführe, wer immer dies auch wäre. Deß seid gewiß und bald werdet Ihr Euch davon überzeugen können durch meines Vaters Brief auf meine Nachricht, daß ich in drei oder vier Wochen die Hochzeit mit einem armen, edlen Mädchen zu feiern beabsichtige. Was denket Ihr nur von diesen fremden Leuten, die Niemanden hier je etwas zu Leide gethan haben und die dagegen durch einfältigen Aberglauben verfolgt, geschmäht und vergrämt wurden? Ich sage Euch als ein Mann von klaren fünf Sinnen, der sich sein Handeln reiflich bedacht hat — schämen müßte sich die ganze Dorfschaft, was sie unglücklichen Fremden für Leid und Unrecht angethan. Ich aber, und just weil ich ein Sohn dieses Dorfes bin, will dies ehrenwerthe Mädchen als meine Braut aufführen und Jeden damit aufrufen, ihm offen eine Unehre nachzusagen, wenn er's vermag, oder er soll gar fein das Maul halten."

Der alte Johannes schwieg darauf; er hatte vor dem Sohn seines Bruders nicht weniger Respekt, wie sein Weib, und wußte auf dessen bündige Erklärung auch nichts, was

ihm stichhaltig erschien, zu entgegnen. Die Bäuerin hing mit ihren Augen noch an dem Mund des jungen Mannes, der so fertig seine Sache vertheidigen konnte, und wäre ihr damit wegen ihrer Tochter nicht ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, was sie schwer ärgerte, so hätte sie über das Vernommene wohl ein Einsehen bekommen. Aber so war es ihr ungeheuerlich und sie konnte es noch nicht begreifen.

„Verzürne ich Euch mit der Geschichte," hob Konrad noch einmal an, „so muß ich's hinnehmen, wie leid es mir auch thäte, Onkel Hofbauer und Frau Tante. Ich möchte Euch keinen Verdruß meinetwegen bereiten, und fürchtet Ihr es, so lasset mich in Frieden und Freundschaft und mit bestem Dank für Eure Gastlichkeit Euer Haus verlassen."

„Keine Red' davon!" fiel ihm Vater Johannes eifrig in's Wort. „Du bleibst."

„O," stimmte seine Frau mit ein, „das geschieht nimmer, daß Du unser Haus meiden solltest, so lange Du hier bist. An so etwas mußt' nicht denken, Konrad, wenn ich auch kein Gefallen an Deiner Braut habe. Doch es ist ja Deine Sach'! Magst Dir's immer noch einmal beschlafen, ehe Du nicht mehr zurück kannst."

Die gute Tante Hofbäuerin! Sie lief gleich Nachmittags noch zum Schäfer Lorenzel und ließ sich von ihm für gutes Geld ein paar aus buntem Papier geformte Hohlkugeln bereiten. Lorenzel konnte nämlich außer verschiedenen anderen Wunderdingen auch die gefährlichsten Beherungen bannen, und eines der kräftigsten Mittel dafür

waren dieſe Papierhülſen, deren einzelne Streifen von ihm mit frommen Sprüchlein verſehen waren. Die Hofbäuerin nahm zur beſſeren Wirkung gleich ihrer vier mit ſich und hing ſie, wie vorgeſchrieben, mittelſt Zwirnfädchen an die Decke von Konrad's Schlafzimmer, damit der böſe Geiſt, von dem er befallen, durch die Macht der Beſchwörungsſprüchlein über ſeinem Bett aus ihm hinaus und unſchädlich in die Papierkugeln fahre. Sie konnte nicht mehr thun für ſeine Rettung, und hoffte dabei, daß er ſich nach der Entherung doch noch ihrer Tochter als Freiersmann zuwenden werde.

Konrad ahnte nichts von dieſem geheimen Attentat der Hofbäuerin auf ſeine Liebe zu Eliſa, und dieſelbe war ihm wohl ſo mächtig angehext, daß des Schäfers Bannſprüchlein gar nicht darauf einwirken wollten. Er war wenigſtens ſchon zweimal vierundzwanzig Stunden unter ihrem austreibenden Zauber, ohne daß etwas davon ſpürbar in ihm geweſen wäre, wovon ſich der durch die Hofbäuerin eingeweihte Schultheiß nur zu gut überzeugte. Denn als Freund und Vetter Konrad's hatte er ihn bei Seite genommen und wegen der ſchwarzen Eliſa ihm in's Gewiſſen zu ſprechen verſucht. Nicht, daß er als aufgeklärter Mann und gelernter Schreiber den Aberglauben ſeiner Bauern theilte und an die Hexennatur der Italienerinnen glaubte; aber es gab für einen ſo vernünftigen Mann, wie ihn, andere, ihm gewichtig ſcheinende Gründe, um den amerikaniſchen Vetter von ſeinem ungeheuerlichen Vorhaben abzubringen.

Leider vergebens! Der unerſchrockene und dazu noch

klügere und beredtere junge Mann bewies ihm, daß er mit seiner wohlmeinenden Absicht sich eine überflüssige Mühe gebe. Und dann sagte er ihm noch Folgendes: „Mein lieber Vetter Schultheiß! Ich bin jetzt so etwas wie Vormund und Vermögensverwalter der beiden, hier als unleidlich angesehenen Damen, von denen die eine demnächst meine Frau und die andere also meine Schwieger sein wird. Sie haben mich deshalb auch bevollmächtigt, nach meinem Gutdünken ihre Angelegenheiten hier zu ordnen, ehe sie wegziehen mit mir nach Amerika. Da bin ich nun mit ihnen überein gekommen, daß sie ihr Anwesen, Haus und Stall und Gärtchen, zum Dank für den Aufenthalt, den sie hier im Dorfe gefunden, der Gemeinde zum Geschenk hinterlassen sollen, was dieselbe ja wohl annehmen dürfte. Meinet Ihr nicht, Vetter?"

Der Schultheiß bekam förmlich einen Schreck über diese Eröffnung Konrad's und war im ersten Augenblicke nicht im Stande, Ja oder Nein zu sagen.

„Ich würde als Bevollmächtigter der Frau Ganero nur eine Bedingung daran knüpfen, die indessen mir nichts weniger als lästig für die Gemeinde erscheint," setzte Konrad nicht ohne stilles Vergnügen über die sichtliche Verlegenheit und Beschämung hinzu, in die der Schultheiß ihm gegenüber gerieth. „Das Häuslein darf nicht abgerissen oder an irgendwen verkauft werden. Ihr möget vielleicht denken, daß es als Eigenthum der Gemeinde am besten nutzbar für dieselbe zu machen sei, wenn es früher oder später verkauft würde und der Ertrag, wie viel oder wenig er auch sei, in den Heiligenkasten zum Besten der

Ortsarmen fließe. Aber wisset, Schultheiß, gerad' dies will ich nicht, und die Eigenthümerin ist darüber mit mir auch einverstanden. Denn nichts halte ich für gemeinschädlicher, als die übliche Ortsarmenunterstützung, und also nichts für schlechter angebracht, als eine Vermehrung ihrer Geldmittel. Ihr machet ein langes Gesicht dazu!"

„Freilich!" erwiederte der Schultheiß. „Ihr habet da eine gar absonderliche Ansicht, Herr Vetter. Denn wir können doch die Armen und Kranken der Gemeinde nicht verhungern oder sonst hilflos umkommen lassen?"

„Nein, das soll die persönliche Nächstenliebe abwenden, das ist und bleibt christlich. Aber die Gemeinde wie der Staat ist nicht dazu da, den Wohlthäter zu spielen, denn es wird dadurch gar nichts Gutes, wohl aber viel Schädliches bewirkt. Dagegen soll die Gemeinde, statt der Geldunterstützungen an ihre Armen und Kranken, für sie Asyle schaffen, und dazu möchte ich das Haus bestimmt haben. Es sollen zwei oder drei würdige arme Leute dort freie Wohnung haben, und dies mag ja vielleicht ein Anfang sein, wie Eure Gemeinde das Armenwesen auf gesündere Weise regelt. Die also untergebrachten Armen können doch noch Manches für die Gemeinde, oder für sich, oder bei ihren Mitbürgern arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; und sind sie dessen wirklich nicht mehr fähig, nun, so soll die Barmherzigkeit der Wohlhabenden ihnen geben, was sie brauchen."

Der Schultheiß schüttelte den Kopf.

„Das ist wohl amerikanisch," sagte er. „Bei uns ist's dermal noch nicht Brauch und nach der Leute Geschmack.

Bei uns sagt man, Staat und Gemeinde sind verpflichtet, für den nöthigsten Lebensunterhalt der Armen, wie für die Verpflegung der Kranken zu sorgen."

So war man von dem ursprünglichen Gespräch ganz abgekommen und das Anerbieten Konrad's hatte auch auf einmal in den Augen des Schultheißen die Italienerinnen in ein anderes Licht gerückt. Er wagte nicht mehr, nach der allgemeinen Gewohnheit im Ort mißächtlich von ihnen zu sprechen. Der Schutz, den sie an dem wohlhabenden Bürger Amerika's gefunden, die Festigkeit, mit welcher derselbe den Vorurtheilen und Bosheiten wider sie so offen entgegentrat, verliehen ihnen auf einmal ein anderes Ansehen, zunächst bei der ersten Person im Ort; und daß sie ihr Haus der Gemeinde schenken wollten, half natürlich ungemein dabei. Mochte es auch nur geringen Werth haben und als verrufene Stätte vorderhand noch viel geringer angeschlagen werden — es war, dachte der Schultheiß bei sich, als ein Geschenk an die Gemeinde immerhin dankbar anzunehmen. Es kommt auf dem Dorfe nicht oft vor, daß die Gemeinde auf solche Weise bereichert wird, und daß es nun von Leuten geschah, die bisher so viel von der Thorheit und Kleinherzigkeit der Dorfbewohner zu leiden gehabt hatten, mußte wohl einen vollständigen Umschwung der Stimmung bewirken. Und das hatte das G'scheidtle vorausberechnet, als er beschlossen, das ihm zum Eigenthum gewordene Haus der Wittwe Ganero als eine wohlthätige Stiftung für sein Heimathsdorf zurückzulassen. Er vergalt damit edelsinnig das Unrecht, welches das Dorf an den Fremden begangen, denn es unterlag gar keinem

Zweifel, daß die Gemeinde das Geschenk auch unter den gestellten Bedingungen annehmen würde.

Der Schultheiß, der seinen verirrten Vetter hatte bekehren wollen, war nun seinerseits von diesem bekehrt worden. Er zeigte sich auf einmal sehr eingenommen von der Heirathsabsicht Konrad's, und da gerade am Abend Gemeinderathssitzung war, so brachte er auch sogleich das Geschenkanerbieten desselben von Seiten der Wittwe Ganero zur Sprache. Die Gemeindeältesten, unter ihnen der Hofbauer, hörten mit Staunen davon, und der Scharfsinn des Schultheißen suchte hiebei noch einen besonderen Triumph zu feiern. Denn er gab den Vätern des Dorfes zu bedenken, daß die Italienerinnen arme Leute seien, fremd, und daß die Gemeinde an und für sich es als ein Glück preisen müsse, wenn sie bei dieser Gelegenheit weggspedirt würden. Wie der Konrad Bürgler dabei fahre, gehe am Ende Niemanden im Ort etwas an. Möge er das schwarze Mädchen heirathen, gegen das ja im Ernst — so wagte der Schultheiß jetzt hervorzuheben — Niemand einen Vorwurf erheben könne, so wenig wie gegen ihre Mutter und, außer dem Selbstmord, auch gegen ihren Vater. Indem man sich zum ersten Mal amtsmäßig mit dieser Familie zu beschäftigen habe, müsse man doch gestehen, daß das von ihr zu erwartende Hausgeschenk eine sehr anständige Denkungsweise bekunde, wofür man ihr Achtung um so mehr schulde, als ein beklagenswerthes Mißverständniß der Einwohnerschaft sie ihr ungerechter Weise seit Jahren vorenthalten habe.

Aber, fuhr der Schultheiß gegen die nachdenklich ge-

wordenen Gemeindeältesten fort, aber eigentlich sei dies Alles nur dem Amerikaner zu verdanken. Wenn dieser Mann, der so seinem eigenen Kopf zu folgen liebe und es auch dazu habe, wenn der nicht in das italienische Mädchen sich vergafft hätte und es mit sammt der Mutter nun mit sich nehmen wollte, so hätte der Gemeinde wahrscheinlich eine böse Schuldigkeit gegen die Fremdlinge bevorgestanden. Ihr Häuschen würden sie gewißlich nicht haben verkaufen können, und da sie also die flüssigen Mittel zu ihrem Unterhalt dann nicht mehr gehabt hätten, so wäre nach dem Unterstützungswohnsitz-Gesetz —

Alle Dorfältesten wackelten auf ihren Plätzen unruhig hin und her, als sie dieses Wort vernahmen.

„Ja, ja, das Unterstützungswohnsitz-Gesetz!“ fuhr der Schultheiß fort. „Vier Jahre sind sie hier und wir müßten sie, da sie nichts haben, verhalten. Solches Alles aber haben wir nun nicht zu befürchten, und so können wir wohl sagen, daß durch Bürgler's Konrad die Gemeinde nicht nur einer neuen Belastung ihres Armenkastens entgeht, sondern sogar noch durch einen Hausbesitz für allgemeine Zwecke begütert wird.“

Alle die braven Gemeindeväter athmeten wieder auf.

11.

Wie sich in der oberen Dorfgesellschaft durch die Haltung des Schultheißen in einer für die Einwohnerschaft genugsam aufregenden Angelegenheit die Stimmung gegen die „Hexen“ plötzlich recht freundlich verändert hatte, so theilte sie sich nun auch mehr und mehr der übrigen Be-

völkerung mit. Ist es in der Welt im Allgemeinen der Fall, daß Derjenige, welcher nicht wie die Anderen lebt, sich leicht verdächtig und zum Gegenstand der immer bösartigen Einbildungslust der Menge macht, so um so mehr in der beschränkten Welt eines Dorfes, in dem ja Vorurtheile und Abergläubigkeiten breiten Spielraum zu haben pflegen. Aber nun wurden die so lange von der Einfalt verlästerten Italienerinnen durch einen wegen seiner Herkunft aus dem Ort, wegen seiner angesehenen Verwandtschaft daselbst, und wegen seines in der amerikanischen Fremde errungenen Wohlstandes respektirten Mann gleichsam in die Dorfgesellschaft eingeführt. Er, dem die reichste Dirne im Dorfe zum Freien schon entgegengeführt worden war, gefiel sich darin, ein blutarmes, bisher mißachtetes, weil fremdes Mädchen zu seiner Frau zu erwählen, und nun erhob sich die „Hexe" Elisa Ganero in Aller Augen von selbst zum Range einer achtungswerthen Person. Schultheiß und Gemeinderäthe hatten nicht gefunden, daß bei diesem Vorgange des Teufels Hand mitgespielt habe, und so kam auf einmal im Geheimen die Scham über die Leute, die Fremden für Hexen gehalten und als solche beleidigend und mitleidslos behandelt zu haben. Die Meisten wollten jetzt solch' einen Unsinn gar nicht geglaubt haben. Und nun gedachten diese Versehmten bei ihrem Abschied vom Dorf, und wie aus Dankbarkeit für die so überaus glückliche Wendung ihres Lebens, ihr Anwesen der Gemeinde zu einer Armenstiftung zu vermachen! Ah! Das konnte man ihnen doch nicht mit Niedrigkeit lohnen!

Der Hofbauer trat in seinem Hause zu allererst und

mit einer förmlichen Eifrigkeit als aufgeklärter und wohlwollender Mann für Konrad's Brautwahl auf, konnte nichts Anstößiges mehr dabei finden und erhob sich sogar zu einem Vorwurf gegen seine Frau, ihre thörichte Abergläubigkeit und Ungerechtigkeit hinsichtlich der harmlosen Italienerinnen nicht ablegen zu können.

„Mit ihm und dem Bäbele ist's also nichts," sagte er ihr auch; „darum steck' Deine Idee auf und mach' ein freundlich Gesicht zu seiner Auserwählten, so lange er noch bei uns ist. Wir wollen doch meinem Brudersohn uns nicht mißfällig zeigen und in aller Lieb' und Freundschaft ihn von uns gehen lassen."

Der Hofbäuerin entfuhr zwar ein tiefer Seufzer darüber, aber als kluge Frau gab sie nach und ihrer Spekulation auf eine Heirath Konrad's mit Bäbele den Abschied. Zumal da Bäbele sich gar nicht über des Vetters Wahl zu ärgern schien, merkte sie wohl, daß ihrer Tochter an einer Heirath mit ihm nicht viel gelegen haben konnte und offenbar, wie Konrad ja gesagt, der Sägemüller ihr viel lieber sei. So tröstete sie sich mit dem Sägemüller für ihre Einzige.

Konrad war über seinen Triumph, den er wohl erkannte, voller Glück und Freude. Er erzählte zu Hause von all' den Sorgen oder vielmehr Besorgungen, die ihm die Verheirathung auferlege, und allemal war der Hofbauer wie ein Vater bereit, ihm mit Rath und That dabei zur Hand zu gehen. Elisa war als Katholikin genöthigt, ihr Aufgebot auch in einer Pfarre ihrer Religion stattfinden zu lassen. Die nächste war ein paar Stunden

entfernt. Onkel Johannes ſtellte ſein Gefährt dazu zur Verfügung, und der Knecht Veit mußte troß all' ſeines Kopfſchüttelns mit dem amerikaniſchen Vetter bei dem verrufenen Häuschen der „Hexen" vorfahren und auch dieſe mit über Land kutſchiren. Dazu machte auch die Nachbarſchaft der Italienerinnen große Augen und alles Geſinde, das vom Felde her dieſer Ausfahrt zuſehen konnte. Die Köpfe wurden unwillkürlich darüber geſchüttelt. Es war eben auf einmal Alles anders mit den Fremden geworden; mit ihrer Anrüchigkeit war's nichts mehr. Die Dummheit blieb maulaffend ſtehen, und das G'ſcheidtle fuhr daran vorüber.

Der Herr Bräutigam that überhaupt recht groß mit ſeiner Braut, wie er ſeinem Onkel vorausgeſagt hatte. Er war mit ihr Arm in Arm aus ihrem Häuschen zum Pfarrer gegangen, um das Aufgebot zu erbitten. Papiere, Alles war in Ordnung dazu, und was noch fehlte, verſprach er bis zum letzten Termin zu beſchaffen, und dies fand auch keinen Anſtand bei der Bürgſchaft, die der Hofbauer für ſeinen Neffen leiſten konnte. Der Brief an den Vater Konrad's war ſchon unterwegs; in drei Wochen mußte die Antwort und das verlangte Geld da ſein.

Die armen Weiber, denen Konrad wie durch Zaubermacht das Daſein mit Licht und Freude erfüllt hatte, waren wie neugeboren. Die Mutter lächelte wieder, und die vergrämten, harten Züge verloren ſich. Eliſa erſtrahlte in jugendlicher Anmuth, und die Wonne ihrer Seele ſpiegelte ſich in dem Feuer ihrer dunklen Augen, in dem roſigen

Anhauch ihrer Wangen wieder. Sie liebte mit ihrem ersten vollen Herzschlag, und das Vergangene wurde von ihr vergessen und verziehen; ihre Zukunft, der Konrad sie wie im Triumph entgegenführte, überließ sie ihm mit dem vollen, hingebungsvollen Vertrauen ihres kindlichen, dem Argwohn wieder entzogenen Herzen.

Kein Tag verging, an dem Konrad nicht mehrere Stunden bei dem geliebten Mädchen in dem kleinen Wohngemach zubrachte, wo ihre Mutter jetzt fleißig die Nadel für den bräutlichen Anzug ihrer Tochter führte, den man auf der Fahrt nach dem katholischen Pfarrort in der ihm benachbarten Stadt gekauft hatte. Mama war reich! Du lieber Gott, wie rühmte sie sich dessen, indem sie auf das Angeld anspielte, das ihr Konrad für das Haus gegeben hatte.

Und damit die Leute im Ort auch etwas von dem Glück sähen, in dem sich diese drei Menschen ihre gemeinsame Zukunft ausmalten, ging Konrad alltäglich mit den beiden Frauen über die Dorfstraße weg spazieren, dahin, dorthin, über die Wiesen, in den Wald. Dann standen die Kinder auf der Straße still und starrten die zwei schwarzgekleideten Damen an, die ihnen jetzt so vornehm erschienen, und die Weiber schauten zu den Fenstern hinaus ihnen nach, und die Bauern, die ihnen begegneten, sagten ihr „Grüß Gott!“, als sei es immer so gewesen.

Einmal führte Konrad seine Braut und ihre Mutter, als er mit ihnen solchen Spaziergang unternehmen wollte, auf den Hof des Sägemüllers, den er bei der Arbeit sah. Christian tappte auch sogleich heran zum Empfang; er

rückte unwillkürlich an seiner Mütze zum Gruß vor den Damen, was ihm vordem noch nie eingefallen war, und verbarg seine Verlegenheit hinter einer freundlichen Miene. mit der er erst das G'scheidtle und dann dessen Braut ansah.

„Es ist doch ein sakramentisch hübsches Frauenzimmer!" mochte er dabei denken, denn seine Blicke ruhten lange mit Wohlgefallen auf der schlanken, feinen Gestalt Elisa's.

Konrad verstand diese Sprache und sagte lächelnd zu dem langen, ungeschlachten Gesellen: „Will Dir als meinem Jugendfreund hiemit auch meine Braut und hier ihre Mutter vorstellen."

Christian zog diesmal seine Mütze beinahe vom lockigen Haupt herunter vor den Damen, und als ihm die hagere Alte ihre Hand hinreichte, nahm er sie und gab die seine dann auch sofort der Jungen, sichtlich mit mehr Vergnügen.

„Ich bin ja unserem Herrn Nachbar zu so tiefem Dank verpflichtet," sprach ihn die Wittwe in trauriger Erinnerung des Dienstes an, den er auf ihr Bitten an dem schrecklichen Abend ihr geleistet, da sie ihren Gatten entleibt gefunden.

„'s war ja Christenpflicht!" drückte er als Antwort heraus.

„Ja, Christian!" sagte Konrad zu ihm; „Du bist ein rechter Christ, und darum will ich auch eine Bitte an Dich richten. Möchtest Du wohl einen Brautjungferführer an unserem Hochzeitstag spielen? Ich will Dir ein nettes Mädle dazu auswählen."

Der Sägemüller errieth, daß es das Bäbele sein würde und blinzelte seinem Freunde deshalb gar pfiffig zu.

„Warum denn nicht?“ antwortete er dabei. „Das soll mir doch eine Ehre sein.“

„Bravo, Christian! Wie werden zwar wegen der Trauer meiner Braut eine sehr stille Hochzeit halten; aber ich denke, doch recht würdig und wie's hier Sitte und Brauch. Und dabei hilfst Du mir, gelt?“

Darauf schlug der Sägemüller wohlgemuth ein; denn er hatte von Bäbele schon erfahren, was Konrad zu ihr über ihre Herzenssache geäußert, und er konnte annehmen, daß die Einladung zur Hochzeit ihm in bester Absicht gemacht werde, seine eigene mit der Tochter der Hofbäuerin vorzubereiten. Und darin irrte er sich auch nicht. Das G'scheidtle, ohne daß er sich etwa in die Brust warf oder aus seiner geziemenden Stellung als Gast seines Onkels heraustrat, spielte doch im Hause desselben eine Rolle, als wenn er der Sohn wäre.

Der Hofbauer war ein trefflicher Mann, der seinem Brudersſohn beweisen wollte, daß er bei so außerordentlicher Veranlassung auch aus sich herausgehen könne. Er selber bot es Konrad an, die Hochzeit im Hause des Hofgutes zu halten, da in dem kleinen der Braut davon keine Rede sein könne. Und eine Gasterei müsse doch statthaben. Man würde gern dem Feste seitens der Verwandten die gebührende Ehre erweisen, und deshalb sollten seine verheiratheten Töchter mit ihren Männern dazu geladen werden. Und so gelangte man im Berathen am Familientisch von Einem zum Anderen, um Konrad eine Freude

über die andere zu machen, wie würdig als Familienfest seine Hochzeit mit der Italienerin gefeiert werden solle.

Da war es denn natürlich geboten, diese selbst vorher in's Haus zu führen und dem Hofbauer wie dessen Frau vorzustellen. Die Bäuerin gestand sich freilich, daß es ihr eine Ueberwindung kosten werde, mit der Fremden freundlich zu sein; aber sie wollte sich dazu überwinden und wär's auch nur aus Neugier, um zu erfahren, was es denn mit dieser Person auf sich habe, daß der Herr Neffe so vernarrt in sie geworden.

Als Konrad mit Elisa und deren Mutter zu einer verabredeten Zeit sich einstellte, klopfte der Bäuerin das Herz ganz gewaltig. Doch die erste Peinlichkeit des Empfanges verlor sich geschwind durch Konrad's vermittelnde Gewandtheit und durch die Natürlichkeit im Benehmen der beiden Frauen. Sie waren in dem Selbstgefühl, das sie wieder gefunden hatten, von einer ungesuchten Herzlichkeit, welche ihnen die Sympathien sowohl des alten Johannes wie der Hofbäuerin erwarb, und Bäbele konnte auch nicht widerstehen; sie wäre noch viel mehr aufgethaut, hätten ihr die fremden Frauen nicht so viel Respekt eingeflößt. Denn Frau Ganero verleugnete ihre feine Erziehung nicht, und Elisa besaß nicht minder etwas Vornehmes für die schlichten Bauersleute. Aber es mißfiel ihnen nicht, und die Scene endigte mit den freundlichsten Worten und Händedrücken.

Der Hofbauer konnte sich nach dem Abschied des Besuches nicht enthalten, seiner Verwunderung darüber Luft zu machen, daß diese artigen, liebenswürdigen Frauen im

ganzen Dorf ſo lange verkannt und feindſelig behandelt worden ſeien. Sein Weib nickte zuſtimmend, und nun ihr Sinn einmal völlig verändert war, ließ ſie auch ihr Herz ſprechen.

„Es iſt manchmal wie ein böſes Geſchick," ſagte ſie ihrem Mann, „was die Menſchen unſchuldig heimſucht. Gott verzeihe mir's, daß ich auch Steine auf das arme Weib und die Tochter geworfen habe! Es war eine Sünd' und auch eine Schand; ich will's jetzt offen einräumen. Doch ich für mein Theil will wenigſtens wieder gut machen, was ich vermag, ich werde ſorgen, daß es eine rechte Hochzeit wird, als wär's für mein leiblich Kind. Meine Küche ſoll eine Ehr' einlegen, und ſo wird's der Mann auch haben wollen. Nicht wahr?"

„Sprichſt mir ganz nach dem Sinn," entgegnete er zufrieden.

Derweil draußen am Hofthor, bis wohin das Bäbele munter mit der Braut plauſchend den Beſuch geleitet hatte, wandte ſich der Vetter zu ihr: „Wenn wir Dich nun bäten, Brautjungfer zu ſein? Könnteſt Du meiner lieben Hex' hier zu Ehren Dich dazu verſtehen?"

„Jeh, jeh!" fuhr ſie vor Ueberraſchung empor. „Ich, Vetter? Und mit wem denkſt noch?"

„O, wirſt nicht allein ſein! Und Deinen Führer hätte ich Dir auch ſchon ausgeſucht. Weißt Du, wer's ſein wird?"

Sie ſah ihn an, lachte über's ganze Geſicht in heller Freude und bezeigte damit genugſam, daß ſie ſeine Frage wohl beantworten könne. Er ſchmunzelte auch und raunte

ihr halblaut in's Ohr: „Aus einer Hochzeit entsteht leicht eine andere, Bäbele. Der Christian hofft's. Und Du?“

„Ich auch!“ flog es ihr neckisch vom Munde, und sie wurde kirschroth, als Elisa ihr darüber zulächelte, als wenn sie ihr zur Erfüllung dieser Hoffnung Glück wünsche.

Was brauchte sie auch noch ihren Herzenswunsch zu verleugnen?

„Vetter!“ flüsterte sie zu ihm mit arg verliebten Augen, „sprich nur einmal mit meiner Mutter, daß ich bald meine Hochzeit feiern kann! Du kannst mir helfen dazu.“

12.

So kam der Hochzeitstag heran, ein heißer, sonniger Julimorgen. Konrad erschien zur festgesetzten Stunde, um seine Braut zum Standesamt zu führen. Sie erwartete ihn in dem einfachen schwarzen Seidenkleide, das er ihr geschenkt. Er zog sie liebevoll an sich und sie lehnte ihr Haupt tief bewegt an seine Schulter, wortlos.

„Gehen wir!“ sagte er dann. „Nun wirst Du dies Haus, in dem Du so viel Leid erfahren, nicht wieder sehen.“

Sie machten den kurzen Weg zum Rathhaus, wo der Schultheiß selber sie empfing, und der Hofbauer mit der Bäuerin, der Verwalter vom Niederhof mit seiner Frau sich als Zeugen für die bürgerliche Trauung eingefunden hatten. Dann begaben sich Alle, auch der Schultheiß, in dessen Wohnung neben dem Rathhaus, wo sich die Theilnehmer an dem Hochzeitszug versammelt hatten.

Da war Christian im Sonntagsstaat und Bäbele; des

Schultheißen erwachsene Tochter hatte sich auch als Brautjungfer geschmückt, und eine dritte war des Eckbauern jüngste Schwester aus dem Murgthal, ein Prachtstück von Bauernmädchen, zwei Centner sicher an Gewicht, und von stattlicherem Eindruck noch durch die malerische Tracht ihres Dorfes. Die drei verheiratheten Töchter des Hofbauern waren auch da; ihre drei Männer standen in einer Ecke der großen Stube und tauschten schwägerliche Reden mit einander aus, da sie sich seit der Hochzeit des Hofbauern, ihres Schwiegervaters, mit der Hirschwirthin nicht wiedergesehen. Und dann gab es noch den Sohn des Niederhofer Verwalters, einen Studiosen von Hohenheim, der des Schultheißen Töchterchen führen sollte, und als Geleitsmann für die kolossale Murgthälerin einen Bruder des Lauchheimer Thierarztes, der leider so dünn und leicht war, wie seine Jungfer groß, rund und schwer.

Nachdem Allen die Braut und ihre Mutter vorgestellt worden, entführten die Mädchen die Heldin des Tages, um sie im Nebengemach mit Myrtenkranz und Schleier zu schmücken. Wie schön war sie, als sie damit wieder erschien! Ihre dunklen Augen leuchteten durch einen Flor von Thränen. Aber in ihrem sittigen, zarten Gesicht lag doch auch der reine Ausdruck des Glückes, welches ihr Herz bewegte.

Vom Thurm erscholl das Geläute, und der Zug ordnete sich, um das Brautpaar in die Kirche zu geleiten. Es war wohl ein ansehnlicher Zug, und das ganze Dorf war auf den Beinen. Die nicht schon die Kirche übermäßig gefüllt hatten, standen davor oder vor des Schult-

heißen Haus, um die Braut zu sehen. Es war wie ein Märchen, daß aus dem Aschenbrödel eine Prinzessin geworden, und der lieblichen Elisa mochte es wohl am meisten so vorkommen, denn man merkte ihr die Verwirrung an, trotzdem sie doch sonst ein tapferes Mädchen war. Wie im Traum bewegte sie sich an der Seite Konrad's dahin, als könne sie das Glück, die Gattin desselben zu sein, noch nicht fassen.

Nachdem der Pfarrer das neuvermählte Paar eingesegnet hatte, ging's wieder im Zuge zum Hofbauer. Die Hausthüre war mit Laub- und Blumengewinde umrahmt. Auf einer großen Tafel im Hauptzimmer stand Alles zum Mittagsmahl gerichtet, das die Hofbäuerin mit ihren Mägden in Ueppigkeit und als eine vorzügliche Kochfrau bereitet hatte. Bald schmauste die ganze Gesellschaft mit einem bewunderungswürdigen Appetit und ließ sich den Meersburger schmecken, den besten Rebensaft, den der Hofbauer in seinem Keller hatte.

Die Sonne neigte sich gegen den Horizont, und die Zeit nahte, in der das Brautpaar aufbrechen mußte. Es wollte mit dem Abendzug bis Stuttgart und von da nach dem Rhein und über England nach Amerika reisen. Es hatte still und bewegt eine schöne Hochzeitsfeier gehabt und konnte sich wohl dafür beim Hofbauer und seinem Weib bedanken.

Konrad gab nach Tische dem Schultheißen die Schenkungsurkunde über das Ganero'sche Haus mit Allem, was es an Mobilien enthielt; er hatte sie im Namen der Wittwe ausfertigen lassen, und der Schultheiß nahm sie für die

Gemeinde mit der darin enthaltenen Bedingung an. Dann rückte das G'ſcheidtle noch der Tante Hofbäuerin an die Seite und fing mit ihr an vom Bäbele zu ſprechen und wie es mit dem Sägemüller ſo ein ſchmuckes Paar vorſtelle, als wenn es zum Heirathen beſtimmt wäre.

Das Tantle wollte ihm auch zeigen, daß ſie geſcheidt ſei, und nicht etwa, wie am Ende der Herr Neffe ſich gar einbildete, auf ihn wegen des Bäbele eine verfehlte Spekulation gemacht habe.

„Mein Bäbele und der Sägmüller?“ antwortete ſie ihm launig und abſichtlich ſo laut, daß dieſe Zwei in ihrer Nähe es gut hören konnten. „Das würd' mich nicht überraſchen, Konrad. Hab' ja längſt gemerkt, was Du mir geſagt haſt, daß ſie ſich gern mögen. Nun, der Sägmüller iſt ja ein Mann, mag er doch anfragen. Wovor hat er denn Aengſte oder Bedenken?“

Aengſte? Bedenken? Ja, ſolchen Verdacht konnte und wollte ſich Chriſtian nicht gefallen laſſen.

„Was meint die Hofbäuerin?“ fragte er, ging zu ihr heran, und da hörte Konrad nun mit dem höchſten Vergnügen zu, wie der lange Geſell der freundlichen Alten auseinanderſetzte, daß er ihr Bäbele ſo lieb habe, um es ſich zur Frau zu wünſchen. Es wurde ihm nichts Böſes erwiedert und ſchließlich ſeine Verlobung ſo gut wie abgeſchloſſen.

Veit hatte angeſpannt und alle Koffer und Kiſten aufgepackt. Konrad und ſein Weib und deſſen Mutter ſtiegen in das Gefährt. Die ganze Hochzeitsgeſellſchaft ſtand herum; das Händeſchütteln fing noch einmal an; das Glückwünſchen

zur Reiſe, das Grüßebeſtellen an Konrad's Vater und Familie hatte noch gar nicht aufgehört. Der Hofbauer nickte mit gütigem Geſicht der jungen Frau zu; der Schultheiß bedankte ſich nochmals bei der gerührten Wittwe; die Bäuerin warf Eliſa ein Packet mit Hochzeitskuchen hinauf; das Bäsle heulte, weil ihm das Herze ſo voll war, und der Chriſtian lachte den liebgewonnenen ſcheidenden Freund mit hellen Augen an.

„Hüh!“ ließ Veit die kräftigen Gäule ausgreifen, und ſchnell rollte der Wagen dahin, nach der Eiſenbahnſtation.

Der Gouverneur von Bengalen.

Biographische Skizze

von

Florian Greif.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1743, als ein junger, kaum achtzehnjähriger Engländer, Robert Clive, der Sohn eines Advokaten, in Madras an der Küste von Koromandel landete, um in den Bureaux der Präsidentschaft der ostindischen Compagnie eine Stelle als Schreiber anzutreten. Sein Vater hatte ihm diesen Posten ausgewirkt, weil ihm der junge Mann in seiner Heimath durch allerlei lose Streiche und durch sein leidenschaftliches, unbeugsames Wesen viele Sorgen bereitet hatte. Die Fremde sollte den jugendlichen Brausekopf in ihre Schule nehmen und ihn womöglich zu einem brauchbaren Menschen machen. Allein die Abneigung desselben gegen eine sitzende Lebensweise und einförmige Arbeiten trat auch hier bald genug hervor. Durch seine Nachlässigkeit zog er sich den Tadel seines Vorgesetzten, des Sekretärs zu, und erwiederte eine Zurechtweisung desselben in so unehrerbietiger Weise, daß der Sekretär bei dem Gouverneur Beschwerde führte, und dieser dem jungen Schreiber befahl, dem Sekretär Abbitte zu leisten. Robert

Clive mußte ſich fügen, wollte er nicht ſeine Stelle verlieren, als aber nachher der Sekretär, um den unliebſamen Vorfall völlig wieder gut zu machen, ihn zu Tiſch einladen ließ, ſchlug er dies trotzig ab mit dem Bemerken, der Gouverneur habe ihm nicht befohlen, mit dem Sekretär zu ſpeiſen.

Dieſer Zug iſt charakteriſtiſch für den jungen Mann, der nachmals in Indien eine der hervorragendſten Rollen ſpielen und ſeinem Vaterlande die wichtigſten Dienſte leiſten ſollte. Eine paſſende Gelegenheit, das verhaßte Kanzleibureau zu verlaſſen und das richtige Feld zur Entfaltung ſeiner Talente zu betreten, ließ nicht lange auf ſich warten.

In Europa war zwiſchen England und Frankreich wegen der öſterreichiſchen Erbfolge Krieg ausgebrochen, der ſich auch nach Indien, wo England und Frankreich gleichfalls rivaliſirten, verbreitete. Die franzöſiſch-oſtindiſche Handelscompagnie, welche anfangs blos auf die Feſtung Pondichery und einige Handelsplätze beſchränkt geweſen war, hatte allmählig durch allerlei glückliche Unternehmungen ihr Gebiet beträchtlich zu erweitern verſtanden und ein großes Uebergewicht über die Engländer in Madras erlangt. Im Jahre 1746 ging ſogar die Feſtung Madras durch Kapitulation an den Admiral der franzöſiſchen Flotte, La Bourdonnais, über. Die Engländer hatten dabei die Erlaubniß erhalten, unter der Bedingung, ſich auf Erfordern perſönlich zu ſtellen, den Platz nach Belieben zu verlaſſen. Allein Dupleix, als Gouverneur von Pondichery und oberſter Befehlshaber der franzöſiſchen Armee in Indien, wollte dieſen ohne ſeine Einwilligung getroffenen

Vergleich nicht gelten lassen und verlangte, daß alle gefangenen Engländer in Madras verblieben.

Letztere hielten sich indeß an diese Forderung nicht gebunden und suchten das Weite. Unter ihnen befand sich auch Robert Clive. Er vertauschte die Feder mit den Waffen und erschien nun auf dem Kriegsschauplatz, indem er an der jetzt beginnenden Belagerung von Pondichery Theil nahm.

Der junge Mann war mit einem Male wie umgewandelt. Aus dem trägen, unzufriedenen und störrischen Schreiber entwickelte sich in Kurzem ein eifriger, zuverlässiger und gewandter Soldat. Major Lawrence, damals der beste brittische Offizier in Indien, erkannte bald die militärischen Tugenden Clive's, schenkte ihm sein Vertrauen und nahm ihn gelegentlich auch bei Streifzügen gegen die Eingeborenen mit sich. Bald avancirte Clive zum Fähnrich und 1748 zum Zahlmeister. Seine militärische Tüchtigkeit entfaltete sich immer mehr. An die Spitze einer Heeresabtheilung gestellt, schlug er in den folgenden Jahren mehrmals mit geringen Streitkräften den überlegenen Feind. So zog er 1751 mit nur 200 englischen Soldaten und 300 freilich in europäischer Weise bewaffneten und eingeübten Sipahis (Eingeborenen) vor die Stadt Arcot und bemächtigte sich ihrer ohne Schwertstreich. Allein die entflohene Besatzung sammelte sich bald wieder, verstärkte sich durch Zuzüge von Einheimischen und etwa 4000 Franzosen zu einem Heer von ungefähr 10,000 Mann und kehrte nun zurück. Robert Clive verlor über diese unerwartete Wendung der Dinge keinen Augenblick seinen Gleichmuth.

50 Tage lang hielt der 25jährige Kapitän die Belagerung aus, um endlich in einem günstigen Momente einen Ausfall zu wagen, und obwohl seine Mannschaft bis auf 80 Engländer und 170 Sipahis zusammengeschmolzen war, die Belagerer glänzend zurückzuschlagen.

Eine Reihe weiterer militärischer Operationen, die Clive theils allein, theils unter dem Oberbefehl des Majors Lawrence ausführte, brachen immer mehr die Obmacht Frankreichs in Indien, und Clive gewann in gleichem Maße an Ehren und Ansehen. Allein durch die Strapazen und das heiße Klima litt seine Gesundheit schwer. Er wurde von einem Nervenfieber befallen, das zwar gehoben wurde, aber eine Neigung zu düsterer Stimmung in ihm zurückließ, von welcher er sich nie mehr ganz losmachen konnte. Clive mußte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit im Jahre 1753 nach England zurückkehren.

Hier warteten seiner große Auszeichnungen. Glänzende Feste wurden ihm zu Ehren veranstaltet, und die Compagnie schenkte ihm nicht nur ein mit Diamanten besetztes Schwert, sondern ernannte ihn auch zum Oberstlieutenant und Befehlshaber des Forts St. Georg mit der Anwartschaft auf das Gouvernement von Madras.

Mit diesen günstigen Aussichten ging Clive 1755 abermals nach Indien. Dort angekommen, erhielt er von der Präsidentschaft Bombay den Auftrag zur Ausführung eines Unternehmens, das wegen seiner Gefährlichkeit ebenso viel Umsicht als Kühnheit erforderte. Indische Seeräuber nämlich, welche die Schifffahrt nach der westlichen Küste von Dekhan beunruhigten, und welche bisher weder den Flotten

der Araber, noch der Portugiesen oder der Engländer gewichen waren, sollten aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben werden. Unter diesen Korsaren zeichnete sich besonders Canagin Angria durch seine Macht und Kühnheit aus. Ihm gehörte auf der Maharattenküste zwischen Bombay und Goa ein Landstrich von 60 deutschen Meilen in der Länge. Dort hatte er, um seine Raubschiffe zu decken, alle Häfen, Buchten und Ankerplätze befestigt, von denen Bancote und Geriah seine vornehmsten Festungen waren. Er war dem Handel der Engländer so gefährlich, daß ihre Kauffahrer nie ohne starke Bedeckung schiffen konnten, was einen jährlichen Kostenaufwand von über 50,000 Pfd. Sterl. verursachte.

Dem sollte ein Ende gemacht werden. Der Hauptangriff war auf Geriah gerichtet, wo sich Angria aufhielt und seine Kriegsvorräthe und Reichthümer aufbewahrte. Clive schiffte sich mit 1300 Mann auf der Flotte ein, und während diese Geriah von der Seeseite beschoß, griff er mit seinen Truppen die Festung von der Landseite an. Trotz des heftigsten Widerstandes mußte Geriah sich ergeben, und obwohl Angria entkam, so büßte er doch seine ganze Macht ein, und seine Räubereien hörten fortan auf.

Obgleich Clive also auch hier erfolgreich gewesen war, stand ihm die wichtigste Unternehmung, die ihn auf den Gipfel seines Ruhmes heben sollte, noch bevor. Dies war die Eroberung von Bengalen, wodurch die brittische Macht in Ostindien begründet wurde. Von jetzt an erscheint Clive nicht mehr blos als Soldat, sondern zugleich auch als Staatsmann, denn was ihm seine außerordent-

lichen Erfolge sicherte, das war nicht nur seine kühne und geschickte Kriegführung, sondern in gleichem Maße sein politischer Blick und seine wohlberechnete Unterhandlungskunst.

Die Engländer genossen bisher die Erlaubniß, in Bengalen Handel zu treiben; ihre Hauptniederlassung war zu Kalkutta an einem Arm des Ganges. Aber sie hatten von den Eingeborenen unsäglich zu leiden. Namentlich der Nabob von Bengalen, Surahjah-Dowla, ein äußerst eigennütziger und gewaltthätiger Machthaber, war auf die Privilegien der Engländer eifersüchtig und glaubte seine Hoheitsrechte durch sie geschmälert. Unter einem Vorwand war derselbe 1756 in die englischen Niederlassungen eingefallen, hatte ihre Waarenlager geplündert und war mit einer großen Streitmacht nach Kalkutta gezogen, das seiner ungenügenden Befestigung wegen keinen Angriff aushalten konnte und also ohne Mühe erobert, ausgeraubt und verbrannt wurde. Die Einwohner, welche sich nicht hatten durch die Flucht retten können, wurden gefangen genommen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß 146 Engländer in ein enges, dunkles Loch gesperrt wurden, das nur an einer Seite zwei kleine Oeffnungen hatte, infolge dessen 123 über Nacht vor Hitze, Durst und Mangel an Luft um's Leben kamen. Diese Nachricht verbreitete Furcht und Entsetzen. Ein allgemeiner Ruf nach Rache erhob sich.

Clive, der inzwischen Oberst geworden war, erhielt den Auftrag, sich mit 1900 Mann unter Bedeckung einer Kriegsflotte nach Bengalen einzuschiffen, und trat dort am 15. Dezember 1756 an's Land. Nachdem er die Flüchtigen,

welche waffenfähig waren, mit sich vereinigt hatte, wurde Kalkutta sogleich von der Land- und Seeseite angegriffen, und schon in den ersten Tagen des Januars mußte es sich ergeben.

Ein kleiner Zwischenfall, der sich hieran knüpfte, ist wieder ganz charakteristisch für Clive. Admiral Watson nämlich hatte nach der Einnahme von Kalkutta zum Kommandanten desselben einen Kapitän bestellt, den Oberst Clive als Befehlshaber der Landtruppen nicht anerkennen wollte. Da nun Watson seine Verfügung nicht zurücknahm und Clive nicht gewohnt war, nachzugeben, besonders wenn er wie hier, das Recht auf seiner Seite hatte, so nahm er die Festung selbst in Besitz. Der Admiral, auf's Aeußerste aufgebracht, gebot jetzt, sie zu räumen, und drohte sogar, ihn mit Kanonen daraus zu vertreiben; allein Clive ließ sich dadurch keineswegs abschrecken und beharrte, bis der Andere es selbst für gut fand, nachzugeben.

Der Nabob kam nun mit einer Heeresmacht von 50,000 Mann und einem großen Artillerietrain herangerückt und lagerte sich in der Nähe von Kalkutta, während sich Clive in einiger Entfernung davon verschanzt hatte. Diese Situation war für den Letzteren äußerst bedenklich und er mußte sich daher wider seinen Willen auf eine Friedensunterhandlung einlassen. Er hatte sich aber bei dem Feinde bereits so in Respekt gesetzt, daß sich dieser dem Friedensvertrag mit allen Bedingungen, welche Clive gestellt hatte, unterwarf. Allein der Nabob hielt den Vertrag nicht, vielmehr knüpfte er insgeheim mit den Franzosen an und

munterte dieſe auf, nach Bengalen zu kommen. Als dies Clive gewahr wurde, beſchloß er rückſichtslos vorzugehen. Zunächſt unternahm er einen Sturm auf die franzöſiſche Niederlaſſung zu Chandernagore, um nach dieſer Seite hin Schrecken einzuflößen, und auch dies gelang, der Platz fiel in ſeine Hände. Jetzt galt es, den Nabob ſelbſt niederzuſchlagen und ſich an ihm wegen der begangenen Treuloſigkeit zu rächen. Derſelbe ſtand mit ſeinem Heere bei Plaſſey in der Nähe ſeiner Hauptſtadt und wagte trotz ſeiner vielfachen Uebermacht keinen Angriff. Da er längſt alle Großen ſeines Reiches gegen ſich hatte, ſo wurde im Einverſtändniß mit einigen derſelben beſchloſſen, einen Aufſtand herbeizuführen und ihn abzuſetzen. Zum Nachfolger beſtimmte man einen von ſeinen Generälen, Mir-Jaffier. Man hatte verabredet, Clive ſollte den Nabob angreifen und Mir-Jaffier während des Gefechtes mit ſeiner Mannſchaft zu den Engländern übergehen. Im Vertrauen darauf, daß Mir-Jaffier ſeine Verrätherei ausführen werde, zog nun Clive mit ſeinem kleinen Heer von nur 3000 Mann dem Nabob entgegen, der mit faſt zwanzigmal ſtärkeren Streitkräften noch immer vor Plaſſey ſtand.

Allein der verabredete Zeitpunkt verſtrich, ohne daß Mir-Jaffier den Verrath ausführte Clive ſah ſich in einer höchſt kritiſchen Lage. Wollte er zurückmarſchiren, ſo mußte er befürchten, daß ihn der Nabob mit ſeiner zahlreichen Reiterei verfolgen und niedermachen werde. Oder ſollte er mit ſeinen 3000 Mann ein Heer von 50,000 angreifen? Zum erſten Male bei ſeinen Unternehmungen berief er einen Kriegsrath zuſammen. Dieſer ſtimmte für

den Rückzug. Allein dazu mochte sich Clive nicht bequemen und mit Tagesanbruch begann er verwegen die Schlacht.

Auch diesmal war ihm das Glück hold. Eine gut geleitete Kanonade tödtete gleich anfangs mehrere der besten Offiziere des Nabob, und Surahjah-Dowla mußte mit Schrecken sehen, daß in seinen Reihen Unordnung einriß; dazu ließ jetzt Mir-Jaffier auch noch dem englischen Feldherrn heimlich sagen, er möge nur das Gefecht fortsetzen, er, Mir-Jaffier, würde im geeigneten Momente mit seinen Truppen übergehen. Dies geschah denn diesmal auch. Das ganze Heer der Bengalen wendete sich zur Flucht und das ganze Lager derselben wurde erobert. So wurde bei Plassey am 26. Juni 1757 das Schicksal Indiens entschieden. Clive und Mir-Jaffier folgten den Flüchtigen auf dem Fuße nach, eroberten die Residenz des abgesetzten Fürsten, und dieser selbst wurde auf der Flucht getödtet, Mir-Jaffier aber an seiner Stelle zum Nabob von Bengalen ernannt.

Die Schätze, welche Clive in der Residenz fand, waren ungeheuer. Die ostindische Gesellschaft erhielt als Kriegsentschädigung 800,000 Pfund gemünztes Silber und Clive nahm für seine Person 200,000 bis 300,000 Pfund. Letzteres war aber der ganze Reichthum noch nicht, den sich der siegreiche Feldherr in Bengalen zusammenraubte und den Einige auf Millionen Pfund Sterling berechnen.

Vom Kaiser von Delhi erhielt Clive überdies durch Vermittelung des neuen Nabobs die Würde eines indischen Omra oder Edlen des Mogulreiches mit dem Titel Sabed Sing, d. h. glücklicher Krieger, und dazu, um seinem Range

gemäß leben zu können, ein Lehen, das ihm jährlich mehr als 30,000 Pfd. Sterl. einbrachte.

Als Bengalen solchergestalt unterworfen worden war, kehrte Clive 1760 nach England zurück. Hier ward er mit großen Ehren empfangen und seine Verdienste um die Erweiterung der brittischen Macht in Ostindien vom König Georg III. mit der Würde eines Peers und dem Titel eines Barons v. Plassey belohnt. Zugleich wurde er zum Gouverneur von Bengalen ernannt.

So stand Clive auf dem Gipfel seines Glückes, überhäuft mit Ehren und Auszeichnungen und im Besitz eines reichen pekuniären Gewinnes. Niemand mochte damals ahnen, welch' trauriges Ende diese glänzende Laufbahn nehmen würde.

Noch einmal kehrte der Gefeierte, mit wichtigen Missionen betraut, nach Ostindien zurück. Dies war im Jahre 1765, als neue Unruhen daselbst ausgebrochen waren und der Mogul den Schutz der brittischen Waffen angerufen hatte. Von der ostindischen Compagnie mit der Präsidentschaft und dem Kommando in Bengalen mit außerordentlicher Vollmacht versehen, landete Clive in Kalkutta. Wiederum verstand er es, die augenblickliche Situation auf's Vortheilhafteste auszunützen und die Ruhe wieder herzustellen. Zunächst ließ sich Clive von dem Mogul, der sich unter seinen Schutz begeben hatte, zum Lehnsträger der Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa erheben und gewann hiemit der Compagnie die Herrschaft über Länderstriche von mehr als 15 Millionen Bewohnern. Nachdem er alle Aufträge erfüllt, die Finanzen geregelt und ein

neues Regierungssyſtem eingeführt hatte, legte er ſeine Würde 1767 nieder und kehrte mit neuen großen Reichthümern nach England zurück.

Allein diesmal war ſein Empfang in der Heimath ein anderer. Zwar bezeugte ihm der König wiederum ſeine Anerkennung, indem er ihm den Bathorden verlieh, aber im Volke machte ſich eine auffallende Unzufriedenheit bemerkbar. Die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher Clive in Indien vorgegangen war, hatte die Intereſſen mancher Großen verletzt, und es wurde vielfach behauptet, daß er ſeine Gewalt überſchritten, mancherlei Ungerechtigkeiten begangen und ſich über Gebühr bereichert habe. Waren die indiſchen Emporkömmlinge oder die Nabobs, wie man ſie nannte, ſchon überhaupt ein Gegenſtand des Neides, ſo mußte Clive um ſo mehr Mißgunſt erwecken, als er höchſt pomphaft auftrat, großen Luxus entfaltete und ſtolze Paläſte aufführte. Als nun im Sommer 1770 in Bengalen eine Hungersnoth ausbrach, da ließ ſich der allgemeine Unwille gegen die oſtindiſchen Großen und insbeſondere gegen Clive nicht mehr beſchwichtigen. Man forderte eine gründliche Unterſuchung, und das Parlament machte ihm 1773 den Prozeß.

Bei dem außerordentlichen Selbſtbewußtſein und dem unerſättlichen Ehrgeiz, der den bisher ſo gefeierten Mann beſeelte, iſt es begreiflich, wie furchtbar niederſchmetternd dieſe Demüthigung auf ihn einwirken mußte. Er trat vor ſeine Richter, wies auf das hin, was er ſeinem Vaterlande geleiſtet, und rechtfertigte ſein Benehmen in einer ſo glänzenden Rede, daß ihn das Haus der Gemeinen

nicht zu verurtheilen wagte, vielmehr ſeine Verdienſte auf's Neue anerkannte. Doch machte man geltend, daß die Erwerbungen, welche Clive für ſeine Perſon in Oſtindien gemacht, und namentlich die Geldſummen, die er von Mir-Jaffier empfangen, von rechtswegen dem Staate gehörten, auch ließen ſich die Ungerechtigkeiten, die Clive im Intereſſe der Compagnie begangen, nicht ableugnen.

Dies Alles kränkte den hochmüthigen Mann auf's Tiefſte. Ueberhaupt wurde ſein Stolz durch die Art, wie man ihn öffentlich zum Gegenſtand einer Unterſuchung machte und ſeine Handlungsweiſe kritiſirte, auf's Schwerſte verletzt. Er verfiel in Schwermuth, und ſo konnte es geſchehen, daß er verbittert und lebensmüde am 22. November 1774 ſeinem Daſein durch einen Piſtolenſchuß ein Ende machte.

Ein Kind des Glücks und ein Mann der That verſchwand mit ihm vom Schauplatz der Welt, mit ſeinem Schickſal eine draſtiſche Beſtätigung für die ewige Wahrheit ablegend, daß alle Glücksgüter der Erde dem Menſchen nicht zum Heile gereichen können, wenn er ſich nicht den Frieden ſeiner Seele zu bewahren weiß.

Die „Malerei der Nadel".

Beitrag zur Geschichte des Kunstgewerbes.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Daß die Kleider bereits im frühesten Alterthum eine Verzierung durch eingenähte Fäden erfuhren, geht aus den Darstellungen auf den ältesten Bildwerken der Egypter und Assyrer, sowie auf den frühesten Vasengemälden der Griechen hervor, so daß die Kunst der Stickerei wahrscheinlich nicht viel jünger ist, als die Weberei. Trotzdem die Art der Handarbeit auf einen weiblichen Erfinder hindeutet, war es merkwürdigerweise doch ein Mann, der die Kunst des Stickens — d. h. das Verfahren, gewebte Stoffe durch auf- oder eingenähte Muster zu verzieren — erfunden hat, und zwar ein Mann, welcher durch die Geburt das höchste Vorrecht genoß: ein König; er wohnte im Mittelpunkte Kleinasiens und war der Beherrscher von Phrygien. Wurden doch im Orient sehr viele Arbeiten, welche allüberall im Abendlande lediglich den Frauen zufallen, von Männern verrichtet, und noch heute ist dort mancher Industriezweig, der bei uns ganz und gar oder doch größtentheils von Frauen betrieben wird, in den Händen des männlichen Geschlechts. Im klassischen Alterthum hießen

geſtickte Gewänder phrygiſche, die Sticker phrygiones und die Goldſtickerei auriphrygium, woraus mindeſtens ſoviel hervorgeht, daß die Phrygier es in der Stickerei zu beſonderer Meiſterſchaft gebracht hatten. Indeſſen findet man die Kunſt des Stickens auch bei allen anderen Völkern Aſiens ſchon in den früheſten Zeiten in Gebrauch. Homer erzählt, daß die Göttinnen des Olymps ſich mit der Kunſt des Stickens beſchäftigt hätten. Auch von der berühmteſten Schönheit des klaſſiſchen Alterthums, von Helena, berichtet der Dichter, daß ſie eine hohe Fertigkeit in der gleichen Kunſt erlangt habe; ebenſo wird von Andromache erzählt, daß ſie liebliche Stickereien verfertigt habe. Die Leibbinden der Circe und der Kalypſo waren fein gezierte Näharbeiten.

Mit der Geſchichte der Stickerei ſteht aber im innigſten Zuſammenhange die Entwickelung, welche die Nadel im Laufe der Zeiten genommen hat. Die erſten Nadeln, deren Erfindung die Alten der Göttin Bellona zuſchrieben, waren Dornen. Später gelangten Stacheln von Thieren, z. B. vom Igel, zur Verwendung. Die beſten Nadeln boten aber die Fiſchgräten dar, da ſich bei ihnen leicht ein Widerhaken anbringen ließ, der das Durchziehen des Fadens ſtatt des Durchſchiebens ermöglichte. Der Uebergang von der natürlichen Nadel, wie ſie das Pflanzen- und Thierreich bot, zu der künſtlich verfertigten war nicht ſchwer, ſobald die Menſchheit den Gebrauch und die Bearbeitung der Metalle kennen gelernt hatte. Daß die alten Kulturvölker ſchon metallene Nadeln benützt haben, läßt ſich aus den Angaben verſchiedener Schriftſteller, ſo-

wie aus Ueberbleibseln der Vorzeit nachweisen. In den Ueberresten etruriſcher, griechiſcher und römiſcher Kultur, welche bis auf unſere Tage gekommen ſind, findet man Nadeln von ſo vorzüglich geſchmackvoller und künſtleriſcher Ausführung, daß ſie noch jetzt als empfehlenswerthe Muſter dienen könnten.

Das Material, womit man ſtickte, war äußerſt mannigfaltig. Die Frauen Mexiko's führten zur Zeit des Cortez Stickereien in vielfarbigen Federn aus; am häufigſten jedoch wurde von jeher zu den Stickereien gefärbte Wolle benützt; mit Gold wurde zuerſt unter König Attalus von Pergamum geſtickt, während die Silberſtickerei erſt unter den byzantiniſchen Kaiſern aufgekommen ſein ſoll.

Die Kunſt, mit der Nadel Blumen, Früchte, menſchliche und thieriſche Formen oder irgendwelche erfundene Zeichnungen auf Gewebe von Seide, Leinwand, Baumwolle, Wolle, Hanf und anderen Arten von Stoffen zu ſticken, iſt ebenfalls von ſehr hohem Alter. Jene Muſter, die wir in ſo vielerlei Arten auf den Gewändern der egyptiſchen und aſſyriſchen Denkmäler ſehen und beſonders an den gebrannten Thonvaſen der Griechen früherer oder ſpäterer Periode gemalt finden, und von welchen wir in den Schriften jener Völker leſen, waren nicht auf dem Webſtuhle gewebt, ſondern mit der Nadel gearbeitet. Der alte egyptiſche Webſtuhl war, wie man aus den Malereien erſieht, von der einfachſten Form. Wie es ſcheint, war man nicht im Stande, mehr als gerade Linien verſchiedener Farbe, höchſtens vielleicht karrirte Arbeit darauf herzuſtellen. Alles, was darüber ging, wurde mit der Nadel von der

Hand hinein gestickt. Die vielen Kleider, die auf den Monumenten der achtzehnten Dynastie gemalt sind, zeigen, daß die verschiedenartigsten Muster bei den Egyptern schon vor über dreitausend Jahren im Gebrauche waren, wie auch später bei den Babyloniern, deren Nadelarbeiten Berühmtheit hatten. Aus dem Buche Exodus ersieht man, daß die Israeliten, welche die Kunst des Stickens in Egypten lernten, bereits in frühester Zeit ihre Gewänder stickten. Jedoch bezieht sich das Wort „Stickerei“, das sich im Bibeltexte findet, oft nur auf einfache Weberei in farbigen Streifen und nicht auf Handstickerei.

Das Sticken selbst von Schiffssegeln war im Osten nichts Ungewöhnliches. Die Boote, welche bei den heiligen Festen auf dem Nil gebraucht wurden, waren auf diese Weise verziert. Babylon insbesondere war, wie Plinius berichtet, berühmt durch die Schönheit seiner Stickereien. Alle, welche die von Niniveh stammenden Skulpturen im brittischen Museum sahen, werden bemerkt haben, wie verschwenderisch die Assyrer ihre Gewänder mit Nadelarbeiten ausstatteten. Auch die Bibel weiß uns von den Handarbeiten der jüdischen Frauen viel Interessantes zu erzählen.

Die Griechen machten die Göttin Minerva, von der Ovid zu berichten weiß, daß sie in ihren Stickereien Licht und Schatten gleich einem Maler zu vertheilen gewußt habe, zur Erfinderin der Stickkunst; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Kunst durch die Perser nach Griechenland gekommen ist. Von Alexander dem Großen und Julius Cäsar wissen wir, daß sie die Kunst der

Nadelarbeit hoch schätzten und sich gerne damit schmückten. Die römischen Dichter beschrieben viele kostbaren Stickereien genau in allen ihren Einzelheiten, und es geht aus ihren Mittheilungen hervor, daß man zu ihrer Zeit schon die mannigfaltigste Anwendung kunstreicher Nadelarbeit kannte. Sonderbarerweise ist aber in ihren Schilderungen nicht erwähnt, daß sich die Frauen mit der Arbeit befaßt hätten; es scheint, als ob die Männer die Ausschmückung von Tüchern und Gewändern mit Stickereien allein betrieben hätten, als ob dies lediglich ein Gegenstand der Gewerbsthätigkeit gewesen wäre und zu den häuslichen Arbeiten nicht gerechnet worden sei. Die Matronen des alten Rom drückten häufig in der Art, wie ihre Kleider gestickt waren, ihren Rang aus, sie zeigten auf diese Weise ihr Alter. Plinius erzählt, daß die Frauen seiner Zeit alte Stickereien ausschnitten und auf eine neue Stoffunterlage hefteten; dies ist nichts Anderes, als was wir gegenwärtig „Applikation" nennen. Gestickte Vorhänge, Zimmerverzierungen u. s. w. kamen nach Rom erst zur Kaiserzeit; die Leute, welche sich damit beschäftigten, hießen „plumarii" oder „polymitarii". Später leistete Byzanz Namhaftes in der Kunststickerei, als dort die oströmischen Kaiser herrschten und die unter ihrem Scepter stehenden griechischen Einwohner die Kunst des Stickens betrieben, und von Byzanz aus fand sie in den christlichen Kirchen sowohl zur Ornamentirung der kirchlichen Gewänder, als zur Bekleidung der Altäre und der Innenwände der Kirchen vielfache Verwendung; Teppiche traten bei Feierlichkeiten an die Stelle der Mosaiken und Wandmalereien. Ja,

die Gläubigen gingen noch weiter und trugen Gewänder, bedeckt mit Stickereien, welche das Leben und die Wunderthaten Jesu Christi darstellten. Daß man so viele Gegenstände auf ein Gewand vereinigen konnte, beweist, daß sie sehr klein gewesen sein müssen, in Contour gestickt, ein Styl, welcher mit gutem Effekt wieder in unsere moderne kirchliche Kunst aufgenommen wird.

In's europäische Abendland gelangte die Stickerei zuerst etwa siebenhundert Jahre nach Christi Geburt, und England ist damals ihre erste Heimstätte gewesen. Britannien war zu jener Zeit noch in sieben kleine Königreiche eingetheilt, und die zahlreichen fürstlichen Höfe begünstigten die Ausbreitung der kunstreichen Handarbeit. Mit dem Eintritte in die nordischen Länder beginnt die Pflege der Kunst des Stickens durch die Frauen, bei den germanischen Völkern wurde sie von Anfang an dem weiblichen Geschlechte zugewiesen, höchstens wenn es die Ausschmückung von Kirchen galt, unterzogen sich die Mönche der zarten Arbeit, oder wenn es sich um Kunstformen handelte, welche den Frauen nicht geläufig waren. Karl's des Großen Mutter, der schönen Bertha, und seinen Töchtern wurde nachgerühmt, daß sie vortreffliche Stickerinnen seien. Ludwig der Fromme trug, wie uns sein Biograph, der Mönch Thegan von St. Gallen, erzählt, bei festlichen Gelegenheiten goldgestickte Beinkleider, und sein Zeitgenosse, Ermoldus Nigellus, schildert:

„— ein Kleid, das starret von Gold und Edelsteinen,
Wie's mit erhabener Kunst sticken Minerva nur kann."

Das schenkte Ludwig dem Dänenkönige Harald, als dieser

sich taufen ließ und er als Pathe fungirte. Nonnen übten in stiller Klause die Kunst des Stickens, und von da verbreitete sie sich an den Höfen der Könige und Fürsten, wie unter den Frauen und Töchtern der Vornehmen und Reichen. Man bestellte Fürstentöchtern eine „Meisterin" im Sticken und gab ihnen eine Anzahl junger Mädchen zur Seite, die den Unterricht mit genossen. Weniger Bemittelte aber schickten ihre Töchter in's Frauenkloster, wo der gleiche Unterricht fast die ganze Lehrzeit ausfüllte. So lernten hohe Frauen die Gewänder ihrer Gatten kunstreich mit Wappen und Bildnissen schmücken.

Aus dieser Zeit (dem 11. Jahrhundert) stammen unter Anderem der von Gisela, der frommen Gemahlin Stephan's des Heiligen, gefertigte Krönungsmantel der ungarischen Könige und die drei in Gold gestickten Gewänder, welche Heinrich II. dem Dom zu Bamberg schenkte. Und man begnügte sich nicht mehr mit der bloßen Nachahmung bereits vorhandener Muster, sondern ersann selber figurenreiche Schildereien; im Nibelungenlied sticken Chriemhild und ihre Frauen für Sigfried und Günther kostbare Gewänder. Treffliche Stickereien gingen damals namentlich aus den Klöstern der Benediktiner am Rhein und an der Donau hervor, denen es dann die Cisterzienser, Dominikaner und Franziskaner gleich thaten, sowohl in Bezug auf die Technik, als auf Hebung und Förderung deutscher Kunstform.

Von den germanischen Völkern war es, wie bereits erwähnt, das englische, das die edle Kunst des Stickens hoch in Ehren hielt, wie denn Mathilde, die Gattin Wilhelm's

des Eroberers, als die Urheberin der ältesten auf uns gekommenen Kunststickerei, der hochberühmten Tapisserie de Bayeux (eines sogenannten Trauerteppichs) gilt. Die Engländer haben unter den Musterzeichnern sogar einen Heiligen aufzuweisen, den Erzbischof Dunstan von Canterbury, der auch als Maler, Bildschnitzer und Erzgießer sich auszeichnete und im Jahre 988 das Zeitliche segnete. Wilhelm der Eroberer trug bei der Festfeier nach der Schlacht bei Hastings (1066) einen prächtig gestickten Mantel, vielleicht auch ein Werk seiner Gattin. Noch Katharina von Aragonien, die erste von Heinrich's VIII. sieben Gemahlinnen, beschäftigte sich im Kreise ihrer Frauen mit Handarbeit. Margaretha von Navarra, die Großmutter Heinrich's IV. von Frankreich, war wegen ihrer Fertigkeit im Sticken nicht weniger berühmt, denn als Dichterin, und Maria Stuart und ihre glückliche Gegnerin Elisabeth übten Beide die Kunst der Nadel. Maria und die Königin Margot, Heinrich's IV. erste Gemahlin, hatten sie von Katharina von Medici erlernt, von der Brantôme schreibt: „Ihre Nachmittage brachte sie damit hin, daß sie in Seide stickte, worin sie die höchst mögliche Vollendung erreichte.“

Sehr lange dauerte es, ehe die Kunst der Stickerei so weit in's bürgerliche Leben drang, daß sie als eingeführt in die Familien gelten konnte. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts vollzog sich diese Verallgemeinerung. Um jene Zeit hatten sich die Städte zu großem Wohlstand entwickelt, reiche Bürger- und Patriziertöchter überboten sich in Kleiderpracht, und es wurde als nothwen-

diger Schmuck angesehen, die Säume der seidenen Kleider mit Stickereien zu verbrämen. Auch auf den Burgen und Schlössern fand die gleiche Neigung Eingang, zumal die Troubadours, von einem Ritterſitze zum andern wandernd, in ihren Liedern viel Schönes von dem Glanze und der Pracht der bei Turnieren und Festgelagen zur Schau getragenen Gewänder berichteten. Die Edelfräulein begannen, ihren erkorenen Rittern Prunkgewänder anzufertigen. Sie verwendeten aber nicht bloß Gold und Seide für ihre Nadelmalereien, die Geschenke von ihrer Hand erhielten einen viel höheren Werth, wenn der Haarschmuck der Geliebten in die Stickerei verflochten war. Das Lied eines französischen Minnesängers beweist, wie weit dieser Gebrauch ausgedehnt wurde. Der Sänger erzählt nämlich von einem Könige, welcher seiner Dame einen Mantel geschenkt habe, welcher mit vielen Stickereien aus den Barthaaren von neun überwundenen Fürsten geschmückt gewesen sei. Damit nicht genug, habe der nämliche siegreiche Herrscher den Plan gehabt, auch noch den Saum des Mantels verzieren zu lassen, sobald er den zehnten Gegner, welchen er erst noch zu besiegen gedachte, überwunden haben würde.

Als das 13. Jahrhundert, die Glanzperiode ritterlicher Herrlichkeit, sich seinem Ende nahte, mochten von des Rheines grünem Strande bis tief hinein in das alte romantische Land Spanien wenig Burgen zu finden sein, in deren Kemenaten nicht die Schloßherrin sammt ihren Töchtern der Kunststickerei obgelegen hätte. Auf den Waffenröcken und übrigen Gewandstücken der Ritter prangte ein

bunter Schmuck der verſchiedenartigſten Thierfiguren; ferner waren die Schabracken und die Zäume der Roſſe, ſogar die Gezelte mit Ornamenten geſchmückt. Die Helmzierde, die Schärpe, das Banner trugen nicht minder einen Schmuck, der von ſchöner Hand und kunſtreicher Nadelarbeit herrührte.

Man darf übrigens die Stickereien jener Zeit durchaus nicht mit den Arbeiten vergleichen, welche unſere Damen nach genau vorgeſchriebenen Muſtern herzuſtellen pflegen; denn damals waren die Stickereien zugleich Erfindungen der ſchönen Arbeiterinnen. In der altdeutſchen Dichtung „Gudrun" werden Teppiche beſchrieben, worauf in einer Reihe von Figuren die Geſchichte der Vorfahren des Helden Sigfried, insbeſondere die Thaten Sigurd's, dargeſtellt geweſen. Ein ſpäteres Heldengedicht erzählt von einem Kleidungsſtück, worauf Scenen aus der Belagerung von Troja und aus den Kriegen Kaiſer Karl's des Großen geſtickt waren.

In Deutſchland ward die Kunſtſtickerei ſeit dem 16. Jahrhundert gewerbsmäßig betrieben, und es thaten ſich darin beſonders hervor: Feuchtel und Hans Menzinger in München, Hans Mehrl zu Regensburg, Bernhard Müller zu Nürnberg, Suſanna Viſcher (eine Urenkelin Peter Viſcher's) zu Nürnberg und Andere. Bedeutendere Muſterbücher erſchienen zu Köln 1527, zu Augsburg 1534 und zu Nürnberg 1597.

Bezüglich der Weißzeugſtickerei reichen die Nachrichten nicht über das 11. Jahrhundert zurück. Aus jener Zeit wird von den Chroniſten gemeldet, daß man geſtickte Lein-

tücher in den Kirchen gebraucht habe. Alljährlich, wenn die Faſtenzeit eintrat, wurden in den Kirchen am Aufgange des Chores große Leintücher aufgehängt, um den Chor zu verhüllen und von dem Schiff der Kirche abzutrennen. Die urkundlichen Aufzeichnungen beſagen nun, man habe dieſe großen Gardinen mit Stickereien verziert und unter Anwendung des Tabouretſtiches Figuren und Ornamente auf den Vorhängen angebracht. Weil dieſe Gardinen nur in der Faſtenzeit gebraucht wurden, gab ihnen das Volk den Namen „Hungertücher"; dies Wort hatte alſo urſprünglich eine ganz andere Bedeutung, als diejenige iſt, welche wir ihm jetzt im Sprichwort beizulegen gewohnt ſind.

Allmählig wurde aus der Stickerei ein förmliches Gewerbe, und Zünfte für Bild- und Wappenſtickerei entſtanden, welche die Technik auf alle mögliche Weiſe erweiterten und mit dem Aufſchwung der Malerei im 15. Jahrhundert auch die Plattſticharbeiten ſehr verbreiteten. Im weiteren Verlaufe aber gerieth die Stickerei, je mehr ſie die Malerei völlig erſetzen oder gar ihre Figuren und Ornamente plaſtiſch auftragen wollte, auf Abwege. Zu ihrem ferneren Verfalle trugen dann im 16. Jahrhundert der große Aufſchwung der flandriſchen Figurenweberei (Arrazzi) und die Bevorzugung der Weißſtickerei bei; doch arbeiteten auch damals noch bedeutende Meiſter, z. B. Paolo Veroneſe, für Zwecke der Stickerei.

Mit dem dreißigjährigen Kriege, durch welchen das deutſche Kulturleben in ſeinen Grundfeſten erſchüttert

wurde, kam gleich den anderen Zweigen des Kunsthandwerkes auch die schöne Kunst der Stickerei in Verfall. Bis zur französischen Revolution trugen Vornehme und Wohlhabende beiderlei Geschlechts zwar reichgestickte Kleider, allein die Produkte dieser Periode lassen sich mit den Arbeiten der Vorzeit nicht vergleichen; es waren zumeist mechanische Nachahmungen vorgezeichneter Muster, wodurch die Kunst des Stickens zum Handwerk herabgedrückt wurde. Erst in der neuesten Zeit war man vielfach bestrebt, die Malerei der Nadel wieder zu Ehren zu bringen und die Stickerei wieder zur Kunst zu erheben, und in der That kann man behaupten, daß in den letzten Jahren eine wesentliche Verbesserung und Veredelung der weiblichen Nadelarbeit zu verzeichnen ist, und daß die Stickerei eine immer würdigere Stellung in der Kunstindustrie einzunehmen beginnt; namentlich auf dem Gebiete der modernen Wohnungseinrichtung ist ihr eine ganz hervorragende Rolle zugetheilt worden.

Um den Umschwung recht deutlich zu erkennen, welcher sich in diesem Zweige der Kunstarbeit vollzogen hat, braucht man nur einen Rückblick auf die letzten Decennien zu werfen. Worin bestanden damals die Beiträge, welche die „emsige Frauenhand“ für die Ausschmückung der Wohnräume lieferte? Gewiß erinnert sich noch Jedermann jener Nadelschöpfungen, welche, jetzt fast gänzlich vom Schauplatze verschwunden, ehedem so ziemlich in jeder Wohnung anzutreffen waren. Wer gedenkt nicht beispielsweise jener, namentlich in alten Herrenzimmern als Geschenke von schöner Hand prangenden Tischdecken, welche mit den so beliebten

„Tuchblumen“ reich besetzt waren? Wen ergötzten nicht auf Sophakissen und Armstühlen die auf fliederblauem Stramin mit Berlinerwolle ausgeführten Darstellungen von allerhand Papageien, Hunden, Katzen oder sonstigem Gethier, und wessen Fuß wäre nicht scheu zurückgewichen, um nicht den üppig grünenden und blühenden Gartenflor jener Teppiche zu zertreten, die als das gestickte Symbol des poetischen Wunsches: „Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht!“ zu betrachten waren? Es bedarf gewiß nicht weiter der Begründung, daß ein Sessel oder ein Kissen nicht der richtige und schickliche Platz für ein Porträt ist, wobei es einerlei ist, ob wir uns darauf setzen oder unseren Rücken dagegen legen. In dem einen wie in dem anderen Falle decken wir es zu mit unserer werthen Person, und dieses Zudecken können wir nicht vermeiden, da ja der Sessel zum Sitzen, nicht zum Ansehen bestimmt ist, während dieses wiederum die Bestimmung des Porträts ist. Was nun vom Sessel gilt, das wird auch bei vielen anderen Gegenständen seine Richtigkeit haben, daß sie sich eben nicht mit Porträts verzieren lassen. Andererseits aber sind es nicht Porträts allein, welche auf Kissen zu sticken geschmacklos ist. Es ist vielfach Gebrauch, Ohr- und Rückenkissen, Sesselüberzüge, Taschen, Fußsäcke und Fußschemel durch allerlei Stickereien zu verzieren, und der Geschmack der Dame nimmt nicht Anstoß daran, daß wir unseren Kopf zum Schlummer auf ein zärtliches Paar legen, daß wir unseren Rücken gegen eine Felsenlandschaft lehnen, daß wir mit unseren Füßen Thier- und Menschenbildungen zu betreten haben. Uebrigens ist es mit allen

diesen geschmacklosen und zweckwidrigen Dingen nun glücklicherweise fast vollständig vorbei.

Die technische Seite des Stickens können wir hier natürlich nur flüchtig berühren. Wie uns verschiedene, noch wohl erhaltene Beispiele lehren, hat die Kunst der Stickerei im Mittelalter figürliche Werke ausgeführt, die auf der Höhe der Malerei stehen und sich neben ihren Arbeiten sehen lassen können, sie sogar — und darin besteht der Vorzug der Stickerei — an Glanz und Schmelz der Farben übertreffen. Sie hat sich dazu verschiedener Arten der Technik bedient, die sie neben einander an demselben Werke je nach dem Gegenstande verwendet hat. So z. B. sind die Gesichter durchweg im Plattstich ausgeführt, und das ist auch wohl hiefür die einzig richtige Weise, da sie erlaubt, den Faden nach Willkür zu legen, wie der Maler seinen Pinsel führt. Die alten Verfahrungsweisen sind heute verschiedentlich von der kirchlichen Stickerei aufgenommen worden, und sie ist es in erster Linie, welche in unseren Tagen Kunststickereien liefert, an denen man Vergnügen haben kann. Aber auch die bürgerliche Stickerei, die häusliche Stickerei folgt bereits vielfach ihrem Beispiele. Die Arbeit wird freilich hiedurch nicht erleichtert, allein sie wird aus einer langweilig mechanischen, gedankenlosen, deren Verdienst fast nur im Abzählen besteht, zu einer freien und künstlerischen, welche Urtheil, Geschmack und eine gewisse Fähigkeit im Zeichnen voraussetzt.

In neuerer Zeit ist der Handstickerei eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz in der Maschinenstickerei er-

wachsen; namentlich in Bezug auf das Feinbesticken der Weißwaaren, das feine Plattsticken und das Grobsticken in Kettenstich hat die Maschinenstickerei in der Schweiz an Umfang und an technischen und wirthschaftlichen Verbesserungen während der letzten Jahrzehnte erheblich gewonnen und ist in Verbindung mit hausindustriellen Beschäftigungen auch in Frankreich und Belgien konkurrenzfähig eingeführt worden. Die Stickmaschinen sind von ganz eigener Art insofern, als sie nicht sowohl die menschliche Kraft durch Elementarkraft ersetzen, als vielmehr die Körperkraft der Arbeitenden zum gleichzeitigen Bewegen vieler Nadeln verwerthbar machen und zugleich dem Sehen durch Vergrößerung der Stickmuster zu Hilfe kommen. Der Arbeiter oder die Arbeiterin stickt mittelst der Maschinen je nach der aufgewendeten Geschicklichkeit gut oder weniger gut, vollführt aber jeden einzelnen Stich mit 2 bis 200 Nadeln zugleich. Die Maschine steigert also die Leistungsfähigkeit des Arbeiters, verdrängt ihn aber nicht. Die Stickmaschine wurde im Jahre 1832 von Heilmann in Mülhausen im Elsaß erfunden, dann in der Schweiz zu industrieller Brauchbarkeit gebracht. Erst in den fünfziger Jahren gelang die größere industrielle Einführung, stieg aber dann reißend. Nach amtlicher Zählung arbeiteten 1872 in 3 Kantonen der Schweiz 6384, 1876 in 11 Kantonen 10,237, 1880 in 12 Kantonen 13,375, 1882 in 13 Kantonen 14,883 Stickmaschinen mit zusammen etwa 4 Millionen Nadeln, außerdem 2200 Maschinen in Vorarlberg für den Platz St. Gallen. (Es hat sich nämlich die Methode praktisch gezeigt, Heimarbeitern Maschinen in's

Haus zu geben.) Die Maschinenstickerei beschäftigt dabei in runder Zahl 45,000 Personen und erzeugt Waaren von einem Verkaufswerthe von nicht unter 80 Millionen Francs jährlich.

Neben der Heilmann'schen Maschine ist neuerdings noch die sogenannte Schiffchenmaschine für die freie Plattstickerei in Anwendung gekommen, hat indessen ein beschränkteres Anwendungsgebiet gegenüber der Heilmann'schen Maschine. Es wäre im Interesse des allgemeinen Volkswohlstandes nur zu wünschen, wenn sich auch in Deutschland ähnliche günstige Resultate erzielen ließen.

Die Stadt der Bettler.

Reiseskizze

von

S. Augustin.

(Nachdruck verboten.)

Wer immer das Glück hatte, Italien besuchen zu dürfen, die herrlichen Naturschönheiten dieses Landes zu genießen und an den Stätten einer versunkenen Kultur ehrfurchtsvoll zu verweilen, dem wird, außer der Erinnerung an Rom, diejenige an den unvergleichlich schönen Golf von Neapel die unvergeßlichste sein.

Zu den besuchtesten der am Golf von Neapel gelegenen

Orte gehört Sorrent, das von Neapel zu Land oder zu Waſſer binnen wenigen Stunden zu erreichen iſt, und ſowohl wegen ſeiner Lage auf hoher felſiger Küſte, ſeiner köſtlichen friſchen Luft und üppiger ſüdlicher Vegetation, als wegen ſeiner ſchönen Frauen hohen Rufes genießt.

Das alte Surrentum, welches — wahrſcheinlich von den Phöniziern gegründet — von Kaiſer Auguſtus zu einer römiſchen Kolonie gemacht wurde, ſoll in dieſer ſeiner Glanzperiode größer geweſen ſein, als die Stadt Neapel, wurde aber im Jahre 79 n. Chr. durch den Ausbruch des Veſuvs, welcher auch Pompeji und Herkulanum begrub, theilweiſe zerſtört. Im Mittelalter noch eine ziemlich mächtige Handelsſtadt, in welcher am 11. März 1544 der italieniſche Dichter Torquato Taſſo geboren wurde, zählt es jetzt nur noch etwa 6000 Einwohner, welche etwas Oel-, Wein- und Seidenbau treiben, in der Mehrzahl aber von den Fremden leben, die ſich für kürzere oder längere Zeit hier aufhalten.

Wenn man Genua „die Stadt der Paläſte" nennt, ſo kann man Sorrent mit vollem Rechte als „die Stadt der Bettler" bezeichnen, denn beinahe die Hälfte der Bevölkerung friſtet ihr Daſein durch den Empfang von Almoſen. Gleichviel, ob der Fremde zu Wagen, in einem Boot oder mit dem Dampfſchiffe ankommt, ob er auf dem großen oder kleinen Landungsplatze — der Marina grande oder piccola — den feſten Boden betritt, er iſt ſofort von Bettlern umringt, die ſich wie Kletten an ſeine Ferſen heften, ihn wie Mückenſchwärme umgeben, und denen er von Stund an nicht mehr zu entrinnen vermag. Der

Digitized by Google

Eindruck der paradieſiſchen Gegend mit ihren Orangen- und Olivenhainen und ihren unvergleichlich maleriſchen Strandparthien geht gänzlich verloren unter dieſer Landplage, und wenn die Zahl der reichen Familien, namentlich der Engländer, welche ſich während der heißen Monate hier vorzugsweiſe aufzuhalten pflegen, ſich beträchtlich vermindert hat, ſo iſt das zum Theil dieſer Kalamität zuzuſchreiben, gegen welche es keinerlei Schutz gibt.

Die Thüre jeder Kirche, jedes Hotels iſt von Bettlern belagert; auf allen Plätzen und in allen Hauptſtraßen lungern ſie umher, aber auch das kleinſte Gäßchen iſt nicht frei von ihrer läſtigen Gegenwart. Macht der Touriſt einen Spaziergang in's Freie, ſo begleiten ſie ihn in aller Stille zu Dutzenden, und wehe ihm, wenn er vergeſſen haben ſollte, ſich für die nun folgende hartnäckige Belagerung mit der nöthigen Munition, d. h. mit kleiner Münze zu verſorgen. Der Sorrentiner Bettler iſt nicht, wie ſein Collège in Paris, darauf eingerichtet, auf größere Geldſtücke herauszugeben, und iſt es dem Angeſprochenen unmöglich, ſich durch eine Gabe auszulöſen, ſo kann er verſichert ſein, daß ihn die Schaar, mag er ſeinen Spaziergang noch ſo weit ausdehnen, auf Tritt und Schritt begleitet und ihn nicht aus den Augen läßt, bis er, wieder nach der Stadt zurückgekehrt, im Stande iſt, ſeine Quäler zu befriedigen. Mag die Klippe oder der Felſenvorſprung, welchen der Fremde erklimmt, um ſich in die zauberhafte Ausſicht auf den Veſuv oder auf Neapel zu verſenken, noch ſo einſam und entlegen ſein, er wird alsbald durch den kläglichen Ton einer bittenden Stimme aufgeſcheucht,

und erblickt, wenn er ſich umdreht, ein Mitglied der zerlumpten Brüderſchaft vor ſich, das allerdings verſchwindet, ſobald es ſeinen Soldo (eine italieniſche Kupfermünze im Werthe von etwa vier Pfennigen) in Empfang genommen, aber nur um einem Collegen Platz zu machen, und dies geht ſo fort, bis der Fremde, mit ſeinem Kleingeld und ſeiner Geduld zu Ende, in gelinder Verzweiflung die Flucht ergreift.

Dennoch iſt bekanntlich kein Ding ſo ſchlimm, daß ſich nicht bei näherer Beſichtigung eine verſöhnende Seite herausfinden ließe. Bei den Bettlern von Sorrent wirkt zunächſt die Bemerkung, mit wie viel Geſchick und Anſtand ſie ihr Handwerk betreiben, als mildernder Umſtand.

Die Bettler von Piſa ſind durch ganz Italien berühmt und berüchtigt und verdienen ohne Zweifel ihren Ruf; aber wie weit bleiben ſie hinter ihren Berufsgenoſſen in Sorrent zurück! Hier iſt die Bettelei zur Wiſſenſchaft, oder faſt ſollte man lieber ſagen zur Kunſt? erhoben und wird ſchon den kleinſten Kindern gelehrt, ja ſie ſaugen das Talent gleichſam mit der Muttermilch ein. Säuglinge, welche noch auf dem Arme getragen werden, ſtrecken ſchon die kleinen ſchmutzigen Pfötchen aus, um Almoſen zu heiſchen, und die erſten Worte, die ſie ſprechen lernen, lauten nicht „Papa“ und „Mama“, ſondern: „Datemi una piccola moneta!“ (Bitte um eine kleine Gabe!)

Bei dieſer Erziehung iſt es dann kein Wunder, daß den fetten, ſchwarzäugigen Rangen, ſobald ſie aus den Windeln gekrochen ſind, das Betteln ſo natürlich iſt, wie

den jungen Enten das Schwimmen. In ganzen Rudeln aus schattigen Straßenwinkeln hervorbrechend, umringen die kleinen Lumpaci den unvorsichtigen Fußgänger, der sich ihren Schlupfwinkeln nähert, mit so lautem Geschrei, daß er gewöhnlich froh ist, sich durch Auslieferung der gewünschten Soldi von ihnen zu befreien. Verweigert er ihnen die Gabe, so beginnen sie sofort die sogenannte „Signore-Musik," d. h. sie stimmen einen Gesang an, dessen Refrain aus einer Anzahl sehr energischer deutscher „Nein, nein, nein!" besteht, und von einem halben Dutzend der kleinen ungewaschenen Mäuler geschrien, ungemein herausfordernd und drohend klingt. Alles Drohen, Bitten, Befehlen ist ebenso machtlos gegen diesen höllischen Gesang, wie schweigende Verachtung. Die Schaar verfolgt ihr Opfer, mag es sich vor- oder rückwärts wenden, durch alle Straßen, und selbst das Anrufen der Polizei ist vollständig nutzlos, denn der übelberathene Fremde, der etwa zu diesem Mittel greift, kann überzeugt sein, jeden Carabiniere taub zu finden und setzt sich nur dem Spotte seiner Quälgeister aus. „Es ist mein Vetter (Bruder oder Vater), und er thut uns nichts!" belehrt ihn wohl einer der Schlingel mit einer Verbeugung und dem liebenswürdigsten Lächeln, worauf der Gesang von Neuem beginnt.

Kinder und alte Leute bilden die eigentliche zünftige Bettlerschaft in Sorrent, aber auch die arbeitsfähigen Individuen, die jungen Männer und Mädchen, verzichten keineswegs auf ihren Antheil an der Brandschatzung der Fremden, nur gehen sie, da sie die Touristen weder schreiend und

Digitized by Google

ſingend wie die Kinder verfolgen, noch unter Hinweis auf ihr Alter und ihre Gebrechen um Almoſen anſprechen können, nach einem anderen Syſtem zu Werke.

Die Bevölkerung der Provinz Neapel iſt von Alters her durch ihren Geſang und Tanz berühmt geweſen. Frühere Reiſende wußten nicht genug zu erzählen von den Liedern, die ſie an ſchönen Abenden im Freien gehört, und den luſtigen „Tarantellas", die ſie von den Landleuten in ihrem maleriſchen Koſtüm hatten tanzen ſehen. Namentlich genoß Sorrent wegen ſeiner graziöſen Tänzer und Tänzerinnen eines Rufes, und war nicht wenig ſtolz auf eine beſondere Tarantella, die man nur hier tanzte. Im Laufe der Zeit aber ſind die Volkstrachten verſchwunden, um Kleidern aus häßlichen, billigen Baumwollenſtoffen Platz zu machen. Nur an hohen Feſttagen zeigt ſich die Sorrentinerin noch in ihrem nationalen Staatskleide, das aus purpurfarbenem Sammetmieder und faltenreichem Rocke beſteht, und ein Lied oder einen Tanz zum eigenen Vergnügen gibt es bei der Bevölkerung von Sorrent nicht mehr, denn man würde dadurch den Erwerb der Geſellſchaften beeinträchtigen, welche ſich gebildet haben, um Abends in den Hotels den Fremden — die nun einmal danach verlangen und nicht hier geweſen ſein wollen, ohne Sorrent auch von dieſer Seite kennen gelernt zu haben — für gute Bezahlung ſo viele Lieder zu ſingen und ſo viele Tarantellas zu tanzen, als dieſe nur wünſchen. Die Leute machen damit vorzügliche Geſchäfte, denn obwohl das Einſtudirte und Profeſſionsmäßige ihrer Leiſtungen viel von dem urſprünglichen Reize raubt

und die bunten Koſtüme nachgerade immer übertriebener und komödiantenhafter werden, erfreuen ſie ſich, namentlich bei den die Mehrzahl bildenden engliſchen Touriſten, dennoch ſtets großen Beifalls.

Einen weiteren einträglichen Erwerbszweig verdanken die ſpekulativen Bewohner der Stadt dem Liede „La Bella Sorrentina", welches von den Fremden am meiſten bevorzugt wird. Nicht zufrieden, daſſelbe wieder und wieder zu hören, wollen ſie „die ſchöne Sorrentinerin" auch ſehen, und dazu hat man Rath geſchafft. Seit zehn bis zwölf Jahren wird die „Bella Sorrentina" allen Fremden gezeigt, und ihre Photographien werden an allen Ecken feilgeboten und zu Tauſenden verkauft. Die gegenwärtige Inhaberin der Rolle, die Mariuccia, welche man in der Stadt und Umgegend ihrer röthlichen, an die Titianiſchen Bilder erinnernden Haarfarbe wegen „La Roſſella" nennt, iſt ein wirklich ſchönes Mädchen; da ſie aber nachgerade eine Zwanzigerin geworden iſt, denkt man jetzt daran, ihr eine Nachfolgerin zu geben, ſobald ſich eine paſſende Perſönlichkeit dazu findet. Die kleine Roſina, welche man als ſolche bezeichnet, iſt in ihrer Weiſe ebenfalls ein hübſches Mädchen, kommt aber der Roſſella nicht gleich und läßt namentlich die Grazie vermiſſen, welche dieſe auszeichnet. Trotz der Himmelsgabe der Schönheit, die ihr zu Theil geworden, ſcheint Mariuccia übrigens ein ziemlich trauriges Leben geführt zu haben, denn ſie war ſchon zweimal verheirathet und ihr erſter Mann ſoll ſie häufig geſchlagen haben.

Die Zahl der wirklichen Bettler in Sorrent, zu deren

Armee die Kinder gleichsam als Plänkler gehören, läßt sich, da alle statistischen Anhaltspunkte fehlen, nicht beziffern, aber sie ist ungemein groß. Seitdem in Italien die Klöster, zu denen die Armen und Nothleidenden vielfach ihre Zuflucht nahmen, gesetzlich aufgehoben wurden, hat das Uebel an Umfang sehr zugenommen, denn noch ist keinerlei Fürsorge getroffen, um die geistliche Mildthätigkeit zu ersetzen. Man überläßt die Alten und Mittellosen einfach der Barmherzigkeit des Publikums. Allerdings würde eine Armenpflege, wie sie z. B. in den meisten Städten Deutschlands besteht, in Sorrent kaum durchzuführen sein, denn die Abgaben sind bereits so hoch, daß eine weitere Anspannung der Steuerkraft nicht wohl thunlich ist, während die Zahl der Unterstützungsbedürftigen das gewöhnliche Maß weit übersteigt, und so werden die bestehenden Gesetze zur Beschränkung der Bettelei entweder gar nicht oder mit einer Lässigkeit gehandhabt, welche mehr aussieht wie eine Ermuthigung. Die Behörden beschränken sich darauf, diejenigen Bettler, welche durch irgend ein Verdienst um die Stadt oder das Land das Privilegium erworben haben, um Almosen zu bitten, durch eine Medaille vor denen auszuzeichnen, welche ihr Gewerbe als freie Kunst betreiben, und überlassen es den Fremden, sich der Plage zu erwehren, so gut sie können.

Angesichts dieser Zustände sandte die Fremdenkolonie vor einigen Jahren eine Deputation an den Syndikus der Stadt, um ihm ihre Klagen und Beschwerden vorzutragen. Der Herr hörte sie mit wohlwollender Aufmerksamkeit an

und gab den guten Leuten dann die beruhigende Versicherung, daß man die Sache demnächst zu ihrer Zufriedenheit ordnen werde, denn man sei eben dabei, ein Asyl zu gründen, das binnen sechs Monaten fertig gestellt sein würde. Nach Eröffnung desselben solle, darauf gebe er sein Wort, kein Bettler mehr die Fremden belästigen. Hocherfreut zog sich die Deputation zurück. Gleichzeitig aber wurden die Bettler zudringlicher als je, denn auch sie hatten vielleicht von dem projektirten Asyl gehört und wollten bis dahin noch den umfassendsten Gebrauch von ihrer Freiheit machen. Abermals wendeten sich die Fremden an den liebenswürdigen Syndikus. Dieser machte ihnen nun, unter Hinweis auf die baldige Beseitigung des Uebels, den Vorschlag, bis zur Eröffnung des Asyls die Sorge für die Bettler selbst zu übernehmen, und durch diese so tröstliche Aussicht bestimmt, willigten die Fremden ein. Man eröffnete eine Subskription, welche sehr reichlich ausfiel, ernannte einen Verwalter und einen Kassirer, und jeder Bedürftige empfing von jetzt an täglich aus diesem Fonds einen halben Lire, d. h. 40 Pfennig nach unserem Gelde, unter der Bedingung, daß alles Betteln aufhöre.

Und siehe da, Sorrent hatte volle sechs Monate Ruhe, denn in einem Lande, wo Brod und die herrlichsten Früchte: Trauben, Apfelsinen, Feigen ꝛc. so billig sind, wie in Unteritalien, in einem Lande, wo man dem Armen, dem man einen Soldo in die Mütze oder in die Schürze wirft, ein Mittagessen schenkt, und wo Jeder, der auch diese wenigen Pfennige nicht besitzt, sich eine Mahlzeit

kleiner Muſcheln aus dem Meere holt, iſt ein halber Lire täglich ein ſchönes Einkommen. Aber dieſer Zuſtand war zu unnatürlich, um lange dauern zu können. Der geſammelte Fonds war in der berechneten Zeit erſchöpft; als man ſich nun nach dem verſprochenen Armenhauſe umſah und Erkundigungen einzog vermochte Niemand darüber Beſcheid zu geben, und es fand ſich, daß das Projekt nur in dem Kopfe des erfinderiſchen Syndikus beſtanden hatte, welcher durch dieſen diplomatiſchen Schachzug die halbe Stadt ſechs Monate lang auf Koſten der Fremden unterhalten ließ.

Nach dieſer Erfahrung wurden, wie man ſich denken kann, keine weiteren philanthropiſchen Anſtrengungen gemacht. Die Bettler gingen und gehen wieder ihre eigenen Wege und ſcheinen nach wie vor ihre Rechnung dabei zu finden. Hat der arme Sorrentiner Sonnenſchein, einige Lumpen zur nothdürftigen Deckung ſeiner Blöße, Soldi genug, um den täglichen Bedarf an Polenta (Maismehlbrei) oder Maccaroni, und das nöthige Brod zu kaufen, ſo iſt er glücklich — viel glücklicher als er ſein würde, wenn er einen reichlichen, wohlverdienten Wochenlohn heimtrüge. Sich für den andern Tag Sorgen zu machen, oder in dem Empfange von Almoſen eine Entwürdigung zu erblicken, fällt Niemand ein.

Im Gegenſatze zu der an anderen Orten gemachten Erfahrung, daß unbeſchäftigte Menſchen gerne zanken und ſtreiten, ſind die Bettler von Sorrent das friedfertigſte Völkchen unter der Sonne. Namentlich werden die älteren und privilegirten Bettler, welche einen gewiſſen Bezirk

innehaben und denselben nur selten verlassen, von ihren Collegen und den jüngeren Aspiranten mit großer Rücksicht behandelt, und nehmen sich Fremde einer oder der anderen dieser Respektspersonen besonders an, oder, besser gesagt, erkaufen sie durch regelmäßig gespendete Gaben deren Protektion, so sind sie im Bereich derselben gegen die Belästigung durch Kinder und andere aufdringliche Fechtbrüder meist geschützt. Nöthigenfalls bedienen sich die Bevorzugten ihrer Stöcke und Krücken, um ihren Wohlthätern Ruhe zu verschaffen.

Der berühmte amerikanische Schriftsteller Fenimore Cooper, der durch seine „Lederstrumpf-Erzählungen" auch bei uns bekannt geworden ist, erzählt, daß er während seines Aufenthaltes in Sorrent eines Tages vor der Terrasse seiner Wohnung einen lahmen Bettler bemerkte, der offenbar das Amt hatte, zu erspähen, wann die Familie ausging, um dann das Zeichen zu ihrer Verfolgung zu geben. Als der Alte Mr. Cooper erblickte, nahm er die für seinen Stand unerläßliche rothe phrygische Mütze ab, eine Höflichkeit, die ihm durch das Geschenk einer kleinen Münze vergolten wurde. Am nächsten Tage stellte der Alte sich wieder ein, empfing sein Almosen und erschien nun täglich mit dem gleichen Erfolge an seinem Platze. Am zehnten Tage brachte er einen Collegen mit und als auch dieser seinen Soldo erhielt, erschienen am nächsten Tage bereits drei Pensionäre, die sich bald auf ein Dutzend vermehrten und sämmtlich mit einem kleinen Geschenk bedacht wurden. Von diesem Augenblicke an blieb die Familie auf der Straße unbelästigt. Begeg-

neten ſie Bettlern, ſo traten dieſe ehrerbietig zur Seite, ohne ſie anzuſprechen; aber die Zahl der Benefizianten, welche täglich ihren Soldo in Anſpruch nahmen, wuchs zuſehends, und als Mr. Cooper mit ſeiner Familie nach einigen Monaten abreiste, belief ſie ſich auf nicht weniger als ſechsundneunzig Köpfe. Als einmal eine der dankbaren Seelen bei Empfang des Geldſtückes dem „amerikaniſchen Admiral", wie ſie Mr. Cooper nannten, „noch hundert Jahre eines glücklichen Lebens" wünſchte, rief ihm der Aelteſte der Geſellſchaft zu: „Wie? Du Halunke wünſcheſt einem Signore, der Dir alle Tage einen Soldo gibt, nur noch hundert Jahre? Schlagt ihn nieder! Jagt ihn fort!" — „Tauſend Jahre, Signore, mögen Sie noch tauſend Jahre leben!" verbeſſerte ſich der Geſcholtene ſogleich, „tauſend Jahre, und noch viele dazu!"

Die Sorrentiner Bettler, deren Corps ſich noch durch Zuzug aus der Umgegend verſtärkt, ſind reich an intereſſanten Typen. So wird z. B. ſeit langer Zeit das Mitleid der Fremden durch zwei alte Männer in Anſpruch genommen, von denen der eine blind, der andere lahm iſt. Sie ſind unzertrennlich und behaupten, obwohl der eine in einen grauen Sack, der andere in eine unſäglich zerriſſene blaue Blouſe gekleidet iſt, eine gewiſſe Würde, die ſie vor anderen auszeichnet. Sie betteln nämlich nie für ſich ſelbſt, ſondern jeder ſucht nur für den Kameraden die Theilnahme der Vorübergehenden anzuregen. Der alte Tonino bittet um eine Gabe für ſeinen blinden Freund, während dieſer die Mildthätigkeit für den Lahmen anruft.

Einige Eigenschaften aber haben alle Bettler von Sorrent gemein: sie tragen ihre Lumpen so malerisch, daß man darüber oft den unbeschreiblichen Schmutz vergißt, betreiben ihr Gewerbe mit großer Grazie und Höflichkeit, und erweisen sich, wo sie können, dankbar für jede gespendete kleine Münze. Schon nach wenigen Tagen bekunden sie eine gutmüthige Theilnahme an dem Ergehen der länger weilenden Familien, stellen sich bei etwaigen Krankheitsfällen vor ihrer Thüre ein, um nach dem Ergehen des Patienten zu fragen, bieten ihre Fürsprache bei dem Schutzpatron des Ortes, dem heiligen Antonio an, versprechen wohl gar, ihm eine kleine Kerze anzuzünden, und nicht selten geschieht es, daß der Fremde, wenn er die Stadt verläßt, von diesen „Kostgängern des lieben Gottes", die er anfänglich für eine unerträgliche Plage hielt, mit einem gewissen Bedauern scheidet.

Leuchtende Thiere.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Professor Dr. W. Heß.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne hat ihren Scheideblick auf die Erde herabgeworfen und taucht nieder in die kühle Fluth des fernen Meeres. Es ist einer jener schönen, prächtigen Sommerabende, die uns unwiderstehlich hinausrufen in's Freie. Feierliche Stille herrscht überall, nur zuweilen unterbrochen durch das Flattern eines Nachtschmetterlings, das Summen der Mücken, oder das Brummen eines Käfers, der schwirrend sein Mahl sucht. Immer tieferes Dunkel umhüllt die schlummernde Erde. Da glänzt es im thauigen Grase. Immer heller, immer leuchtender wird der zauberische Glanz, und dann hebt sich hie und da eines dieser Lichterchen empor und schwebt in sanftem Fluge an uns vorüber. Wahrlich, ein prachtvolles Schauspiel! Ueber uns, neben uns, zu unseren Füßen, überall Lichter, helle, leuchtende Fünkchen, deren Leben uns ihre stets wechselnde Bewegung offenbart. Fangen wir eines dieser lebenden Fünkchen, da finden wir einen kleinen Käfer, das Leucht-

Aber was ſind dieſe Fünkchen gegen die Flammen, mit welchen die Leuchtkäfer der Tropengegenden ſich ſchmücken! Dort iſt ihre Leuchtkraft ſo groß, daß die Reiſenden, welche, um die übergroße Hitze des Tages zu vermeiden, des Nacht reiſen müſſen, ſich einen Leuchtkäfer fangen, und dieſer vollkommen hinreicht, ihren Pfad zu erhellen. Und ſolcher Leuchtkäfer gibt es beinahe zweihundert Arten, eine jede mit verſchiedener Stärke, eine jede mit verſchiedener Färbung des Lichtglanzes! Das eine Inſekt von unvergleichlichem Blau mit einem Rubinkopfe verdunkelt durch ſein Funkeln die glühenden Kohlen; ein anderes iſt trüber und leuchtet in einem dunkleren Roth; wieder ein anderes hat einen mehr gelben Schein und geht, wenn es erbleicht, zum Grün über.

Während jedoch im Binnenlande nur einzelne Thiere mit Leuchtvermögen begabt ſind, die nicht einmal überall vorkommen, iſt die Zahl der Leuchtthiere in Neptuns feuchtem Reiche Legion, das Schauſpiel aber, zu dem ſie Veranlaſſung geben, noch ungleich ſchöner.

Noch erinnere ich mich lebhaft des Entzückens, welches mich ergriff, als ich zum erſten Male die herrliche Erſcheinung des Meeresleuchtens zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich war auf der meerumflutheten Nordſee-Inſel Borkum. Mehrere ſchwüle Tage waren ſich gefolgt und hatten bei der Badegeſellſchaft den Gedanken wachgerufen, daß möglicherweiſe Meeresleuchten eintreten könne. Jeden Abend nach Dunkelwerden wanderten wir an den Strand, aber immer vergebens. Da verbreitete ſich eines Abends das Gerücht, daß die erwartete Erſcheinung endlich ein-

getreten sei. Wieder eilten wir dem Strande zu. Bald hatten wir die sogenannte Giftbude erreicht und blickten hinab auf die endlose Wasserfläche zu unseren Füßen. Im Südwesten entlud sich über der fernen holländischen Küste ein schweres Gewitter. Blitz auf Blitz zuckte dort zur Erde nieder, im Nordwesten blinkte von Zeit zu Zeit das Feuer des Leuchtschiffes wie ein strahlender Stern auf und dazwischen das phosphoreszirende Meer. Ein bläulicher Schimmer lag über der ganzen Wassermasse; blitzartig schossen bläuliche Flammenstreifen über die Wogen, die Schaumkronen der brandenden Wellen erglänzten in bläulich-weißem Lichte und schleuderten zerstiebend einen Regen von Funken an den Strand. Wahrlich, es war ein herrlicher Anblick, und doch hält das Meeresleuchten an unseren heimathlichen Küsten noch keinen Vergleich aus mit der zauberischen Pracht dieser Erscheinung unter den Tropen. Dort tritt das Meeresleuchten viel stärker und großartiger auf.

„Das Leuchten des Oceans," sagt Alexander v. Humboldt, „erregt Bewunderung, wenn man es auch Monate lang in jeder Nacht wiederkehren sieht. Unter allen Zonen phosphoreszirt das Meer; wer aber das Phänomen nicht unter den Wendekreisen, besonders in der Südsee gesehen, hat nur eine unvollkommene Vorstellung von der Majestät dieses großartigen Schauspiels. Wenn ein Kriegsschiff bei frischem Winde die schäumende Fluth durchschneidet, so kann man sich, auf einer Seitengallerie stehend, an dem Anblick nicht sättigen, welchen der nahe Wellenschlag gewährt. So oft die entblößte Seite des Schiffes sich umlegt, scheinen bläuliche oder röthliche Flammen blitzähnlich

vom Kiel aufwärts zu schießen. Unbeschreiblich prachtvoll ist auch das Schauspiel in den Meeren der Tropenwelt, das bei finsterer Nacht eine Schaar von sich wälzenden Delphinen darbietet. Wo sie in langen Reihen kreisend die schäumende Fluth durchfurchen, sieht man durch Funken und intensives Licht ihren Weg bezeichnet."

Der deutsche Naturforscher Forster, welcher den Weltumsegler Cook auf dessen zweiter großer Reise begleitete, beobachtete am 30. Oktober 1772 in der Nähe des Kap's der guten Hoffnung ein so starkes Meeresleuchten, daß das Meer zu brennen schien; jede Welle hatte einen leuchtenden Kamm, Leuchtkugeln stiegen auf und nieder, und die Fische schossen wie Blitze in der Tiefe vorüber.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Thiere, welche dieses wunderbare Phänomen hervorbringen. In sämmtlichen Kreisen des Thierreichs haben sie ihre Vertreter. An unserer Küste ist es namentlich ein winziges, zu den Protozoen gehörendes Thier, die Meerleuchte, Noctiluca miliaris. Wenn wir, namentlich an schwülen Tagen, am Meeresstrande eine Flasche mit Meerwasser füllen und dieselbe des Abends im Dunkeln schütteln, so werden wir in den meisten Fällen kleine leuchtende Pünktchen in derselben erscheinen sehen. Heben wir ein solches vorsichtig heraus und bringen es unter das Mikroskop, so finden wir eine gallertartige, durchscheinende Masse, die von einer festen, strukturlosen Haut umgrenzt ist und die Form eines Pfirsichs zeigt. Von der einen Seite des Körpers läuft eine tiefe, rinnenartige Einbuchtung zur anderen. Im Anfange derselben liegt ein längerer, quer gestreifter,

fadenförmiger Anhang, welcher als Bewegungsorgan dient, und an dessen Grunde sich die Mundöffnung mit einem zahnartigen Fortsatz und einem dünnen, hervorschnellbaren Faden befindet. Die gallertartige Körpermasse umschließt einen stärker lichtbrechenden Körper. Andere Organe sind im Innern des Körpers nicht wahrzunehmen. Jedoch zeigen sich eine Menge Sarcodefäden, in und an denen sich, wie bei den Scheinfüßen der Rhizopoden, deutliche Körnchenströmungen zeigen, die sich vielfach verästeln, ineinander übergehen und namentlich unter der Haut ein zart verzweigtes Netz bilden. Die Nahrung besteht aus kleinen Algen, welche durch den Mund aufgenommen den Körnchenströmungen folgen; denselben Weg nehmen auch die unbrauchbaren Stoffe wieder zurück. Die ganze Oberfläche erscheint, wenn das Thier leuchtet, mit einer Menge verschieden großer, leuchtender Punkte übersäet, welche keine bestimmte Anordnung zeigen.

Unter den Infusorien ist es das Kranzthierchen, Peridinium Furca, welches die Eigenschaft des Leuchtens besitzt. Der Körper ist von einer zierlichen Kalkschale eingeschlossen, welche, einem Dreizack ähnlich, drei Spitzen trägt. In der Mitte ist sie von einem Wimperkranze umgürtet, aus dem ein langer wirbelnder Geißelfaden, der als Bewegungsorgan dient, sich hervorstreckt. Bei jeder Drehung und Wendung des Thierchens schießen leuchtende Strahlen nach allen Seiten hin. Während das Kranzthierchen nur im Süßwasser vorkommt, finden wir in der Ostsee und im Mittelmeere eine ganz ähnliche Form: Ceratium tripus.

Unter den Zoophyten oder Pflanzenthierchen finden wir zahlreiche leuchtende Thiere. Eine Anzahl derselben bilden mehr oder weniger veräſtelte Polypenbäumchen, auf denen Hunderte von zarten Polypen ſitzen. Stamm und Zweige, ſowie die feinen Würzelchen, welche die Bäumchen auf der Unterlage feſthalten, enthalten lebende thieriſche Maſſe und in der Mitte einen Achſenkanal, welcher alle Aeſte, Zweige und Wurzeln durchzieht, mit dem Leibesraum jedes einzelnen Polypen in Verbindung ſteht und den gemeinſamen Nahrungsſaft enthält. Was ein Thier verzehrt, kommt dem ganzen Stamme, allen übrigen Thieren zu Gute. Wenn ein Einzelweſen krank und unfähig wird, die nöthige Nahrung zu erlangen, ſo zehrt es von dem, was die Uebrigen erbeuten. Nur dürfen nicht mehrere zu gleicher Zeit feiern; denn dies würde den Tod ſämmtlicher Thiere des Stockes zur Folge haben. Der ganze Baum erglänzt, indem ein Strang grünlichen Lichtes von der Wurzel bis zu den äußerſten Spitzen der Zweige ſich erſtreckt.

Auch die Seefedern, Pennatulidae, bilden ähnliche Polypenkolonien. Die mit ihrem unteren Ende loſe im Schlamm ſteckenden Stämme gleichen durch Schmuck der Geſtalt und Farbe prächtigen Federn, und erglänzen in gleichmäßig bläulichem Lichte.

Ebenſo ſollen die Korallenpolypen, deren mannigfaltige Formenſchönheiten, bunte Farbenpracht und zauberiſchen Glanz die Reiſenden nicht genug zu rühmen wiſſen, im Dunkeln ein ſanftes Licht ausſtrahlen, und an der Weſtküſte von Südamerika hat man leuchtende Actinien beobachtet.

Die Rippenquallen, welche man nicht mit Unrecht die lebenden Diamanten des Meeres genannt hat, stellen ebenfalls ihr Kontingent zu den Leuchtthieren. Die Rippenquallen haben die Gestalt von Aepfeln, Melonen oder langgestreckten Bändern von reiner, farbloser und glashelle Gallerte. Der Körper ist so durchsichtig wie das reinste Glas, so daß wir durch ihn hindurch die feinste Schrift lesen können. Auf der Oberfläche befinden sich acht meridionale Bänder, aus zwei Reihen viereckiger, beweglicher Platten gebildet, deren äußere Ränder mit kräftigen Wimpern gleich den Zähnen eines Kammes besetzt sind. Die Thiere gebrauchen sie wie die Schaufeln eines Dampfers und schlagen damit das Wasser in rascher und regelmäßiger Folge. Während aber ihre kräftigen Schläge das Thier mit außerordentlicher Schnelligkeit durch das Wasser treiben, brechen sie zugleich das Licht, so daß namentlich im Sonnenschein Strahlen mit den prächtigsten Regenbogenfarben längs dieser Bänder spielen. „Die Farben, die zur Erscheinung kommen," sagt Professor Jäger, „lassen sich nur vergleichen mit denen des feinsten Opals, aber die Lichter sind reine Diamantenblitze." Dieses wunderbar schöne Farbenspiel gewährt bei dem krystallhellen, in gewissen Lagen fast ganz unsichtbaren Körper einen überraschenden Anblick. Doch nicht nur am Tage erfreuen uns die Rippenquallen durch ihren wundervollen Farbenglanz, auch des Nachts oder in einem dunklen Raume strahlen sie ein brillantes Licht aus. Dasselbe ist so intensiv, daß man selbst feine Schrift dabei lesen kann. Der Sitz desselben sind die meridionalen Gefässe; bei einigen Arten nimmt die Licht-

entwickelung im Eierstock ihren Anfang und verbreitet sich von da über den ganzen Körper.

Die glasartigen, schirm- oder glockenförmigen Körper der Medusen, welche in allen Farbentönen von Roth und Blau, Grün und Gelb prangen, zeigen zum Theil ebenfalls im Dunkeln eine Lichterscheinung, welche bei einigen von einzelnen Punkten des Glockenrandes, bei anderen von dem Scheitel der Glocke ausgeht, sich alsdann über das ganze Thier erstreckt und sogar die Fangfäden ergreift.

Aus dem Kreise der Mollusken haben zunächst die Bohrmuscheln, welche sich Löcher in Holz und Stein bohren, ein besonders starkes Leuchtvermögen. Nimmt man eine Bohrmuschel aus ihrer Schale und legt sie in's Dunkle, so beginnt sie mit bläulich-weißem Lichte zu leuchten. Das Licht scheint von allen Theilen der Oberfläche auszuströmen, ja, wenn wir das Thier in Stücke schneiden, so leuchten die inneren Theile ebenfalls. Sogar das vom Thiere abtropfende Wasser leuchtet, und wenn man die Finger, mit denen man das Thier berührt hat, im Dunkeln abwäscht, so erscheint das Waschwasser wie Milch im Tageslichte. Je lebhafter, frischer und reichlicher mit Flüssigkeit versehen das Thier ist, desto kräftiger und stärker erscheint das Licht. Schon den Alten war diese Eigenschaft der Bohrmuschel bekannt, und Flavius erzählt uns, daß das phosphoreszirende Fluidum sich in solcher Menge in dem Thiere befinde, daß es aus dem Munde Derjenigen leuchte, welche von den Thieren essen, und an ihrer Hand und den Kleidern leuchte, wenn zufällig ein Tropfen davon auf sie falle.

Das intensivste Licht zeigen von allen Leuchtthieren die Feuerwalzen, Pyrosoma. Zahlreiche Individuen sitzen strahlig in der dicken Wand eines gallertartigen, hohlen Familienstocks, welcher eine cylindrische Gestalt zeigt und frei durch rhythmische Kontraktionen der einzelnen Thiere im Meere umherschwimmt. Die Eingangsöffnungen sämmtlicher Thiere sind nach außen gelegen, während die Kloakenöffnungen sich in das Innere der hohlen gemeinsamen Walze öffnen. Ebenso zeigt der Cylinder an dem einen Ende eine große Oeffnung, während das andere geschlossen ist. Wenn die Feuerwalzen in größerer Menge beisammen sind, erzeugen sie lebhaft leuchtende Flächen auf dem mitternächtigen Ocean oder durchziehen einzeln gleich leuchtenden Holzscheiten das dunkle Meer.

Ein älterer Forschungsreisender, der die Erscheinung beobachtet hat, gibt uns einige interessante Details über das Leuchten der einzelnen Thiere. Das bläulich-grüne Licht, welches dieselben verbreiten, ist nach ihm auffallend verschieden von demjenigen anderer phosphoreszirender Thiere. „Eingefangen und in einem großen Gefäß mit Wasser schwimmend, leuchten sie nicht, beginnen aber damit, wenn man sie berührt. Das Licht tritt zuerst an einem dunklen, fast kegelförmigen Körper im Inneren eines jeden Einzelthieres als ganz feine Funken hervor, die einige Augenblicke vereinzelt bleiben, dann aber ineinander überfließen, so daß nun der ganze Thierstock leuchtet. Faßt man ein Pyrosoma an beiden Enden, so treten die Lichtfunken zuerst an beiden Enden auf und erscheinen zuletzt in der Mitte. Ebenso wie das Leuchten beginnt, erlischt es auch

wieder und löst sich in leuchtende Punkte auf, die zuletzt verschwinden. Bewegung des Wassers ruft das Leuchten hervor; ist die Lebendigkeit des Thierstockes im Erlöschen, so sind schon stärkere Reize erforderlich.“ Nach neueren Untersuchungen beginnt die Lichterscheinung an der Stelle, wo die Eingeweide sich befinden; zuerst zeigt sich das Leuchten bei den am Ende der Walze befindlichen Thieren und schreitet dann allmählig, ein Thier nach dem anderen ergreifend, über die ganze Walze fort.

Die kettenförmig aneinander gereihten glashellen Salpen, um deren Kenntniß sich der Dichter Chamisso große Verdienste erworben hat, erscheinen an der Oberfläche des dunklen Meeres wie feurige Schlangen von gewaltiger Länge.

In neuerer Zeit hat man auch namentlich durch die Challenger-Expedition leuchtende Wirbelthiere kennen gelernt. Es sind dies Knochenfische, die in großen Tiefen leben und Leuchtapparate von gewaltigen Dimensionen aufweisen, „die wie die Apparate der Leuchtthürme und physikalischen Laboratorien mit Hohlspiegeln und Linsen versehen zu sein scheinen.“

Schon im Mittelalter wurden verschiedene Versuche gemacht, das Leuchten des Meeres zu erklären. Baco von Verulam und Cartesius führten es auf einen physikalischen Vorgang zurück, indem sie glaubten, daß es durch die Reibung der Meerwellen entstände. Andere, namentlich Papin, glaubten die Ursache in einem chemischen Prozesse zu finden und hielten das Leuchten für eine Begleiterscheinung der Verwesung abgestorbener organischer Substanzen. Nach-

dem 1760 Rigaud das Leuchtthierchen, Noctiluca, als Ursache des Meeresleuchtens erkannt und beschrieben hatte, wandte man sich der Ansicht zu, daß das lebende Protoplasma dieser Wesen Phosphor oder phosphorhaltige Verbindungen ausscheide, welche an der Luft oxydiren. Alexander v. Humboldt suchte dagegen das Leuchten auf Elektrizität zurückzuführen, indem nach seiner Ansicht in den kleinsten lebenden Organismen, die dem bloßen Auge entgehen, in dem Kampfe der elektrischen Aale, in den aufblitzenden Leuchtinfusorien, wie in der donnernden Wolke und in dem Erd- oder Polarlichte ein und derselbe Prozeß vorgeht. Für diese Ansicht schien auch noch der Umstand zu sprechen, daß das Meeresleuchten gerade dann am stärksten auftritt, wenn die Natur mit Elektrizität geschwängert ist. Doch es hat sich bei näherer Untersuchung herausgestellt, daß die Elektrizität nur als Reizmittel auf das Leuchten wirkt, nicht die Ursache desselben ist.

In neuerer Zeit haben sich zahlreiche Forscher mit Untersuchungen über das Meeresleuchten beschäftigt und nachgewiesen, daß dasselbe zweifellos ein chemischer Prozeß ist.

Das Leuchten der Thiere erklärt sich darnach durch das Vorhandensein eines besonderen Leuchtstoffes, welcher in eigenen Zellen ausgebildet wird und infolge besonderen Reizes oder der Willensthätigkeit hervortritt und durch seine Oxydation mit der Luft das Leuchten hervorbringt. Der Leuchtstoff wurde zuerst beim Johanniswürmchen nachgewiesen. Es ist meistens ein fettartiger Stoff, welcher in Aether löslich ist. Früher schrieb man

dem Phosphor allein die Eigenschaft zu, bei langsamer Verbindung mit Sauerstoff zu leuchten. Jetzt kennt man eine ganze Reihe von phosphorfreien organischen Substanzen, die in alkalischen Lösungen schon bei geringen Wärmegraden unter mehr oder weniger intensiver Lichtentwickelung oxydiren. Namentlich sind dies die ätherischen und fetten Oele, Wachs, Wallrath, Gallenfett, Gallensäure u. s. w.

Die thierische Leuchtsubstanz, welche als ein fettartiger Körper beschrieben wird, scheint nun mit einem dieser Stoffe identisch oder wenigstens sehr nahe verwandt zu sein. Aber um zu leuchten muß sie mit einem Alkali in Berührung kommen. Nun kommen aber zusammengesetzte Alkalien wie Cholin und Neurin im thierischen Organismus sehr verbreitet vor und es würde sich danach das Leuchten auf sehr einfache Weise erklären. Hiefür spricht auch die Spektralanalyse, indem das Spektrum des Lichtes der eben genannten chemischen Leuchtstoffe und das der Leuchtthiere vollkommen gleich ist. Es spricht ferner dafür, daß das Leuchten viel intensiver erscheint, wenn man das Leuchtorgan eines Thieres mit einer alkalischen Lösung übergießt.

Daß das Leuchten in einer Oxydation besteht, geht daraus hervor, daß es in sauerstofffreier Atmosphäre nicht stattfindet. Daraus erklärt sich auch die nicht selten vorkommende Verbindung der Athmungswerkzeuge mit den Leuchtorganen, wie z. B. bei dem Leuchtkäfer. Durch diese Einrichtung wird es möglich, daß die Leuchtsubstanz schon in den Zellen zum Leuchten kommt, indem sie von dem

in den Tracheen (Luftröhren) befindlichen Sauerstoff angefacht wird, während dies sonst erst geschieht, wenn sie aus den Zellen hervortritt und mit dem Sauerstoff der Atmosphäre in Berührung kommt.

Es drängt sich uns schließlich noch die Frage auf, welchen Nutzen dieses Leuchten für die Thiere hat? Es ist vielfach die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Johanniskäfer nur deshalb leuchten, damit das im Grase verborgene ungeflügelte Weibchen dem geflügelten Männchen schon aus der Entfernung seine Gegenwart verräth. Aber dann würde es genügen, wenn das Weibchen allein leuchtete, für das Männchen wäre diese Eigenschaft völlig überflüssig, und wir würden auch nicht erklären können, weshalb auch die Larve dieselbe besitzt. Außerdem sind die Weibchen der ausländischen Leuchtkäfer ebenfalls geflügelt; es fiele für sie jener Zweck also völlig weg, da sich bei ihnen die Geschlechter auch ohne Leuchten wie bei allen anderen Insekten leicht finden können.

Wahrscheinlicher ist die in neuerer Zeit ausgesprochene Ansicht, daß das Leuchten der Thiere ein Schutzmittel ist, um sie vor ihren zahlreichen Feinden zu schützen. Die insektenfressenden Vögel werden schwerlich ein durch die Luft fliegendes oder im Grase sich langsam fortbewegendes Fünkchen angreifen, und die unersättlichen Räuber des Meeres werden durch das plötzliche Aufleuchten der verfolgten Beute wahrscheinlich erschreckt und lassen ihr alsdann Zeit, zu entfliehen.

Ein Ritter der Heerstraße.

Altenglisches Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert.

Von

Klara Reichner.

(Nachdruck verboten.)

Wie es noch heute in Spanien, Italien und Griechenland der Fall, so hat es auch einst in Alt-England berühmte Straßenräuber gegeben, die sogar von den Bänkelsängern in ihren Liedern gefeiert wurden. Nicht als ob das Räuber- und Diebeshandwerk einst erlaubter als jetzt gewesen wäre, sondern vielmehr deshalb, weil jene Wegelagerer auf englischem Boden bis zu ihrem natürlich stets unglücklichen Ende einer großen Idee zu dienen glaubten und zugleich eine gewisse Ritterlichkeit bei ihrem verwerflichen Geschäfte an den Tag legten, die sie oft zu Lieblingen des alt-englischen Volkes machte.

Zu jenen eigenthümlichen Gestalten der englischen Verbrecherwelt des 17. Jahrhunderts gehört auch der Wegelagerer, von dem hier die Rede sein soll.

James Hind war der Sohn eines ehrlichen Sattlermeisters, der sein Handwerk in einem Orte der Grafschaft Oxfordshire betrieb. Als einziges Kind seiner Eltern suchten diese ihm eine möglichst gute und seiner natürlichen Begabung entsprechende Erziehung zu geben. Der

vielverſprechende Knabe wurde alſo in eine Schule geſchickt, wo er leſen, ſchreiben und rechnen lernte, was um die Mitte des 17. Jahrhunderts ſchon für eine nicht gewöhnliche Bildung galt. Leider aber hatte dies nicht den von dem ſtrengen Vater beabſichtigten und gewünſchten Erfolg. Der 15jährige Knabe wurde nach dem Schulbeſuch zu einem Metzger in die Lehre gegeben, wo er auch zwei Jahre aushielt, dann aber — verſcheucht durch die rohe Behandlung von Seiten ſeines Meiſters — davonlief, um nach London zu wandern, wo er ſein Glück zu machen dachte.

Zum Reiſen und Glückmachen gehört indeſſen Geld! Aus dieſem Grunde ſchrieb der Abenteurer von ſiebenzehn Jahren einen ſehr rührenden Brief an ſeine Mutter daheim, in welchem er ihr die erlittene Behandlung in lebendigen Farben ſchilderte und zugleich um die nöthigen Geldmittel für ſein ferneres Fortkommen in London bat. Die zärtliche Mutter ſendete denn auch wirklich hinter dem Rücken des Vaters Alles, was ſie ſich erſpart hatte, ihrem geliebten James, damit er in London nicht Noth zu leiden brauchte. Hätte ſie eine Ahnung davon gehabt, daß gerade dieſes mühſam zuſammengeſparte Geld die erſte Urſache werden ſollte, ſeinen Hang zu einem zügelloſen Leben zu beſtärken, die gute Frau hätte ſich doch vielleicht mit ihrer Sendung nicht ſo ſehr beeilt.

James wendete den mütterlichen Sparpfennig nämlich nicht dazu an, ſich einen neuen Meiſter zu ſuchen, ſondern machte die tollſten Vergnügungen mit, bis er durch einen unglücklichen Zufall einen Lehrherrn entdeckte, der aller-

dings der allerschlimmste war, welchen er finden konnte, denn das Handwerk, das derselbe betrieb, war das eines — Diebes.

Thomas Allan, der neue Freund und Lehrmeister des jungen James, besaß einen gewissen Ruf in der Verbrecherwelt, und das Bündniß, welches Beide schlossen, hatte sogar einen romantischen Hintergrund und eine Art von leitender Idee.

Der Freundschaftsbund der beiden gleichgestimmten Seelen fand nämlich zu jener Zeit statt, als Karl's I. Haupt auf dem Schaffot gefallen war. Rache für des Königs Tod! — das sollte fortan ihre Losung sein. Keiner der Königsmörder sollte Gnade und Schonung von ihnen zu erwarten haben, fiele er in ihre Hände. Das schwuren sich die sonderbaren Freunde und Genossen zu.

Vor allen Dingen aber galt es nun, den noch unerfahrenen Schüler in die Künste des edlen Diebshandwerkes einzuweihen, und James Hind legte hiefür eine Geschicklichkeit an den Tag, welche ihm in den Augen des vielerfahrenen Diebes und in denen seiner verbrecherischen Genossen zu hoher Ehre gereichte.

Schon das Probestück sollte das beweisen. Es wurde ausgeführt, als Thomas Allan und sein Lehrling James auf der Landstraße nach einem Opfer ausspähten, und ein solches auch wirklich bald in Gestalt eines Reisenden harmlos des Weges daherkommen sahen. Geschwind versteckte sich der würdige Diebsmeister, und der Neuling im „Handwerk" blieb allein zur Ausführung des Meisterstücks zurück.

Er näherte sich mit höflichem Anstande dem Fremden

und ersuchte ihn, ihm seine Baarschaft in Güte auszuhändigen, ein Verlangen, welchem dieser auch ohne Widerstand nachkam. James Hind aber machte hiebei die Entdeckung, daß der Reisende nicht eben übermäßig mit Geld und Gut versehen war, dafür aber noch eine große Reise vor sich hatte. Aus Mitleid gab er freiwillig dem Beraubten einen Theil der Beute zurück. Diese unerwartete Handlungsweise bei einem Straßenräuber rührte den Bestohlenen in so hohem Grade, daß er dem Ritter der Heerstraße die Hand schüttelte und versprach, ihn nicht zu verrathen, auch wenn er ihm in diesem Leben nochmals begegnen sollte.

Man ersieht wohl klar genug aus diesem einen Beispiel, welcher Art jene Verbrecher Alt-Englands und jene Zeiten überhaupt gewesen sind. Jedenfalls aber trug der glückliche Erfolg dieser „Probeleistung" des jugendlichen Anfängers nicht wenig dazu bei, ihn auf der gefährlichen Laufbahn zu erhalten, die er eingeschlagen hatte, und die er nun auch weiter verfolgte bis zum schlimmen Ende.

Bald erlangte „Kapitän Hind", wie James nun allgemein genannt wurde, Ruf und Beute genug, umsomehr, als nicht nur das Glück seiner Kühnheit und seiner Geschicklichkeit lächelte, sondern weil auch seine angenommene royalistische Färbung ihm sogar unter ehrlichen Leuten manchen heimlichen Freund verschaffte.

Fast wäre Englands mächtiger Protektor, Oliver Cromwell, selbst eines Tages in seine und Thomas Allan's Hände gefallen, wodurch die englische Geschichte wohl eine andere Wendung erhalten haben würde. Jedoch schlug

der Plan, Cromwell zu überfallen, dadurch fehl, daß der Wagen des Lord-Protektors an dem fraglichen Tage dicht von Bewaffneten umgeben war. Wohl wagten die Räuber trotzdem den Angriff, jedoch vergeblich. Es blieb nichts übrig, als die Flucht, welche indessen nur James Hind gelang; sein Freund und Lehrer dagegen ward verwundet, gefangen und in London durch Henkers Hand mit dem Tode bestraft.

So sah sich James Hind also fortan auf sich selber angewiesen, doch gerade dieser Umstand mehrte seinen Muth und seine Thatenlust und verschaffte ihm sehr bald den allbekannten und gefürchteten Namen, welchen er bis zu seinem Ende beibehielt.

Einstweilen freilich machte das kühne Attentat auf den Lord-Protektor auch ihn zu einem überall Verfolgten, der sich für einige Zeit gänzlich verborgen halten mußte. Auch sein Pferd — ein für die Räuber jener Zeit höchst nothwendiger Gegenstand — war der auf ihn veranstalteten Jagd zum Opfer gefallen. Es galt also, nachdem er es endlich wieder wagen konnte, seine Schlupfwinkel zu verlassen, vor allen Dingen, sich wieder in den Besitz eines solchen zu setzen. Daß dies einem so verwegenen Straßendiebe nicht schwer fallen konnte, ist wohl leicht erklärlich, noch dazu, da meist ein merkwürdiges Glück ihn zu begünstigen pflegte. So auch in diesem Falle.

Er sah nämlich an der Straße ein gesatteltes Pferd stehen, das sein Reiter an eine Hecke gebunden hatte, um sich aus einem Dornbusche einen Stock zu schneiden, ahnungslos, welch' ein gefährlicher Gesell in seiner nächsten

Nähe sich befinde. Kaum hatte James das Pferd erblickt, als er sich auch bereits schnell entschlossen hinaufgeschwungen hatte. Darauf ritt er stolz davon, indem er dem vor Staunen ganz starren Besitzer des Pferdes noch als Trost zurief, er möge froh sein, daß er, James Hind, ihm sein Geld in der Tasche gelassen habe, um sich ein anderes Pferd kaufen zu können, und ihm ferner den guten Rath ertheilte, sich künftighin auf der Landstraße besser vorzusehen, da es ihm vielleicht ein ander Mal noch schlimmer ergehen könne.

Mit besonderer Höflichkeit benahm sich dieser kecke Wegelagerer Alt-Englands indessen gegen das schöne Geschlecht, besonders wenn die betreffenden Damen hübsch und jung waren. Diesen gegenüber pflegte er am liebsten nur den fahrenden Ritter zu spielen und zeigte sich nur höchst ungern als Räuber. So einstmals, als ihm ein ganzer Wagen voll holder Damen begegnete, welche er sehr höflich mit den Worten begrüßte: er sei zwar ein Ritter des schönen Geschlechts und stets mit Freuden bereit, für dasselbe einzutreten und zu kämpfen, doch leider augenblicklich genöthigt, zu weiteren Abenteuern etwas Unterstützung zu verlangen. Die Damen fanden diese Rede ganz im Style der Romane jener Zeit, hielten sie für Scherz und antworteten in gleicher Weise, bis er sich ihnen vorstellte, und der gefürchtete und allbekannte Name des Kapitäns Hind den Scherz zum bitteren Ernste machte. Während der scherzhaften Plänkeleien hatte er erfahren, daß eine der Damen Braut sei und ihre Mitgift, bestehend in 3000 Pfund Sterling, bei sich führe. Er be-

gnügte sich jedoch zur größten Freude der Damen mit dem dritten Theile dieser Summe und wünschte ihnen dann eine glückliche Reise, der schönen Braut jedoch noch ganz besonderes Glück.

Vollkommen unnachsichtig dagegen, ja sogar mit scharfem Hohn und Spott plünderte Kapitän Hind alle Diejenigen, welche er vermöge seines eigenthümlichen Räuberprogramms als seine bittersten und ausschließlichen Feinde betrachtete: die sogenannten „Königsmörder", die Republikaner. Wer zu dieser Partei gehörte, durfte noch froh sein, wenn er ihm die Kleider auf dem Leibe ließ. Bis an's Leben selbst ging es indessen nicht, sondern die Gefahr für dasselbe bestand lediglich in Drohungen, besonders wenn der Ueberfallene sich nicht lange weigerte, sondern das Klügste that, was in diesem Falle möglich war, nämlich mit guter Manier hingab, was er bei sich führte.

Eigenthümlich überhaupt ist der Umstand, welche Scheu der sonst doch vor nichts zurückschreckende Wegelagerer vor dem Blutvergießen hatte. Man sollte meinen, daß ein ehemaliger Metzgergeselle an den Anblick von Blut gewöhnt sein müsse, und ein Bandit, der alle moralischen und bürgerlichen Gesetze mit Füßen tritt, auch vor einem Morde nicht schaudern würde.

Kapitän Hind ließ es jedoch stets — einen einzigen Fall ausgenommen, den er selbst als Nothwehr auszulegen bemüht war — mit den bloßen Drohungen bewenden, welche er zur Einschüchterung seiner Opfer mit der Pistole in der Hand auszustoßen pflegte.

Wo es irgend anging, liebte es der gefürchtete Straßenräuber sogar, seine verschiedenen Abenteuer in das gemüthliche Gewand des Humors und der gefälligen Manieren zu kleiden. Auch fand er es unter seiner Würde, gleich einem gemeinen Diebe im Hinterhalt zu lagern, um irgend einen harmlosen Reisenden zu überfallen und zu plündern. Die Sache mußte schon — seinem großen Ruf und Ansehen als „nobler" Straßenräuber entsprechend — in etwas höherem, romantischerem Styl in Scene gesetzt werden.

Und er kam um so häufiger in den Fall, seine Phantasie zum Besten seines verbrecherischen Geschäftes anzustrengen, als er, dem alten Sprichwort: wie gewonnen, so zerronnen zufolge, nach Art seiner „Standesgenossen" niemals Geld besaß, sondern sich oft in größter Verlegenheit befand.

In einem solchen Falle nun wußte er sich folgendermaßen zu helfen: Er besaß ganz am Ende eines Dorfes ein halbverfallenes, abgelegenes, kleines Häuschen als gelegentliches Absteigequartier. Dorthin wußte er einen berühmten, des Weges kommenden Arzt zu locken, von dem er wußte, daß dieser soeben eine große Summe von einem geheilten Patienten erhalten, indem er ihm vorspiegelte, daß seine Frau schwer erkrankt sei und der Hilfe dringend bedürfe. Der Arzt stieg wirklich, gerührt von seinem Flehen, vom Pferde; kaum aber ist er drinnen in der Hütte, als Kapitän Hind die Thüre verschließt, ihm ein Pistol und einen leeren Geldbeutel entgegenhält und ihm erklärt: dieser völlig leere Beutel sei seine Frau und er

wisse sehr wohl, daß der Doktor in seiner Tasche ein sehr untrügliches Mittel gegen die betreffende Krankheit bei sich führe. Der Arzt verstand und — zahlte. Als James Hind das Geld im Beutel hatte, bedankte er sich freundlich, verbeugte sich mit vielem Anstande und ließ dem Doktor als „Entschädigung" das ganze Haus zurück, in das er ihn einschloß, während er auf dessen Pferd davonjagte.

Wie es in jener Zeit möglich war, daß ein Straßenräuber, wie Kapitän Hind — mochte er auch auf noch so „noble" Art seine verbrecherischen Thaten ausführen — in hohem Grade sich der Gunst des Volkes erfreuen konnte, ist vielleicht doch nicht ganz so unerklärlich, als es beim ersten Blick erscheinen mag. Nicht nur, daß jene Zeit überhaupt eine rohe, gewaltthätige, wo die Gewalt meist vorherrschte und entscheidend war, es kam noch Anderes dazu. Ein Volk, das soeben seinen König auf dem Schaffot enden, das alle Bande bürgerlicher Ordnung im Bürgerkriege sich lösen, das Bruder gegen Bruder das Schwert zücken sah, konnte unmöglich das richtige Urtheil über einen Kapitän Hind und seine Unthaten besitzen. Aufgelöst erschien damals in England ja Alles, was sonst für geheiligt galt, und gegen die gewöhnlichen gemeinen Verbrecher jener Zeit erschien dem Volke allerdings ein James Hind ritterlich und vom Hauche der Romantik umwoben. Dazu kam noch ein anderer und sehr beim Volke zu seinen Gunsten sprechender Umstand. Kapitän Hind pflegte Arme und Bedürftige nicht nur zu schonen, sondern sie sogar zu unterstützen.

So traf er einmal einen alten Mann, der auf seinem Esel daher geritten kam und Alles, was er an Geld besaß und seit zwei Jahren zusammengespart hatte, 40 Schilling nämlich, bei sich trug, um sich auf dem Markte eine Kuh zu kaufen.

Nachdem Kapitän Hind von dem schlichten Alten Alles das im harmlosen Gespräch erfahren und auch gehört hatte, daß dieser zehn Kinder besaß, gab er sich ihm zu erkennen und theilte ihm mit, daß er zwar zur Zeit so in Noth sich befinde, daß er ihm seine 40 Schilling leider abnehmen müsse, daß er ihm jedoch, wenn er über Alles schweigen wolle, in acht Tagen das Doppelte zurückgeben würde.

Der Alte war's zufrieden — eine Weigerung hätte ihm ohnedies ja nichts geholfen — und richtig erhielt er nicht nur pünktlich seine 80 Schilling, wie ausgemacht, sondern noch 20 darüber, damit er sich kaufen könne, was ihm auf dem Markt gefiele.

Nachdem Kapitän Hind, der bisher allen Verfolgungen glücklich entgangen war, den bereits erwähnten einzigen Mord auf seinem Gewissen hatte (er glaubte einen Feind hinter sich zu haben, schoß ihn nieder, um nicht ergriffen zu werden, und sah, daß es ein fremder harmloser Mensch war), begann ihn dieses mehr als alle sonstigen Feinde zu verfolgen. Er fand nicht Ruh' noch Rast mehr bei seinem Diebshandwerk und wollte es daher versuchen, die auf ihm lastende Blutschuld und Alles, was er sonst verbrochen, durch bessere, ehrenvollere Thaten zu sühnen.

Jedoch es war zu spät. Zwar trat er in die Reihen der Freiwilligen ein, welche dem schottischen Heere zu=

strömten, das für des getödteten Karl Stuart Sohn, für den nachmaligen König Karl II., zu den Waffen gegriffen, zwar kämpfte er tapfer in der blutigen Schlacht bei Worcester mit, in welcher die Königlichen von den Republikanern geschlagen wurden, seine dunklen Thaten aber hefteten sich an seine Ferſen und verfolgten ihn wie rächende Schatten, die nach Sühne rufen.

Als das königliche Heer in die Flucht geschlagen und vernichtet ward, gelang es ihm allerdings, zu entkommen und sich zu verbergen, doch ein Jugendfreund verrieth ihn und die Zuflucht, welche er in London gefunden hatte. Er wurde gefangen, unter großer militärischer Begleitung nach Newgate geführt und dort in Ketten gelegt.

Und — sonderbarerweise — der Straßenräuber mußte als Hochverräther gerichtet werden, denn anders war seinem Leben infolge einer inzwischen erlassenen allgemeinen Verbrecher-Amnestie, von welcher nur der Hochverrath ausgeschlossen blieb, nicht beizukommen.

Die letzten Worte des „Kapitän Hind" auf dem Richtplatze bestanden — getreu seinem Programm — in einer Verwünschung der „Rebellen" und aus der Versicherung, „daß seine letzten Augenblicke nur durch den Gedanken verbittert würden, seinen königlichen Herrn nicht auf den Thron zurückgekehrt zu wissen."

Darauf wurde die Exekution durch den Strang vollzogen, der Körper des todten Verbrechers geviertheilt und über die verschiedenen Stadtthore gehängt, sein Kopf auf ein Brückengitter gesteckt.

So endete am Galgen der gefürchtete „Kapitän Hind"

ſein verfehltes Leben, ein Leben, wie es nur zu jener bunt-bewegten, aufgewühlten Zeit in England zu führen möglich war.

Mannigfaltiges.

Eine Tauchergeſellſchaft. — William Phipps, welcher 1650 als der Sohn eines Grobſchmieds in Nordamerika geboren wurde und in ſeiner Jugend das Schiffszimmermannshandwerk erlernt hatte, war einer der intelligenteſten und unternehmungsluſtigſten Männer ſeiner Zeit. Er intereſſirte ſich namentlich für die praktiſche Anwendung der Taucherglocke, die damals gerade mehrere Verbeſſerungen erfahren hatte, und entwarf einen genialen Plan, um die Schätze eines an der Küſte der Inſel Haiti geſunkenen ſpaniſchen Silberſchiffes zu heben. Dieſes Projekt legte er dem Könige Karl II. vor und wußte dabei dem engliſchen Herrſcher den reichen Gewinn, welchen ſein Unternehmen abwerfen werde, in ſo glänzenden und verlockenden Farben zu ſchildern, daß Karl II. ihm nicht nur ein Schiff, ſondern auch die zur Realiſirung des Plans erforderlichen Geldmittel zur Verfügung ſtellte. Voll froher Hoffnungen begab ſich Phipps im Jahre 1683 nach Weſtindien auf den Schauplatz ſeiner Thätigkeit und begann ſeine Hebungsarbeiten. Dieſelben führten aber nicht zu dem gewünſchten Reſultate, nach vielen vergeblichen Verſuchen mußte Phipps endlich die Heimreiſe antreten und langte völlig verarmt in England wieder an. Dieſer erſte Mißerfolg vermochte jedoch nicht, die Thatkraft des energiſchen Mannes zu erſchüttern; er war nach wie vor von der Ausführbarkeit ſeines

Unternehmens fest überzeugt und wandte sich daher an den König Jakob II., welcher seinem Vorgänger Karl II. in der Regierung gefolgt war, mit der Bitte um ein Schiff. Aber der neue Regent brachte dem Projekte Phipps' keine Sympathien entgegen und wies den jungen Amerikaner mit seinem Gesuche schroff ab. Phipps versuchte nun auf dem Wege einer Art von Kommanditgesellschaft die nöthigen Geldmittel zusammenzubringen. Auch hiemit hatte er anfangs kein Glück, es wollte Keiner sein Geld in ein so unsicheres Unternehmen stecken, und das große Publikum, welches überhaupt wenig Verständniß von der Sache besaß, machte sich über das Projekt Phipps' lustig. Trotzdem verzagte der Letztere nicht, sondern war für das Zustandekommen der Kommanditgesellschaft unermüdlich thätig. Er hatte auch endlich die Genugthuung, den Herzog von Albemarle, den Sohn des berühmten General Monk, für seine Idee zu gewinnen. Nachdem der englische Magnat eine beträgliche Summe gezeichnet hatte, folgten auch andere Kapitalisten diesem Beispiele. Schon nach kurzer Zeit konnte Phipps zur Bildung einer Gesellschaft schreiten, deren 20 Theilnehmer je nach der Größe ihrer Einlagen an dem Gewinn participiren sollten. Dann segelte er im Jahr 1687 zum zweiten Male mit einem Schiffe von 200 Tonnen nach Haiti. Anfangs schlugen die Taucherarbeiten wiederum fehl, es schien fast, als ob das Meer sich seine Schätze nicht entreißen lassen wolle. Schon wollte der völlig muthlos gewordene Mann der Stätte seines unfruchtbaren Wirkens den Rücken kehren und sich auf den Heimweg begeben, als ihm bei einem letzten Versuche das Glück lächelte. Die Taucher, welche unzählige Male vorher beim Aufwinden der Taucherglocke dem nassen Elemente mit leeren Händen entstiegen waren, brachten endlich aus einer Tiefe von 6 bis 7 Klaftern einige werthvolle Stücke vom Meeresgrunde herauf. Jetzt wurde eifrig weiter getaucht und eine Ausbeute erzielt, die alle, selbst die kühnsten Erwartungen weit übertraf.

Die Schätze, welche Phipps dem Meere entriß und nach England brachte, repräsentirten einen Werth von ca. 300,000 Pfund Sterling oder 6 Millionen Mark. Hiervon erhielt der Herzog von Albemarle, welcher sich mit dem größten Kapitale an dem Unternehmen betheiligt hatte, 90,000 Pfund; Phipps' Antheil an dem Gewinn belief sich auf 20,000 Pfund, und der Rest gelangte unter die anderen Kommanditisten zur Vertheilung. Natürlich erregte dieser so überaus günstige Ausgang eines früher vielfach bespöttelten Unternehmens das größte Aufsehen. Viele mißgönnten dem kühnen Nordamerikaner sein Glück und zu diesen gehörten auch mehrere Leute aus der Umgebung des Königs, welche Jakob II. bereden wollten, das Schiff nebst der Ladung mit Beschlag zu belegen, weil Phipps, als er die Erlaubniß des Königs für sein Unternehmen nachgesucht, die Sache selbst nicht klar und bestimmt dargelegt haben sollte. Jakob II. war aber gerechter als diese neidischen Höflinge und wies ihren Rath mit dem Bemerken zurück, daß Phipps durchaus korrekt verfahren sei. Ferner bezeugte er dem glücklichen Leiter der Taucher-Expedition noch dadurch seine Zufriedenheit, daß er ihn in den Ritterstand erhob. Die königliche Gunst blieb Phipps auch für die Folge treu; er bekleidete später das Amt eines High Sheriff of New-England und starb, nachdem er noch höhere Würden erlangt hatte, 1693 zu London. H. Ww.

Sonderbare Bräuche. — So oft die deutschen Kaiser in einer Reichsstadt vor eine Herberge ritten, hatten die Schergen und Stadtknechte das Recht, das kaiserliche Pferd wegzunehmen. Friedrich III., † 1493, kam einmal auf seinem Falben in einen solchen Ort. Flugs eilten jene Diener herbei und nahmen das Roß. Des Kaisers Stallmeister widersetzte sich, wurde aber dafür durchgeprügelt. Friedrich gerieth in Zorn, schickte zum Bürgermeister und verlangte sein Pferd zurück. Dieser aber antwortete: „sie mochten, noch dorfften wider des Reichs Satzung nicht, und

gepürt in (ihnen) nicht dawider zu tuen." Friedrich mußte seinen Falben auslösen oder noch ein besseres Roß dafür geben. (Schamdocher Chronik). Auch gegen die Päpste erlaubte man sich diese Freiheit. Kaum war Johann XXIII. von dem Schimmel gestiegen, worauf er 1414 seinen Einzug in Konstanz gehalten, als die Knechte des Bürgermeisters den Zelter mit sich fortführten. Alles Widerstreben der päpstlichen Thürhüter, Kämmerlinge und Stallmeister war vergeblich. (Ulrich's von Reichenhall Konzilium zu Konstanz, 1536. Die Begebenheit ist daselbst auf einem Holzschnitt abgebildet.) Bei den Krönungsfesten waren die Kaiser nach alter Sitte verbunden, von dem preisgegebenen Brod und dem gebratenen Ochsen Stücke zu schneiden und zu essen, desgleichen zu trinken von dem Wein, der für Jedermann aus dem Springbrunnen floß. Kaiser Albert II. beobachtete dies noch bei seiner Krönung zu Aachen 1438. Offenbar deutete dies auf den erinnernden Gedanken, daß in gewissen Dingen zwischen Kaiser und Volk Genossenschaft, ja Gleichheit stattfinde; und daß solche Erinnerungen keineswegs verwerflich sind, bedarf keiner Ausführung. Dr. L.

Eine Prophezeiung aus Dankbarkeit. — Auf einem ermüdenden Marsche in Schlesien erbat sich Friedrich der Große von einer Bauersfrau einige Aepfel und bezahlte sie, trotzdem die Geberin anfangs nichts nehmen wollte, mit etlichen Goldstücken. Voller Dankbarkeit äußerte die Frau, daß der König gewiß demnächst einen schönen Sieg erfechten und sie sich freuen werde, ihn alsdann wieder zu begrüßen. In der That gewann Friedrich bald darauf die Schlacht bei Liegnitz und kam nach wenigen Wochen in dieselbe Gegend. Alle Bewohner des Dorfes standen an der Heerstraße; an der Spitze die Prophetin, welche dem Monarchen laut Glück wünschte. Derselbe dankte huldvollst und sagte dann zu dem neben ihm reitenden Zieten: „Das muß man den Schlesiern lassen, sie haben Alle eine angeborene

seine Lebensart; denke Er sich daneben einmal seine Priegnitzer." — „O," versetzte Zieten verdrossen, „bezahlen Eure Majestät nur diesen einmal jeden Apfel mit fünf Thalern, so werden sie noch höflicher sein." L. M.

Die Negerrepublik Liberia. — Diese an der Westküste Afrika's gelegene Niederlassung wurde auf Anregung wohlmeinender amerikanischer Abolitionisten (Gegner der Sklaverei) durch eine eigens dazu schon 1816 gebildete Gesellschaft gegründet. Ihre Bestimmung war, freigelassene Neger aus Amerika als Bürger aufzunehmen und auf diese Weise den afrikanischen Urstamm zu veredeln und Afrika nach und nach zu civilisiren. Der Zweck war edel und es steuerten viele Menschenfreunde in Amerika und England gern zu den Kosten der Gründung und später auch der Erhaltung der Niederlassung bei. Liberia wurde zum Freistaat erklärt und erhielt eine in Amerika ausgearbeitete Musterverfassung, die sich selbstverständlich an die amerikanische Verfassung anlehnte. Die vornehmsten sozialpolitischen Grundzüge des liberischen Staatslebens sind: Alle Menschen sind einander gleich und frei geboren; die Regierungsgewalt liegt im Volke; Sklaverei darf in keiner Form existiren; die Wahlen werden von den Wählern durch Ballotage vorgenommen; nur Bürger können Grundeigenthum besitzen; nur Farbige können Bürger sein. Selbstverständlich erhielt der Freistaat auch einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, einen geheimen Rath, einen Senat, ein Abgeordnetenhaus, einen Generalpostmeister und was sonst zu einem civilisirten Staate gehört. Man erwartete allgemein ein rasches Emporblühen Liberia's, allein das Land machte keine Fortschritte, weder in materieller, noch in kultureller Hinsicht. Die liberische Hauptstadt Monrovia mit ihren 10,000 Einwohnern gewährt keinen imposanten Anblick und sieht alt und verfallen aus, was theils dem Einflusse des Klima's, theils der Zerstörung der Holzbauten durch die Termiten zuzuschreiben

Digitized by Google

ist. Die Wege für die Fußgänger bestehen in ausgetretenen Wiesenpfaden; die Mitte der Straßen, in denen außer dem Grase auch noch andere Vegetation üppig emporschießt, ist gar nicht zu passiren, ganz abgesehen von den frei umherlaufenden Schweinen, Ziegen, Rindern, Schafen und zahmen Affen. Deutsche Marine-Offiziere, welche jüngst Liberia besuchten, halten den Zweck, den man bei der Gründung des Staates im Auge gehabt, für gänzlich verfehlt. Fr. v. Hellwald.

Auch ein Sport. — Vor einiger Zeit wurde zu Stockton in Kalifornien ein berüchtigter Raubmörder hingerichtet und dazu der Raum vor dem Richtplatze mit eleganten Sitzbänken, wie in einem Cirkus, versehen. Die ganze vornehme Damenwelt der Stadt in den ausgewähltesten Toiletten war erschienen und lachte und plauderte vor der Exekution, als befänden sie sich im Opernhause. Als die Hinrichtung vorüber war, trat eine Frau, die Vorsteherin eines Fräuleininstituts für „gebildete" Kreise, an den Henker heran und beglückwünschte ihn, daß er den Verbrecher so wunderhübsch gehängt habe. M. L.

Feines Kunstverständniß. — Der bekannte Geigenvirtuos Henri Wieniawski berührte einst auf einer Kunstreise eine kleine russische Garnisonstadt und wurde von den Offizieren angegangen, ein Konzert zu geben. „Wissen Sie was," sagte einer der Herren, „spielen Sie aber Violoncell." — „Bedaure," versetzte Wieniawski, „ich bin Violinspieler und habe Violoncell nicht gelernt." — „O," meinte der Offizier naiv, „ob Sie mit dem Bogen unter'm Kinn oder unter'm Knie herumfahren, das wird wohl gleich sein. Zudem ist hier das Violoncell besonders beliebt." — „So? Weshalb denn?" — „Ja, weil man hier noch nie ein's gehört hat." L. M.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 13 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9311

Filmed by Preservation 1992

JUL 15 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9311

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google